Stand und Bildung.

Erster Theil.

Stand und Bildung.

Roman

von

Friedrich Wesdorf.

Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1865.

Inhalt des ersten Theils.

Erstes Kapitel.

Der Wurf.

Noch einmal ein kurzes Anhalten des kräftigen Schrittes. Noch einmal blickte ein schönes großes Auge auf die Aufschrift eines sauber gehaltenen Briefes. Noch einmal zuckte es wie ein Wetterleuchten über dieses einnehmende, unvergeßliche Gesicht. Dann streckte sich ein markiger Arm rasch nach einem verhängnißvollen Ziele aus, der erwähnte Brief glitt in den ewig offenen, doch schweigsamen Mund des Briefkastens und — der Wurf war geschehen.

So werden die Lose der Sterblichen geworfen! Es treten dabei die eigenen Entschließungen und die still waltenden Umstände in Wechselwirkung. Ohne Antheil der erstern an unserm Schicksal, wären wir dem blinden Fatum unterworfen. Ohne Anlaß der letztern kämen wir zu keiner moralischen Kraftentwickelung. Die Vorsehung bietet an. Die Hand greift zu. Die Gerechtigkeit des Schicksals wird sich zuletzt erweisen — und Gottes Wege werden keiner Rechtfertigung bedürfen.

Die Dogmen des Christenthums sind wahr, gesegnet und ewig.

Der junge Mann in der vollen Blume des hoffnungsvollen Jünglingsalters, der eben nicht ohne einen geheimnißvollen innern Kampf diesen Wurf gethan hatte, möchte von den verschiedensten Augen nicht ohne ein besonderes persönliches Interesse angesehen werden können. Ohne durch eine hervorragende männliche Schönheit ersten Ranges aufzufallen, hatte er das Anziehende jener Erscheinungen, an welche die Natur und die Bildung die Reize der Liebenswürdigkeit und Lebensfrische verschwendet haben. Ueber die mittlere Mannesgröße merklich hinaus, war er, ohne eine heroische Figur zu sein, ein elastisches nerviges Mannesgebilde. Gesundheit an Leib und Seele strahlte von ihm aus vom Kopf bis zu den Füßen. Nicht die schlaffe, haargescheitelte, typisch gewordene Künstlergestaltung rangirte ihn über die niedrigen Stufen der Menschenordnung. Das wissenschaftliche Colorit legte ihm den höhern Schmuck des Göttlichen auf die Stirn. Der reiche und massive Landjunker und der prahlende und stolzirende Kaufmann seines Alters blieben weit unter diesem Schnitt und Schritt. Ein Offizier, mit dem Plutarch mehr im Herzen als in der Tasche, würde eine Parallele mit ihm gebildet haben; aber nicht ganz. Da er mehr als unsere flüchtige Bekanntschaft sein soll, so werden wir für den Augenblick an seiner Seite bleiben.

Der junge Mann schien innerlich etwas durchzumachen zu haben. Der eben von ihm vollzogene Act vibrirte noch in seiner Seele. Er ging gedankenvoll,

vertieft in sich. Das Mechanische seines Schrittes, der sich aber keiner Nachlässigkeit schuldig machte, war unverkennbar. Er kam durch einige Straßen, ohne daß er von seinem Sinnen abgezogen wurde. Er grüßt mehr als einmal; sogar einem frischen freundlichen Mädchengesichte erwidert er das niedliche Nicken; allein der elektrische Strom, der sonst bei solchen jugendlichen Begegnungen erwacht, wird nicht afficirt. Er gelangt zum Thore der Mittelstadt hinaus; die Promenade ist einsam, aber so schön im ersten Frühlingsaufrauschen begriffen, daß sich jede junge Mannesbrust bedeutend gehoben und geweitet haben würde, wenn sie nicht ein gewaltiger Gegendruck niedergehalten hätte.

Lassen wir doch diesen Jüngling mit seiner Neigung zum stillen Durchkämpfen einer innern Schwierigkeit sich in das knospende, von Vogelgesang belebte Gebüsch verlieren, bis er uns wieder muthigen und feuerstrahlenden Auges entgegentritt. Damit man nach dieser Einleitung nicht mehr und nicht weniger von ihm hält, als was er ist, so decken wir zunächst Folgendes von ihm auf. Der etwa dreiundzwanzigjährige junge Mann mit dem schönen blonden Lockenkopf und den beredten blauen Augen, die sonst jeder Herausforderung des Schicksals entgegen zu lächeln pflegen, mit diesem Munde, der gar nicht zu reden braucht, um doch zu gewinnen; der junge Mann, der eben den Studenten ausgezogen zu haben scheint, halb aber ihn doch anbehalten hat, um sich solange wie möglich gegen das prosaische Philisterium zu sträuben, war Fritz Markbrand, bis dahin von aller Welt „der schöne Fritz“ genannt, der einzige Sohn und

1*

zugleich das einzige Kind — theils eine Bevorzugung, theils ein entschiedener Nachtheil für den, der aus dieser Lebensstellung hervorsprießt — das einzige vielgeliebte Kind des sehr achtbaren Bürgers und Eingesessenen Herrn Albrecht Markbrand und dessen ehrsamer Gattin und Hausfrau, die ihres Sohnes Mutter war im umfänglichsten und zärtlichsten Sinne des Wortes.

Die Familie Markbrand, die wir hier in ihrer engsten Verbindung berühren und die aus den genannten drei Seelen bestand, gehörte bis auf diesen Augenblick zu einer der glücklichsten dieser Erde. Der goldene Mittelstand zog die gesegnete Mauer der Behäbigkeit und Friedlichkeit um diese in treuer Liebe verbundenen Seelen. Die Trinität fand hier, was ihre Seligkeit betrifft, ihr bestes irdisches Ebenbild. Man hatte, was man brauchte, und entbehrte gern, was mau nicht kannte. Man genoß der Ehre und des Ansehens genug, um seines Standes froh sein zu können; und es flossen selbst Wohlthaten über die Schwelle eines alten, nahrhaften bürgerlichen Hauses, die ihm den göttlichen Segen erhielten, weil ihn kein Neid, kein Hochmuth und keine Undankbarkeit entweihte. Das Haus war fromm aus schuldiger Ehrfurcht vor dem, in dessen Hand es stand. Albrecht Markbrand, aus ähnlichem Verhältniß selbst entsprossen, hatte, wie es unter seinesgleichen üblich war, ein bürgerliches Handwerk ergriffen und auf dessen goldenem Boden sich zu Vermöglichkeit, Ansehen und Würde emporgeschwungen. Seine Gattin, die er sich einst aus den schmuckten Bürgerstöchtern der Stadt erkoren, hatte mit ihm Arbeit, Fleiß und Aufkommen getheilt. Wie er jetzt ein ange=

sehener Bürger und Stadtverordneter war, der sein Handwerk niederlegen konnte, weil er den Schatten unter sich hatte: so war sie eine der ersten Bürgerfrauen der Stadt, und die anständigen und namentlich werthvollen Neuerungen der Mode brauchten nicht spurlos an ihr vorüberzugehen. Der ehrbare Bürger leistete jetzt seiner Vaterstadt, der er seine glückliche Wiege, seine zufriedene Ehe und sein blühendes Haus verdankte, verschiedene Dienste. Auf einen dieser Dienste legte er aber einen besondern Werth. Diesen sah er für ein wirkliches Ehrenamt an. Die Geistlichkeit der großen Stadtkirche hatte ihn zum ersten Altarmann und Kirchvorsteher erwählt, und damit war ihm ein Genüge geschehen, welches er durch die treuesten Bemühungen um das Wohl des theuern Gotteshauses vergalt. Er war ein Freund der Kirche aus Geist und Bedürfniß. Ein Mann von Gefühl für Wahrheit und Recht, für Andacht und Seelenerhebung, ging ihm der öffentliche Gottesdienst allem vor. Daran war ihm jedes Stück von Herzen lieb. Das feierliche Geläut, das den Tag des Herrn verkündigte; die brausende Orgel, die die Stimmen der Sterblichen auf ihre Schwingen nahm, um sie zum Throne des Ewigen zu tragen; die festtäglichen Kirchenmusiken, welche die Würde des Gottesdienstes so beträchtlich erhöhten und aus denen die prächtige Discantstimme seines Fritz so glockenrein heraustönte, als er noch Chorist des Stephaneums war; und dann die Predigt, die der unvergeßliche, berühmte Senior des Ministeriums hielt, und welche die Herzen der Hörer mit gewaltigem Netzeszuge fing: die ganze Macht und Fülle

eines großen und schönen Gottesdienstes war ihm unendlich lieb und an die Seele gewachsen. Freilich nahm er auch später gern den ihm gebührenden Ehrensitz im hohen Chore ein, und in seinen Functionen gefiel er sich ohne Verstellung. Das Gefühl einer allmählichen Lauheit, die sich im kirchlichen Wesen kundgab, die entgegengesetzten Richtungen, die sich oft in skandalvoller Weise zu bekämpfen suchten, das Lichtfreundthum, der Rongianismus und Ulichismus, der achtundvierziger politische und religiöse Schwindel, der freche Abfall von der Kirche und ihrem Altar, der sich in schreiender Weise in allen Ständen zeigte, dieser Verfall eines gesunden und biedern Volkslebens, und dieses Verkommen alles Tüchtigen und Haltbaren zerklüftete ihn mit der Zeit und den Anhängern dieser modernen Richtung, und machte ihn in gewisser Hinsicht zu einem Fanatiker seiner Ansichten und Grundsätze. Er war Monarchist im Punkte seiner allgemeinen Unterthanenpflicht; städtischer Republikaner, soweit ihm die Städteordnung politische Freiheit zu seinem speciellen Vortheil verlieh; aber in den Grundsatz der politischen Freiheit und Gleichheit für alle konnte er sich nicht finden. Die Consequenz dieses Grundsatzes brach seine Prärogativen und war ihm der schwangere Zustand einer unheilvollen revolutionären Chimäre. Er war aus seiner ehrenfesten Stellung gelockert, wie viele seines Standes, seiner Bildung und seiner Begriffe. Da er sich noch nicht gänzlich von dem öffentlichen Schauplatze zurückziehen wollte, so sog er viele bittere Galle aus unschuldigen Veranlassungen, erwarb er sich Feindschaft, wo er es nicht

wollte, und sein Schicksal war — die Unversöhnlichkeit mit einer Zeit, die ihm nicht gefiel.

Frau Johanne Markbrand, die eben jetzt mehr in der Fülle als in der Blüte ihrer Jahre stand, war eine Frau, welcher das Glück und die Zufriedenheit ihres Standes auf der Stirn geschrieben stand. Sie theilte in keiner Weise die Bekümmernisse ihres Mannes um die wirbelnde Zeit; dazu hatte sie ein zu leichtes und gutes Gemüth. Sie rechnete ganz bestimmt auf eine Wiederkehr der Ordnung aller guten Dinge, weil nach ihrer Behauptung ein jeder Rausch vorüberginge und die Ruthe schon kommen würde, welche die unbändigen und ruchlosen Ruhestörer des öffentlichen Friedens und der christlichen Andacht zurechtstäupen könnte. Sie, als eine erklärte Freundin des menschlichen und des göttlichen Rechts, fürchtete nichts, und so lebte sie harmlos, wo tausend andere nur schreckliche Gespenster sahen und weltumstürzende Ereignisse befürchteten. Die Ordnung ihres Hauses stand auf dem unerschütterlichen Herkommen treuer und ehrlicher Pflichten, und der wachsende Wohlstand hatte bei Fleiß und Sparsamkeit, bei angemessenen Ansprüchen und gerechter Vertheilung des Segens seine unversieglichen Quellen. Was konnte auch den gesegneten und blühenden Zustand eines wohlgeordneten bürgerlichen Hauses erschüttern, da die Familie, in enger und reiner Liebe verbunden, die unschätzbaren Wohlthaten einer frohen und kernhaften Gesundheit und eines ziemlich gesicherten Auskommens genoß! Man rühmt die goldene Mittelstraße: hier betraten sie glückliche Wanderer. Man preist den goldenen Mittelstand: hier

erwies er sich als die kräftigste Stütze des Daseins. Dies Haus war gesegnet, weil es nicht an dem belästigenden Glanze, an dem quälenden Luxus, an dem ermüdenden Prunke des eiteln und gefährlichen Reichthums litt, aber auch nicht die Seufzer und die Kummerzähren einer Hütte kannte, durch deren offene Sparren die rauhen Winde sausen und die feuchten Nebel ziehen, um die halbbedeckten Einwohner, die doch auch nur von Fleisch und Blut sind, bis auf die innersten Nerven der Empfindung zu berühren.

Wenn in allen guten Dingen die beiden Eheleute von demselben reinen Wetteifer beseelt waren, das Mögliche gemäß der persönlichen Kraft und des sittlichen Willens zu leisten, so suchten sie sich in dem einen Punkte ihrer Aelternliebe zu dem einzigen Sohn zu überflügeln. Dies Kind ihrer einzigen großen Sorge, ihrer vielfachen Angst in den Gefahrsjahren der kindlichen Schwäche und Krankhaftigkeit, dies Kind ihrer ganzen Hoffnung und ihres gerechten Stolzes war aber auch mit allen Reizen und Vorzügen ausgestattet, welche die Natur auf eine menschliche Creatur ausschütten kann. Beide Aeltern ergänzten in selten harmonischer Weise die Mängel ihrer Creatürlichkeit; dies Kind trug die Vollkommenheiten beider an sich. Es war eine gesunde Pflanze aus einem gesunden Keime. Es war die Frucht der Liebe aus ungeschwächten Naturen. Man konnte nichts Lieblicheres sehen, als diesen vollen engelhaften Säugling an der kräftigen Mutterbrust. Bei diesem Anblicke konnten Königinnen neidisch werden und Künstler ersten Ranges ihre Studien für ein Cabinetsstück oder ein Altarblatt machen. Wie werden doch diese

Bilder in Natura immer seltener, und wie böse sollte man auf eine Culturepoche werden, die solche gesunde Erscheinungen unmöglich macht! Wie sollte man nicht blos die Umkehr zu einfacher Sitte und gesundheitsfördernder Ordnung in Büchern und auf Kanzeln predigen, sondern auch einen ernsten Willen dazu zeigen und aus den bessern Ständen mit einem guten Beispiele dazu vorangehen! Es war unstreitig das süßeste Muttergeschäft, diesen Engel von einem Kinde selbst zu nähren und auf den eigenen Armen groß zu tragen, und Mutter Johanna hat sich an diesem Genusse vollkommen gesättigt und nie eine Bürde dabei gefunden. Hundertmal kam es vor, daß die Leute im Vorübergehen stehen blieben, wenn die ansehnlichen Bürgersleute im anständigen Sonntagsschmucke, mit ihrem der ganzen Stadt bekannten kleinen Fritz an der Hand, ihren Spaziergang machten. Dies Bild, in allen seinen Theilen gelungen und reizend, zog jedermann an, und man sah sich noch einmal danach um, wenn es sich thun ließ, ohne zu auffallend zu werden. Diese fast allgemeine Theilnahme konnte dem güdlichen Aelternpaare nicht entgehen, und wenn ihnen das Herz zuweilen dabei über die feine Linie der Bescheidenheit und der Selbstgefälligkeit schwoll, so verzeihen wir dies gern mit der Thräne, die unserm entsagungsvollen Auge entrinnt.

Die Erziehung des Kindes geschah nach den einfachsten Principien der Liebe, welche durch christliche Grundsätze geregelt ist. Eine Verziehung lag zu sehr in den Umständen, als daß wir die Aeltern dafür zur strengsten Rechenschaft ziehen könnten; doch ist eben die Liebe auch hierfür das beste

Correctiv, und die gute Natur, die das Kind von seinen Aeltern geerbt hatte, sträubte sich von selbst gegen alle Auswüchsigkeit. Angewandt wurde an dieses Kind alles, was dessen gute Anlagen forderten, die Eitelkeit des Aelternherzens billigte, die Gelegenheit begünstigte und die Wohlhabenheit des Standes so leicht ins Werk setzen ließ. Der Knabe machte spielend die auffallendsten Fortschritte, war der stete König und Feldherr seiner Gespielen, der erklärte Liebling seiner Lehrer und brachte immer gute Censuren. Es gibt Glückskinder, denen alles zufällt und alles gewogen ist, und die selbst mit ihren Fehlern über Blumen wandeln, die man sich plötzlich in Dornen verwandeln sieht, wenn sie ein anderes kärglich ausgestattetes Wesen mit seinen Tugenden betreten will. Fritz war ein solches Glückskind. Selbst die Musen wiegten es in ihren Armen. Fritz war mit einer selten reinen und kräftigen Stimme begabt, und seine Leistungen im Chore der Stadt, bei Concerten und Kirchenmusiken waren ungewöhnlich und oft mehr als schmeichelhaft für die loberntenden Aeltern. Musik war überhaupt ein besonderes Seelenorgan unsers kleinen Helden, und nach wenigen Jahren eines ziemlich guten Unterrichts war er ohne allen Einwand der beste Pianist der Stadt. In seinen Vorträgen, die bisweilen sich in die Oeffentlichkeit verliefen, besonders wenn eine große Schulfeierlichkeit stattfand und eine splendida corona die Aula des Gymnasiums füllte, entwickelte er ebenso viel Gewandtheit wie Geschmack und Gefühl, sodaß es leider öfter bis zu dem verderblichen Applaus kam. Einige geringere versuchende Bekanntschaften mit noch

einigen andern Instrumenten vollendeten wenigstens eine gewisse Dilettantenschaft in der Musik; und wenn es zu ernstern Bemühungen auf der Orgel kam, so trug dies letztere Betreten des musikalischen innersten Heiligthums so viel bei, daß sich eine große und heilige Achtung gegen das Meisterthum dieser Kunst in des Jünglings Seele festsetzte und ihn vor thörichten Ansprüchen seiner eigenen bescheidenen Productionen bewahrte. Sein Gemüth war dichterisch gestimmt. Seine Anschauungen waren tief und unter die Oberfläche der natürlichen Bezüge der Dinge gehend. Seine Einbildungskraft war elastisch und ins Allerweiteste dehnbar. Sein Geschmack beruhete auf seiner gesunden Empfindung. Er componirte mit Leichtigkeit ein Poem, und im Nachahmen vorhandener bekannter Gedichte war er selbst stark. Seine Aufsätze wollten sich nie ganz in die herkömmlichen Regeln einer sogenannten guten, oder gar classischen Stilistik schmiegen. Sie gingen oft bandenlos einher, waren reich an originellen Wendungen, und so abnorm sein Stil auch immer sein mochte: etwas Interessantes lag darin, etwas Eigenes, das kein anderer ebenso gemacht oder gewagt haben würde, weil eben dazu ein Muth gehörte, der sich lieber auf eigenen gewagten Bahnen gefiel, als daß er am alten Gängelbande geblieben wäre. Die alten Classiker, wie sie nacheinander in einer gewissen herkömmlichen Weise vor ihm auftauchten, wurden seine Freunde, mit denen er nun das reichere und edlere Spiel der Jugend durchmachte. Das Jugendalter der classischen Welt führte sich in des reifenden Jünglings Seele auf und wurde damit seine zweite

Aera, seine zweite, aber schönere Welt. Er fing an das Ideale zu ahnen und gewann damit den Minervaschild, der ihn vor jeder Gemeinheit und Trivialität bewahrte. Die ethische Zucht des Studiums der Alten hat dieser jugendlichen Geisteskraft die heilsamsten Bande angelegt, aber auch die freiesten Flügel geliehen. Sie gab dem Geiste Harmonie und Willen. Die Geschichte war ihm das große Evangelium der dunkeln und doch wieder so hellen Fragen über das, was man den Gang der Vorsehung, der göttlichen Weltregierung und den historischen Causalnexus zu nennen pflegt. Er las die tausend Monumente der Geschichte mit Andacht und Begeisterung, und die Weisheit des Buches der großen Völkerschicksale verhalf ihn zu großen Anschauungen der ethischen Weltzwecke. Weniger sprachen ihn die naturwissenschaftlichen und die mathematischen Wissenschaften an. Er liebte nicht den rohen Schritt und Schnitt in die Mysterien der Schöpfung. Es war ihm ein Greuel, die schönen Pflanzen auszugraben und um der Zählung ihrer Staubfäden willen mit kaltem, unbarmherzigem Finger zu zerzausen. Er gestand dem Forschenstriebe des Menschen dieses Recht des Zerreißens und Zerfleischens zu; aber er konnte sich nicht ohne Schmerz dazu verstehen, eine aufgespießte Sammlung von Käfern und Schmetterlingen zu besehen. Er hat sich nie eine solche Sammlung angelegt oder angekauft, und mit diesem Horror stach seine sonst so kräftige Natur weit ab von der seiner Mitschüler. Der gestirnte Himmel war ihm das prächtigste Zelt seiner heiligsten Andachtsschauer; allein mit Berechnungen des Stand-

ortes und der Bahnen jener glänzenden Himmelskörper befaßte er sich nicht, weil ihm der Gedanke eines mechanischen Weltgebäudes, dessen Regeln auf berechenbaren Grundsätzen beruhen sollten, einen Verwesungsgeruch an sich trug. Mathematik war nicht das Fach, in welchem er jemals excelliren konnte; dazu war seine geistige Begabung nicht knickerig-kaufmännisch genug; er gefiel sich im leichten, losen und anmuthigen Lösen aller Aufgaben, die seinem vornehmen Geiste gestellt wurden. Er war ein aristokratischer Kopf in Bezug auf die Wissenschaft; kein Oekonom, kein Kaufmann, kein Advocat konnte aus ihm geprägt werden. Und dennoch war er ein gescheiter, anstelliger junger Mann, und sein ganzes Wesen, seine schöne Figur, sein beredtes Auge, seine klangvolle Stimme und die angeborene Anmuth seiner Bewegungen, — dies alles sprach entschieden dafür, daß er auf dem Gebiete der Beredtsamkeit etwas Eclatantes leisten würde. Bei jedem Redeactus war er es, dem die effectvollsten Declamirstücke übertragen wurden, war er es, der stets mit einer Palme des allgemeinsten Beifalls die Tribüne verließ.

Es machte sich so wie von selbst, daß Fritz um der Kanzel willen das Studium der Theologie sich wählte, als der Abiturient zu einer Erklärung über seine künftige Carrière gedrängt wurde. Dieser Punkt war bis zu dem letzten entscheidenden Augenblick nie in der Familie erörtert worden. Vater und Mutter ließen es stillschweigend geschehen, als ihr Sohn nach seiner Confirmation wieder in die Schule ging. Er war als funfzehnjähriger Jüngling bereits zu weit über die Lehr-

lingsschürze hinaus, um ihm irgendein Handwerk vorzuschlagen. Es war dem älterlichen Stolze angemessener, daß ihr talentvoller Sohn bei der Schule bleiben wollte, und die pecuniären Opfer, die mit dieser Lebensbestimmung zusammenfallen, kamen gar nicht in Betracht. Man hatte sich bereits an den Gedanken gewöhnt — wie es denn in der That solche gleichsam angeborene Gedanken gibt, die das Steuer unsers Lebensschiffes bilden — in ihm den künftigen Studenten zu sehen. Das Mutterauge sah mehr, dies Auge voll seliger Hoffnung sah in nicht zu weiter Ferne einen jungen Prediger auf der Kanzel stehen, der mehr als ein anbetendes Frauenherz nicht des unsichtbaren Gottes, sondern des sichtbaren Ebenbildes eines Engels unter seiner dichten Zuhörerschar finden würde. Die Mutter schwärmte für diesen Beruf, weil sie ihren Sohn so ausgezeichnet geeignet dazu fand. Sie flößte dann und wann diesen ihren Lieblingswunsch in das Herz ihres Einzigen, und dieser Einzige, der auch seine Mutter mit aller Inbrunst eines einzigen Sohnes liebte, amalgamirte seine Neigung nach und nach dieser grünen Herzenssprosse seiner theuern Mutter. Der Vater sprach in Bezug auf die Berufswahl seines so früh gereiften Sohnes keinen directen Willen aus. Sein Grundsatz war, die Neigung in dieser Hinsicht in ihrem Rechte nicht zu stören; obwol es ihm eben ganz lieb war, daß seine liebe Gattin hierbei die stille Lenkung des Schicksals desjenigen übernahm, den er ebenfalls am liebsten im Weinberge des Herrn in einer ehrenvollen Thätigkeit und Lebensstellung sah. Zwei Motive unterstützten diesen geheimen Wunsch.

Er selbst saß bereits als Oberaltarmann auf dem Ehrensitze im hohen Chor, und es schien mit eine nothwendige Folge davon zu sein, daß sein Sohn eine Note höher zu sitzen käme, und — dazu eignete sich der Predigerstuhl besser als die Magistratspricche, die in der neuesten Zeit einen etwas plebejischen Ausdruck bekommen hatte. Sein Eifer um das Haus des Herrn ergrimmte oft ob der Verödung desselben in einer Zeit, wo die öffentliche Tribüne die Kanzel überschrie und das Publikum so verblendet und geschmacklos geworden war, daß es den Skandal einer Volksversammlung der Gemeinschaft an heiliger Stätte vorziehen konnte, und es streifte bis an die Grenze einer abrahamitischen Opferfähigkeit, wenn er seinen einzigen Sohn in die Löwengrube dieses wilden Zeitalters hinabsenden wollte, um die losgelassenen Bestien der Zeitidolatrie und Atheisterei wieder zu zähmen und in das Paradies gesunder Luft und Nahrung zurückzuführen. Fritz wurde Theolog, weil es sich so machte. Niemand hinderte ihn bei dieser Wahl. Niemand entwickelte ihm auch die allein gültigen Gründe dafür. Er kannte weder die Schwierigkeiten, noch die Gefahren dieses Berufs, der ihn so freundlich schimmerte wie ein friedlicher, begütigender Stern in der dunkeln Nacht der Zukunft, und der Schiffer war froh, auf dieses Zeichen des Himmels sein Ziel zu richten.

Der neunzehnjährige Jüngling schied aus seinem theuern Vaterhause, aus der Genossenschaft seiner Jugend, die mit begeisterter Freundschaft an ihm hing, aus seiner lieben Vaterstadt, die ihm die fröhlichste Kindheit und Jugend bereitet, um mit den ehrenvollsten Zeugnissen die

nächstgelegene Universität zu beziehen. Dies war die erste Herbigkeit, die in den ungetrübten Freudenbecher dieser Glücklichen fiel. Der Sturm des Abschieds war erschütternd bis in die letzten Grundfesten des Herzens. Das Markbrand'sche heitere Haus war öde von dem Augenblick an, wo es der Athem des Sohnes nicht mehr belebte. Der Vater entzog sich mancher unbehaglichen Stunde durch einen weiten Gang ins Feld, oder in den nächsten Wald. Die Mutter gewann nie die alte heitere Ruhe wieder. Die Studienzeit des Ewigvermißten goß dennoch manche Sonnenstrahlen der Freude über das sonst trauernde Markbrand'sche Haus. Fritz brachte mit wenigen Ausnahmen seine sämmtlichen Ferien im älterlichen Hause zu. Damit kam immer der alte Frohsinn wieder, der um so würziger war, da ihn die Sehnsucht vorbereitete und der Gedanke an die immer zu hastige Trennung ihn um so fester zu halten suchte. Für den Studenten waren diese Heimatstage fast nothwendige Stärkungen und Erquickungen, deren sein reger und angespannter Geist bedurfte. Das meistens etwas angegriffene Aussehen, diese eigenthümliche Studentenfarbe, verwandelte sich gar bald unter der Pflege der Mutter und bei den Lieblingsgerichten, die ihre Küche spendete, in die alte Blume der jugendlichen Frische und Kraft.

Fritz wurde immer hübscher, je mehr er reifte. Selbst das kecke Bärtchen, mit dem er eine Weile Staat zu machen suchte, mußte dem jungen Gottesgelehrten verziehen werden, so kleidsam stand es ihm. Er trug sich überhaupt burschikos, aber stets elegant. Er haßte das struppige Wesen, in welchem sich ein Theil der renom-

mirenden akademischen Jugend zu gefallen sucht. Man fühlte es seiner äußern Erscheinung an, daß er gute Gesellschaft liebte, eine Rolle spielte, und ein entschiedener Gegner alles Gemeinen und Elenden war. Kein verrätherischer Schimmer der Regellosigkeit der Sitten und der Ausschweifung des freigelassenen jugendlichen Alters zog sich wie ein schmuziger Novembertag über diese kraftvolle Erscheinung. Die durchreisenden Freunde, die bei ihm einsprachen und bei ihm und seinen Aeltern, denen es zum größesten Vergnügen gereichte, eine gastliche Aufnahme fanden und bei gewissen Gelegenheiten selbst Leben in die Stadt und in ihre öffentlichen Vergnügungen brachten, hingen mit ungeheuchelter Liebe an unserm jungen Helden, und bewiesen ihm jene ungeschminkte Achtung, die man demjenigen zollt, der durch seine gewichtigen Eigenschaften des männlichen Muthes und sittlichen Werthes ein anerkanntes Uebergewicht über die andern gewonnen hat. Der Student Markbrand war ein flotter Bursche und ein Haupt seiner Farbe. Er war ganz an die Romantik dieses schönen akademischen Lebens hingegeben. Er lebte aber auch mit allem Feuer und allem Eifer der Wissenschaft, und in seinem Fache suchte er selbständig und tüchtig zu werden. Er glänzte unter den Studenten als ein Stern erster Größe, und die reichsten und angesehensten jungen Leute warben um seine Gunst und fühlten sich geehrt durch seine Freundschaft. In den kleinern wissenschaftlichen Kreisen, die sich der gegenseitigen Förderung wegen enger zusammenschließen, galt er als ein fähiger Kopf und als ein gewandter, mit reichen Kenntnissen ausgestatteter

Commilito. Selbst bei verschiedenen Professoren war er accreditirt, und einige nahmen ein starkes Interesse an dem vielversprechenden jungen Manne. Selbst ein Accessit erwarb er sich durch eine Preisaufgabe; bei einigen Disputationen machte er mit Glück den Opponenten extra carceres, und als er am Schlusse seiner akademischen Laufbahn die Aufgaben zu seiner theologischen Prüfung erheischte, stellte ihm jeder, der ihn kannte, ein günstiges Prognostikon. Zur ruhigen und ungestörten Absolvirung dieses Examens und des sich daran schließenden weitern für eine Lehrstelle an einer höhern Lehranstalt zog er sich einstweilen unter die schirmenden Flügel des älterlichen Hauses zurück. Diese Beschwerden des wissenschaftlichen Standes, diese Brücken, über die so mancher nicht hinüberkommt, weil er die wissenschaftliche Wasserscheu bekommen hat, diese nothwendigen Erhärtungen der erlangten Kenntnisse wurden von unserm Candidaten leicht und glänzend überwunden. Die ungeheuern Anstrengungen, die aber stets mit den großen Prüfungen verknüpft sind, ließen es den Aeltern wie dem Sohne gleich wünschenswerth erscheinen, daß der Zeit der angreifenden Arbeit auch eine Zeit der leiblichen und geistigen Erholung folgen müsse. Und der erst zweiundzwanzigjährige Jüngling konnte ohne Gewissensdruck wol noch ein Jahr nach seinen akademischen Studien in seinem wohlhabenden älterlichen Hause der köstlichen Muße leben.

Diese schöne Spanne gegenseitigen Sichgenießens zog sich aber jetzt auf die letzten Tage zusammen. Dieses Jahr war zugleich der Hoffnung auf eine passende An=

stellung zunächst im Lehrfache und dann auch der Umschau nach einer künftigen Lebensstellung geweiht. Es mochte mit zu dem süßen Aelterntraume gehören, ihr Einziger möchte in der Vaterstadt eine ehrenvolle Laufbahn beginnen. Diese so natürliche Neigung eines nicht zu verargenden Traumes war aber ins grenzenlose Blaue gewichen. Die Umstände fügten es anders, als die Schläge des Herzens zählten. Die geistlichen Stellen des magistratlichen Patronats waren sämmtlich besetzt, und die beiden ältern Herren, die unter der Geistlichkeit waren, schienen für den Augenblick nicht gewillt zu sein, einer jüngern Kraft Platz zu machen, oder ihren alternden Kräften eine solche substituiren zu lassen. Die Gymnasialstellen boten auch ebenjetzt keinen Zugang dar, und eine Stelle an einer der Bürger- oder Volksschulen zu bekleiden, das fand der väterliche Ehrgeiz nicht angemessen, wenn die mütterliche Liebe, die den Einzigen gern bei sich behalten hätte, auch gern einen Pflock zurückgesteckt haben würde. Fritz selbst wünschte und suchte eine Beschäftigung außerhalb der väterlichen Stadtmauern, und — was unter seinen Verhältnissen selten der Fall ist — ihm lag zunächst an einer Hofmeisterstelle in einem gebildeten, womöglich vornehmen Hause.

Einige junge Leute aus den besten Ständen waren unsers jungen Freundes nächste Bekannte gewesen, mit denen er sozusagen die Rosenzeit der akademischen Periode genoß. Wieder eine engere Auswahl dieser jungen Vornehmen stand mit ihm im innigsten Freundschaftsbunde in der romantischen Weise, wie er in jener Zeit, die eine Wage für die Seelen und nicht für die

Ahnen in der Hand hält, allein nur möglich ist. In dieser Zeit ist vieles zur Ausgleichung gekommen, was von der Mutterbrust an durch das Gewohnheitsrecht, dies eiserne Würfelspiel der menschlichen Lose, in vielfache bizarre Unterschiede zersetzt worden ist, welche die Menschheit in jene neidische, feindselige und bedauerliche Stellung zueinander bringen, wo auf der einen Seite mit spöttischem Hohne das Unverdienst lacht und auf der andern die ungerechte Zurücksetzung weint. Die akademische Freiheit ist wenigstens im Punkte der Wahl der Freunde und des Umgangs eine schöne Gabe dieses einzigen gerechten Himmels, der die Tugenden glänzen läßt, wo sie in der Wirklichkeit sind und die Elendigkeiten verkümmern läßt, wo sie in ihrem faulen Boden stehen. Unser junger Freund fand sich in wohlthuendster Weise angesprochen durch den leichten, feinen und artigen Umgangston, der unter diesen Guterzogenen herrschte; er bekam Gefühl von dem, was man Takt, Anstand und Ehrgefühl im gewählten Sinne des geselligen, des höhern geselligen Lebens nennt. Die Nuditäten, wie sie auch zum Vorschein kamen, oder unter welcher affectirten Form der Natürlichkeit und der Naivetät sie sich auch verbergen mochten, wurden ihm gehässig, unausstehlich. Nicht das Stutzerhafte, was den Mann albern macht, war seine Sache, aber das Noble in Anstand und Ausdruck, welches den Mann von Bildung kennzeichnet, mochte er sich gar gern aneignen; hierzu hatte er Anlage, dahin strebte aus angeborenem Instinct seine Natur. Die jungen Leute von Distinction nahmen ihn um seiner Liebenswürdigkeit, um

seiner männlichen Schönheit willen vollkommen wie ihresgleichen; ja es gestaltete sich ganz unmerklich so, daß er auch ihnen die Gesetze vorschrieb, nach denen sie ihr geselliges Leben einrichteten. Er ritt wie sie, tanzte wie sie, wo sich eine Gelegenheit dazu darbot, focht besser als sie alle, hatte immer Geld und war nie knauserig, am wenigsten gegen dienende Geister und anhaltende Künstler, und — was die Hauptsache war — er stand weit über ihnen an Geist und Kenntnissen. Die Ehrensachen behandelte keiner so geschickt wie er; er war nie Raufbold, sondern eher Vertheidiger gekränkter Ehre; einen würdigern Präses bei Commersen konnte man nicht sehen, als den „Achill" — das war sein Spitzname — und seine Rede bei allgemeinen Studentenversammlungen gab jedesmal der Sache, um die es sich handelte, den Umschlag oder die Basis, die sie haben sollte. Genug, er war eine typische Größe, eine Force, einer jener Abgötter, die jede Studentenwelt mit einem freiwilligen, aber unantastbaren Culte umgibt. Lästig, sehr niederschlagend, fast tief beschämend empfand er seine blöde Unbehülflichkeit, wenn er mit einer Dame der höhern Sphäre, mit einer Professorenfrau, oder einer deren Töchter, irgendwie in eine Beziehung trat. Es geschah ihm dies zwar selten; nur einigemal kam er in diese Peinlichkeit, wo er zu Tisch in ein vornehmes Haus geladen war und wo er einen officiellen großen Ball mitmachen mußte. Er, dem sonst die Gedanken zuströmten, oft überfluteten, und dem es nie an dem rechten Ausdruck für seine Gefühle und Empfindungen gebrach, er war geradezu ein Stock den jungen Frauen

gegenüber, die so gern, ach, so gern mit dem bildschönen, jungen, allbeliebten Manne angebunden hätten. Diese einzige Noth steigerte sich fast bis zur Verzweiflung, da er einem jungen Edelmanne seiner intimsten Bekanntschaft das Versprechen gegeben hatte, mit demselben die kurzen Pfingstferien seines fünften Semesters auf dessen Aeltern Landgute, das ungefähr eine Tagereise von der Universitätsstadt lag, zuzubringen. Dort fand sich eine ziemlich bedeutende sommerliche Gesellschaft vor, in welcher das weibliche Personal jeden Schlags, jeden Reizes und jeden Werthes stark vertreten war. Fritz gefiel auf den ersten Augenblick bei der ersten Vorstellung allen; die jungen Damen konnten es nicht unterlassen, nach vollendeter Ceremonie sogleich zusammenzuschießen und von dem schönen jungen Manne zu sprechen, der bedauerlicherweise nur ein Bürgerlicher und, was noch bedauerlicher war, die Pfarre in Aussicht hatte. In der Stille wob aber eine und die andere an dem Netze, in welchem dieser selten hübsche Mensch mit den prächtigen Augen, mit der kräftigen Stimme, mit der schönen Figur, gefangen werden sollte; und als er den Flügel so virtuosenhaft behandelte, als er so eindringlich mit seinem üppigen Bariton sang, da hatte er so manchen glücklichen Griff in manches wehmüthige Herz gethan. Die gnädige Frau war total eingenommen von der Wahl ihres Sohnes, und der alte Herr konnte sich nichts Angenehmeres befehlen, als wenn er seine Cigarre nach Tisch im kleinen Gartenhäuschen mit dem guten Markbrand hindüfteln konnte. Aber so zuvorkommend, so überall nachsichtig man den lieben Fremden behandeln

mochte, Fritz mit seinem angeborenen feinen Gefühl, merkte das Unzureichende seiner Bildung für diese Schicht der Gesellschaft; hundertmal machte er jene kleinen Fehler, welche die wohlwollende Herrschaft nicht bemerken will, die aber den elenden Bedienten nicht entgeht und über die die alten Betteln, die auch in diesem Schlage nisten, ihre spitzen Nasen noch spitzer und durchsichtiger machen; hundertmal erröthete er in der Stille, und als der Tag herbeikam, wo er Abschied nehmen konnte aus diesem Complex so vieler Güte und Vergnügen, dankte er Gott auf den Knien für diese Erlösung aus dem Fegefeuer seiner ersten gesellschaftlichen Proben auf dem höhern Fuße des Lebens. Und doch hatte ihm diese Atmosphäre angesprochen, und doch gefiel ihm diese feine, leichte und elegante Weise miteinander umzugehen, und doch hielt er sie so gern in seiner Erinnerung fest, die Eindrücke des vornehmen Stils, wie er sie dort empfangen hatte. Es war nicht Stolz, was ihn mit unwiderstehlicher Gewalt in diese Kreise trieb, es war nicht Geringschätzung seiner schätzenswerthen Verhältnisse, in denen er geboren und erzogen war; es war der Drang seines Geistes, so frei wie möglich seine Flügel entfalten zu dürfen, und der Durst seines Herzens, der ihn an die reinsten Quellen des menschlichen Genusses trieb. Es ward still, aber heilig beschlossene Sache bei ihm, zunächst eine Stelle in einem guten Hause zu suchen, um eine seiner wissenschaftlichen Bildung angemessene sociale Bildung zu gewinnen. Sein Instinct leitete ihn richtig; denn der künftige Prediger, der mit allen Ständen und Bildungsstufen in Berührung kommen, ja der auf alle einen

geistlich religiösen Einfluß gewinnen soll, darf nicht vom Bürger- oder Bauernsohne unmittelbar zum Begleiter des heiligsten Amtes vorrücken wollen. Wir verdanken jenen Ständen gewiß sehr viele gescheite und sittlich tüchtige Prediger; aber daß sie den höhern Ständen oft so fern bleiben, daß sich unter ihnen oft so gar kein Verständniß herbeiführen lassen will, das liegt unzweifelhaft meistens an der mangelhaften, oder stumpfen, oder eckigen Bildung, die sich gerade in so nachtheiliger Weise auf den geistlichen Stand gehäuft hat.

Noch vor seinem völligen Abschiede von der Universität, der er sich so lange zugehörig glaubte, bis er an ihren grünen Tischen die examina pro licentia concionandi et docendi bestanden hatte, welches am Ablauf des sich freigehaltenen Jahres geschah, also noch kurz vor seinem völligen Abschiede von der Universität, theilte sich in Bezug hierauf unser junger Freund einem ihm sehr wohlgewogenen akademischen Lehrer mit; dieser billigte vollkommen die Ansichten des jungen Mannes, und da er es eben war, der die pädagogischen Studien auf der Universität leitete und mehrere in dieses Fach schlagende berühmte Bücher geschrieben hatte, so hatte er auch die häufigste Gelegenheit, jungen Männern zu einer Anstellung als Gouverneur oder Hofmeister behüflich zu werden, da er sehr häufig mit Anträgen dieser Art von hohen und höchsten Herrschaften wegen Empfehlung eines passenden jungen Mannes beehrt wurde. Es mußte sich auch ereignen, daß eben jetzt ein Schreiben von dem Baron Silberschild bei ihm eingegangen war, in welchem seine Vermittelung wegen eines Gouverneurs

für dessen beide Zwillingssöhne gegen das anständigste Honorar in Anspruch genommen wurde. Der Baron wohnte mit seiner Familie auf einem seiner Landgüter, wünschte einen jungen Mann von gutem Herkommen und guten Sitten, tüchtiger Bildung, um seine Lieblinge für den Soldatenstand vorbereiten zu können; besäße er sonst Kunstfertigkeiten in der Musik, im Zeichnen und dergleichen schönen Dingen mehr, so würde dies um so angenehmer sein, da auch zwei junge Damen in dem Hause wären, die sich gern auf eine angenehme und geistreiche Weise beschäftigt sähen, und oft Gesellschaft im Hause wäre, die dergleichen Fertigkeiten bei seinem Hofmeister vorauszusetzen gewohnt wäre. Diese Stelle, als ganz geeignete, offerirte der Professor unserm jungen Candidaten. Dieser bat um Offenhaltung des Postens bis er mit seinen Aeltern die nöthige Rücksprache genommen haben würde, welches nach wenigen Tagen bescheidlich abgethan sein würde, da er eben im Begriff stehe, die alte liebe alma mater zu verlassen, die ihm so viele geistige Wohlthaten erwiesen habe, daß er sie nicht ohne die innigste Dankbarkeit verlassen könne. Nähme er doch ein neues Wohlwollen mit hinüber in sein älterliches Haus.

Fritz kehrte von seinem wissenschaftlichen Examen noch einmal zurück in das älterliche, liebe, alte Haus, und ward wie immer mit Freuden empfangen. Aber was nun? — So, ohne alle feste Beschäftigung konnte und wollte er nicht länger umhertaumeln; dazu fühlte er sich zu gut und zu stark. Nach einiger Zögerung, um die wehmüthiger werdenden Aeltern nicht allzu jach zu

erschüttern, theilte er ihnen seinen Entschluß mit, die ihm bei seiner letzten Anwesenheit in der Universitätsstadt offerirte Hauslehrerstelle einstweilen, bis sich etwas Besseres finde, anzunehmen. Der nahe Ernst der Sache machte in der That einen erschütternden Eindruck auf das erschrockene Aelternpaar; allein bei stiller und ruhiger Befühlung der Sache hatte am Ende ein jegliches der drei Herzen seine besondern Gründe, in diesen Fall des Schicksals zu willigen. Es war nothwendig, diese Umstände anzuführen, um die Wichtigkeit des Schrittes zu begreifen, der eben auf der Laufbahn eines Lebens gethan werden sollte, das von einer so schönen und rosigen Morgenröthe beschienen ward, daß man kaum die Gewitterschwüle und Donnerschläge ahnen konnte, die sich dort an dem ersten feinen, kaum bemerkbaren Wolkensaume anzuspinnen suchten. Es ist nicht immer ein Vorzug des Schicksals, wenn sich der Himmel zu beständig und gnadenvoll über das Dasein herabneigt, wenn die Heimsuchungen Gottes im innersten Heiligthume der Seele ausbleiben, um ernste und erschütternde Fragen an ihre Kräfte zu richten, wenn die Prüfungen sich verschieben, um dann mit doppelter und zehnfacher Gestalt und Gewalt auf das unvorbereitete und unbewehrte Herz einzudringen. Und es soll niemand, der ein gewisses Lebensalter erreicht, wo die Leidenschaften, die guten wie die bösen ihre Rolle übernehmen, wo besonders die Leidenschaft der Liebe und der Ehre in unvermeidliche Conflicte geräth und den Menschen oft in die unerklärlichsten Widersprüche mit seinen eigenen bessern Ueberzeugungen versetzt, und in unaufhörlichen Kämpfen

verbluten oder abstumpfen läßt, — es soll niemand ohne Prüfungen auf den Hort der freigewordenen Tugend gelangen. Ach, wenn es dann nur das eigene Fleisch und Blut wäre, mit dem wir zu kämpfen hätten! Bei drohendem Untergange des Schiffs wirft auch der zäheste Kaufmann seine Reichthümer, der Mann der Forschung seine reichen wissenschaftlichen Sammlungen, um die er Tausende von Meilen in die Wüsten und unter die wilden Horden sich gewagt hat, wirft auch der Auswandrer all seine Habe über Bord, um nur gerettet mit dem nackten Leben ans sichere Ufer zu gelangen. Und wird es leck, das stolze Lebensschiff mit den stolzen Flaggen, mit den lustigen Wimpeln, schwebt es über dem drohenden Abgrunde mit der höhnenden Gefahr eines fürchterlichen Untergangs, um dann, wenn diese schreckliche Katastrophe geschehen, in Trümmern auf dem wilden, unabsehbaren Meere ohne Rast und ohne Rettung umhergetrieben zu werden: dann entblößt sich auch der Muthigste und Stolzeste, dann wirft er Liebe, Ehre, Hoffnung, Streben, Segen über Bord, um nur das nackte Leben zu retten und nicht das Allerschimpflichste zu begehen, sich selbst die letzte verzweiflungsvolle Schranke zu setzen, die ihn auf ewig von dem Urquell alles Lebens und aller Seligkeit scheiden. Es sind die dämonischen Gewalten, mit denen wir Sterblichen, die wir Antheil an einem Lichtreich haben wollen, oft bis auf den letzten Blutstropfen und Athemzug kämpfen müssen. Ihr Haß und ihr Neid ist es, der uns verfolgt, wenn wir Lieblinge der Vorsehung genannt werden, und wenn uns der höchste Preis des Strebens ein würdiges Ziel unserer

Kräfte, Gaben und Vorzüge würde. Sie lassen es zu, daß wir uns nähern bis zum letzten Handausstrecken; in dem Augenblicke jedoch, wo wir den Kranz uns aufsetzen wollen, zerreißen sie das duftige Gebinde, und die grünen Blätter und weißen Blüten liegen weinend auf dem Boden, von unholden Füßen unsichtbarer Geister der Finsterniß zertreten.

Die Zwischenverhandlungen waren geschehen. Fritz war auf die Empfehlung jenes Professors der Familie Silberschild ein erwünschter und aussichtsvoller Gouverneur, wie sie ihn für ihre Kinder suchte. Seine bezeugten künstlerischen Fertigkeiten, verbunden mit der gewiß vortheilhaften Schilderung, die der Protector des jungen Mannes von dessen persönlichen Eigenschaften gemacht hatte, spannten sogar in einem gewissen Grade auf die Acquisition dieses künftigen Hausgenossen, und die Bedingungen, die der junge Markbrand stellte, und die in ihren wesentlichsten Momenten auf eine anständige Situirung hinausliefen, wurden ohne alle Schwierigkeiten und Weiterungen erfüllt. Schließlich sollte nun die definitive Zusage erfolgen, zugleich mit der Angabe des Anzugstages, da der Herr Principal in diesem Fall dem Ankommenden seine Equipage bis an den Stationsort entgegenschicken wollte, der als der letzte auf der Eisenbahnstrecke, die Fritz von seiner Vaterstadt aus zurückzulegen hatte, angesehen werden mußte. Am 15. Mai — wir waren jetzt gegen Ende April — wollte der Candidat mittags 12 Uhr auf der bezeichneten Stelle eintreffen, um dann seine Dienste einem ihm so freundlich entgegenkommenden Hause, seine besten und gewissenhaftesten

Dienste zu weihen. Dieser letztwillige Entschluß war in jenem Briefe ausgedrückt, mit dem wir den Fritz Markbrand einen Augenblick noch schwankend vor dem Briefkasten sahen. Das Innere beschloß die That, und der Wurf des kommenden Schicksals war geschehen.

Zweites Kapitel.

Die Ahnungen.

Während wir dies Präludium zur nachfolgenden epischen Geschichte den theilnehmenden Zuschauern zum besten gegeben haben, war die Hauptperson unserer gegenwärtigen und künftigen Darstellung vor den Steinstufen seines älterlichen Hauses auf einem Umwege um die halbe Stadt angelangt. Zwar war er für uns eine Figur, auf welche das helle Licht des Tages fiel; aber für ihn lag die Welt im Nebel, und er sah nicht auf drei Schritt Weite, was um ihn vorging. Nur mechanisch grüßte er die Vorübergehenden; nur mechanisch ließ er einige Worte der Entgegnung hinfallen, wenn er zu einer Gegenbemerkung angeregt wurde. Er war ganz wo anders, und kaum rieselte eine kurze flüchtige Röthe mit einem fühlbaren innern Froste über sein ganzes Gesicht, als er den beiden hübschesten und reichsten Bürgerstöchtern der ganzen Stadt begegnete, von denen die eine, Lottchen Freihof, in der That etwas betreten zu sein schien, indem sich der junge Mark-

brand ihrer Annäherung mit einer Hast und einer Verlegenheit zu entziehen bemühte, die sich kaum mit der Aufmerksamkeit vereinigen lassen wollte, die er ihr seit längerer Zeit zum Neide ihrer Freundinnen bei den verschiedensten Gelegenheiten bewiesen hatte. Wir, die wir etwas tiefer in die Geheimnisse dieser jungen Brust haben blicken dürfen, wir wissen, daß es eine Liebe gibt, die oft nicht durchkommen kann, so gern sie auch möchte; die stets auf Schwierigkeiten und Einwände stößt, die aus den fatalsten und unerklärlichsten Fäden zusammengewoben werden. Hätte jemand diese beiden auserlesenen jungen Triebe aus dem kräftigsten und frischesten Reise des menschlichen Geschlechts zusammengeflochten, man hätte geglaubt, ein solches Meisterstück von harmonischer Zusammenfügung wäre kaum noch irgendwo zu übertreffen gewesen. Wie oft geht über junge Personen verschiedenen Geschlechts das allgemeine Urtheil: „sie sind für einander geschaffen!" und doch kann es in der eigenen Brust, die sich entscheiden soll, zu keiner andern Aushülfe kommen, als zu einer stillen Entwindung unvollkommener Neigungen. Die halbe Liebe, wenn sie sich wie ganze Liebe geben soll, gießt zuletzt die Brust mit Blei aus und kommt nicht zu dem Aufjauchzen eines vollbefriedigten Herzens, das sich überwältigt von überschwänglich schönen Gefühlen in alle Lüfte zersprengen möchte, während jene arme Brust sich immer enger und enger zugeschnürt fühlt. Markbrand litt bereits unter einem anklagenden Drucke, wenn die Gestalt dieses selten schönen Mädchens mit großem Reichthum und mäßiger Bildung entweder in der Wirklichkeit wie jetzt, oder in

der Einbildung, wie dies leider sehr oft geschah, wenn die Jugend ihre unausläßlichen Phantasiespiele trieb und neben die reale Welt noch eine ideale zaubert — Markbrand litt, wir wiederholen dies absichtlich, bereits unter einem anklagenden Drucke, wenn Lottchen Freihof ihm begegnete. Er wußte, daß er keine Linie weiter gehen durfte, wenn er diesem unschuldigen Kinde nicht ein tiefes und sehr schmerzliches Leid zufügen sollte. Es war dies ebenso edel wie männlich gedacht. Aber die feine Linie jenseit der stillen Hoffnung und diesseit der heißesten Sehnsucht war bereits schon überschritten, und oftmals wissen es die jungen Männer nicht, wie manchen Scheiterhaufen sie in einem weiblichen Herzen errichten und anzünden, auf dem das arme Herz selbst auflodert, bis es zu einer Hand voll todter Asche zusammensinkt. Doch die Jugend überwindet manchen schweren Verlust und hat oft eine ungeheuere Regenerationskraft, und wir geben uns der Hoffnung hin, daß die schöne und reiche Freihof auch diesen Jugendtraum verschmerzen wird. Der junge Mann, der ihr heute absichtlich auswich, war für sie verloren. Dies ist eine jener kleinen Liebesgeschichten, die sich so oft auf diesem Theater wiederholen, daß wir ihr kaum ein höheres als psychologisches Interesse gewähren können. Es ist dies an sich unbarmherzig und kommt der Obduction eines Leichnams aus wissenschaftlichem Forschenstriebe nahe. Die Jugend aber, wenn sie im wirklichen Lenze des Lebens wandelt und alle Atome ihrer schönen Welt aufsaugt, bedarf der Liebe — und, was befremdend erscheinen mag, vorzugsweise des Liebesschmerzes, um

für das männliche und weitere Leben zu genesen. Aus der misrathenen Liebe keimen die schönsten moralischen Kräfte, die reinsten Tugenden. Die Seelen werden nur fertig durch tragische Liebe; diese ist ihr eigener Staub, der sie schleift. Junge Leute, die ohne alle Liebesproben mit einem Ruck des Schicksals in den Ehehimmel versetzt wurden, werden oftmals mit vielen Thränen die falsche Niete benetzen, die sie aus dem Glücksrade ihres Schicksals zogen. Und fängt denn die Liebe so früh an, daß wir das, was wir hier eben sahen, für mehr als eine Tändelei oder ein Kinderspiel halten könnten? O, da mußt du die dreiundzwanzigjährige Brust eines jungen Mannes und das achtzehnjährige Herz eines jungen Mädchens fragen, um dich wegen deines schnellen Vergessens dessen, was dir in deinem eigenen Leben die höchste Lust und das tiefste Leid bereitet, zu beschämen. Da, wo die Geschlechter mit Entschiedenheit auseinandergehen, um zu ihrer individuellen Ausbildung zu gelangen, da ziehen sich auch die magnetischen Kräfte, die auf beiden Seiten liegen, am allerstärksten an. Hier finden die Ergänzungen durch die Liebe statt; dort werden die Vollkommenheiten sein, weil es eben keine Geschlechtsunterschiede mehr geben wird, und die aufkeimende Liebe ist die letzte wundervolle Rosenknospe aus dem verlorenen Paradiese, die dem armen in die weite Welt verjagten Menschen blieb, um an ihrem Duftstrome sich wieder dahin zurückzufinden, wohin uns eine ewige Sehnsucht zieht.

Fritz trat in sein älterliches Haus als ein längst von seinen Aeltern Zurückerwarteter. Zwar wußten sie, in

welcher Absicht er ausgegangen war; allein es hätte doch möglich sein können, daß ihm unterwegs noch etwas eingefallen wäre, das ändernd auf seinen Entschluß hätte einwirken können. Man trug sich, ohne daß man es sich selbst, oder einer dem andern eingestehen wollte, mit einem Gefühl herum, das sich nicht mit dem Schritte, der geschehen sollte, in Einklang bringen ließ.

Fritz trat in das gewöhnliche Wohnzimmer seiner Aeltern. Er grüßte freundlich die Anwesenden, die auf seine rückkehrenden Schritte gelauscht hatten und jetzt auf seinem Gesichte lasen. Dies nahm aber den Ausdruck ruhiger Stimmung an. Eine Lauscherin war da, eine jener Verwandtinnen, die so oft zur ungelegenen Zeit kommen und die doch nicht abgewiesen, sondern ertragen werden müssen. Sie sind das Notizbuch, oder vielmehr das Schuldbuch der Stadt, in welchem alle Familien, die zu ihrer Clique gehören, ihr Conto haben. Mit sieben Siegeln ist dies Buch nicht verschlossen, es ist die Zuflucht der alten Kaffeeschwestern, deren unerschöpfliche Arbeit es ist, die Familienereignisse durchzudreschen.

Es gibt sonderbare Erscheinungen auf dieser Erde. Woher kommen und wohin ziehen die Raubvögel, die am folgenden Tage ein ganzes ungeheueres Schlachtfeld zu plündern vermögen, daß nur nackte Leichen begraben werden können? Woher kommen sie, da doch die Bewohner der zunächst umliegenden Orte einer Wahlstadt in der Regel mit Kind und Kegel geflüchtet sind und nach dem Verlauf der Action mehr zu thun haben, als die vertheidigungslosen Gefallenen auszuschälen, und wo bleiben diese Menschen, diese Kannibalen mit ihrem

fürchterlichen Raube? Es ziehen Dämonen durch die Luft und nehmen Menschengestalt an; es kann kaum anders sein. Woher kommen denn jene blutgierigen Zugvögel, die immer zur rechten Zeit eintreffen, wenn in einer großen Stadt die Sturmglocke zur Revolte ertönt? Wir haben's in den verrufenen Jahren des europäischen Revolutionsschwindels erfahren, daß die ersten Helden, welche die öffentlichen Locale plünderten und dann auf den Barrikaden die Hauptrolle spielten, meist fremde, bis dahin ungesehene Gesichter waren. Es gibt auch unter den Menschen solche Adler, die von allen Seiten zusammenfliegen, um ihren Antheil an dem Aase zu gewinnen, das vom öffentlichen Unglücke zubereitet wird. So gibt es aber auch solche Raubvögel im kleinern Stil, die dem Todtengeruche in den Häusern nachgehen und die es sogleich erwittert haben, ob sich irgendwo eine geheimnißvolle Gewitterschwüle über einer Familie erheben will. Sie errathen's im voraus, ob es bald brennen werde im befreundeten Hause; denn ihre Nasen sind fein und empfindlich, sehr empfindlich gegen allen Sengegeruch. Sie errathen's, ob es bald einen Leichenschmaus bei den lieben Verwandten geben werde, denn ihre Zunge liebt das Pikante über die maßen, besonders den eigenthümlichen bittersüßen Geschmack, der an allem Trauerbackwerk hängt. Genug, es gibt Menschen, die unser Unglück früher ahnen, und an unserm Elende sich weiden, ehe wir selbst mit unsern Vorgefühlen darüber einig geworden sind. Die Tanten fühlen's mit Sicherheit, wenn unser friedsames Haus in eine Verwirrung zu gerathen droht, und dann sind sie da.

Dieser Typus von lauernden alten Katzen ist zu genau mit ebendenselben Merkmalen bei allen Nuancen im einzelnen ausgeprägt, als daß wir uns länger bei dieser Eingeweihten mit einer Beschreibung derselben aufhalten sollten. Sie hatte der lieben Gevatterin einen Besuch gemacht, um sich theilnehmend nach diesem und jenem zu erkundigen; in der That hatte sie aber in der letztern Zeit eine Bewegung in dem Hause wahrgenommen, die auch in der Ferne ihre Ausgangspunkte, oder vielmehr Anknüpfungspunkte haben mußte. War doch der Briefbote öfter als gewöhnlich dort aus- und eingegangen. Im Geschäftsverkehr stand doch das Haus nicht, und freundschaftliche und Familienverbindungen in der Ferne waren doch auch nicht vorhanden. Fritz war dann selbst öfter zur Post gegangen, und man hatte es bemerkt, wie er seine Briefe mit ängstlicher Vorsicht jedesmal noch einmal genau betrachtete, ehe er sie in den Briefkasten steckte. Von der Post aus summten mysteriöse Gerüchte über diese lebhafte Correspondenz. Die Familie wollte unbefangen erscheinen, und doch sah man sie in einer Art Unruhe. Das leise Befühlen des Zahns, der die empfindlichsten Nerven hat, brachte einige Zuckungen zu Wege. Soweit war man damit, aber wie kann das den Tanten genügen?! Unser Raubvogel mit den stechenden, runden Eulenaugen und mit der dünnen gekrümmten Habichtsnase flog begieriger auf seine Beute los. Wie geschickt wußte sie die verführbare Seite der angegriffenen Aeltern zu berühren. Sie erkundigte sich nach ihrem Fritz und lenkte rasch ein auf die allgemeine Stimme des Publikums über seine unvergleichliche Er-

scheinung auf der Kanzel. Es seien, meinte sie, doch bereits vierzehn Tage darüber vergangen, wo der schöne Candidat seine unvergleichliche Osterpredigt gehalten habe, aber, wohin man noch komme, in jedem Kaffee, in jedem Thee, werde von dieser eminenten Leistung noch mit demselben Feuer und Eifer gesprochen, wie am ersten Tage des empfangenen Eindrucks, — eine solche Sensation habe diese Predigt von einem so blutjungen Mann gemacht. Es herrscht nur eine Stimme: es sei dies etwas ganz Neues, und es geht nur ein Wunsch im Schwange: es möchte nur eben jetzt eine der Diakonenstellen vacant sein, die Wahl wäre getroffen. Was für ein Glück für die Aeltern, einen solchen ausgezeichneten, hoffnungsvollen Sohn zu haben. Wer möchte es ihnen nicht gönnen, wenn sie das Glück seiner Anstellung in seiner Vaterstadt erlebten! Und man könne es auch Lottchen Freihof in keiner Weise verdenken, wenn sie öfter, als es sich wol eigentlich schicke, über die Kirchhofsgasse ginge. Wenn die ersten Gedanken der Frau Base in sanfter galvanischer Weise auf die abgespannten Kräfte der Aeltern wirkten, so erfolgte mit der letzten Wendung ein elektrischer Schlag auf ihre Herzen. Der Vater verzog mit einer bittern Ironie den linken Mundwinkel, und sein Herz war geneigt, der Tante einen rächenden Schlag zu versetzen. Aber die Klugheit siegte in diesem Augenblicke über die Leidenschaft, und er blieb ganz ruhig zum allergrößten Verdrusse der Zahnfühlerin. Die Mutter aber fing Feuer und holte zum Glück aus, indem sie auch davon gehört haben wollte, wie sehr ihr Fritz gefallen und wie manche Thräne er entlockt habe.

Sie wäre bis zur schönen und reichen Freihof gekommen, die sie erst vor einer halben Stunde aus ihrem Fenster gegrüßt hatte, wenn nicht eben in diesem Augenblick der höchsten Gefahr für den Friedensstand der Familie, Fritz eingetreten und der ganzen Situation eine andere Richtung gegeben hätte.

Es war ein einziger Augenwink, der im Einverständnisse über ein zu beobachtendes Schweigen von der Markbrand'schen Familie ausgetauscht ward, und die wißbegierige Tante war auf das Trockene gesetzt. Sie mußte schmachten. Und wenn sie vor Neugierde verbrannt worden wäre, es ward ihr kein Tropfen Erquickung von den Unbarmherzigen gereicht. Dies ist eine jener quälenden Stunden, wo der Besuchende fühlt, wie lästig er ist und doch nicht weichen kann, weil er immer noch auf eine Befriedigung seiner aufgeregten Nerven hofft, und wo die Wirthe den theuern Augenblick herbeisehnen, den der Langweilige zum endlichen Abschiednehmen bestimmt hat. Aber da liegt das altmodige Umschlagtuch und daneben der verbabelte seidene Hut mit den verwitterten Blumen, und die Handschuhe ohne Finger, und der Sonnenschirm, der bald das Jubiläum seiner schützenden Dienste feiern kann, die er einer Dame geweihet hat, an deren Teint nie etwas zu verderben war. Man hätte ihr mit aller Freundlichkeit das Tuch umgehängt, den Platz vor dem Spiegel willig eingeräumt, um das famose Wetterdach aufzusetzen; man hätte ihr die Handschuhe, die eigenthümlich duftenden mit den spitzesten Fingern übergeben und den Sonnenschirm, welcher der alternden Figur auch die Dienste

eines treuen Stabes verrichtete, in die Hand gedrückt; man hätte den ganzen Packen recht gern zur Stube hinausgeschoben und bis an die Hausthür begleitet und dann in die nächste Bucht eines freundschaftlichen Fahrwassers einlaufen lassen; aber das wollte sich sobald nicht machen; auch dann noch nicht, da der Vetter Markbrand eine kurze Entfernung aus dem Dunstkreise dieser odiösen Tante mit einigen nothwendigen wirthschaftlichen Geschäften entschuldigen wollte, aber nicht ging, weil ihm hierzu kein Hinderniß in den Weg gesetzt wurde. Und er mußte auf seinen Posten bleiben, um seine schwächere Ehehälfte gegen diesen Mauerbrecher zu vertheidigen, der in die Geheimnisse anderer drang, wie die Kriegsmaschine dieses Namens in die festesten Schlösser. Auch das brachte die Beharrliche nicht zum Weichen, daß Fritz ihr eine musikalische Unterhaltung mir nichts dir nichts über den Kopf warf, wodurch ihr Mund wenigstens auf größere Schwierigkeiten einer stillen Unterhaltung stieß, als sie sie eben jetzt wünschte; denn so oft sie in verstärkten Tönen ihre Stimme erheben wollte, um einen guten Gedanken mit der leiblichen Hülle eines wohlbemessenen Wortes zu bekleiden, zog Fritz den Fortezug an und der Canarienvogel, der mit dem Instrumente in einen seltenen Wetteifer gerieth, machte jede Mittheilung durch menschliche Stimmorgane unmöglich. Schade, daß unsere Tante an keiner Migräne litt; jetzt hätte sie fort gemußt, trotz aller Heftpflaster der Neugierde. Auch das brachte diese Fabia Cunctator nicht zum Weichen, daß die Freundin ihr ein Butterbrot für den Abend in einem solchen Tone vorschlug, aus dem das gröbste

Verstandesorgan ohne allen Zweifel das Gegentheil von dem, was die Bitte enthielt, entnehmen konnte. Genug, man mußte sich in dies Mißgeschick fügen, die Unerträgliche ertragen und seine eigene Begierde zur gegenseitigen vertraulichen Mittheilung verschieben, bis dahin, wo die Luft rein war. Ja, ja, es gibt schreckliche Augenblicke im Leben, wo man alle Tanten nach Cayenne in das Pfefferland schicken möchte.

Uns aber kommt dieser Zwischenfall sehr gelegen, um uns über ein paar Punkte, die ins Gewebe unserer Geschichte gehören, mit einiger Muße aussprechen zu können. Die Tante hatte einer Predigt des jungen Markbrand Erwähnung gethan, die eine große Sensation gemacht haben sollte. Dies war in der That der Fall. Fritz hatte gegen die sonstige Gewohnheit der Studenten keine sogenannte Pauke losgelassen. Dazu war er zu vernünftig, gebildet und bescheiden. Seine Uebungen im Predigen hatten sich auf die wenigen Proben im Predigerseminar, oder vielmehr im sogenannten homiletischen Seminar der Universität, dem er angehörte und mit Ernst und Fleiß angehörte, erstreckt. Er wollte erst eine Predigt machen lernen, ehe er eine hielt. Seinen Aeltern war dies allerdings nicht ganz recht, und sie hätten es gar zu gern gesehen, wenn er doch auch einmal als Student die Kanzel der großen Kirche bestiegen hätte. Auch fehlte es dazu an Aufforderungen und Anreizungen von andern Seiten nicht. Fritz widerstand diesen Wünschen mit Consequenz. Er wollte für die Erlaubniß zu predigen, geprüft sein und dann predigen, und dies hielt er fest, so leicht ihn dies auch in den Verdacht der Aengstlichkeit und Kanzelscheu

bringen konnte. Als er aber seine Candiadtenprüfung rühmlich bestanden und auch bei dieser Gelegenheit ganz zur Zufriedenheit des homiletischen Professors gepredigt hatte, da war es selbst sein innigster Wunsch, seiner lieben Vaterstadt den Tribut der Dankbarkeit durch eine begeisterungsvolle Predigt in der Hauptkirche, mit der er Gott die Ehre geben und seinen Hörern die selige Freude der Andacht bereiten wollte, zu zollen. Der Senior, dem er seinen Wunsch und seine Bitte vortrug, bewilligte ihm nicht nur gern die Kanzel, sondern überließ ihm sogar mit dem größten Vertrauen die Hauptpredigt am zweiten Osterfesttage, um dem liebenswürdigen Candidaten die günstigste Gelegenheit zu verschaffen, vor einer vollen festlichen Kirche predigen und sein Licht leuchten lassen zu können. Nicht ohne einige Bangigkeit, aber unverzagt, im Gefühl eines redlichen und heiligen Willens schickte sich der Candidat auf dies hohe Werk einer christlich-festlichen Erbauung an. Obgleich wir für den Augenblick aus der Leidenschaft für eine Predigt, es mag sie halten wer da will, heraus sind; obgleich wir von der Langweiligkeit des Kanzeltones, der sich keinem bessern Geschmacke opfern will, bei unserm verfeinerten kritischen Bedürfnisse vollkommen überzeugt sind; obgleich wir den öffentlichen Cultus der Gewohnheit wegen und gewissen untergeordneten Schichten der bürgerlichen Gesellschaft zu Liebe höchstens dulden, ohne an uns selbst das Verlangen einer persönlichen Theilnahme zu stellen: so kann doch ein Fall eintreten, der uns einmal in die liebe Kirche zu locken vermag. So dachten die sogenannten hellen Köpfe der Stadt, die sich auf

den Kirchenzettel hin, der Sonnabends ausgegeben wurde und die an der Reihe seienden Prediger anzeigte, auch einmal aufmachten, um doch zu hören, wie sich der sehr bekannte junge Markbrand da oben machen würde, da man sonst so viel Wesens von diesem jungen Menschen machte. Ein anderer Theil verband mit der festlichen Gewohnheit, die neuesten Kleider zur Kirche zu tragen, den nöthigen Grad Neugierde auf die jugendliche Erscheinung auf einer so ehrwürdigen Stelle. Der junge Candidat hatte Freunde in allen Ständen und von allen Altern, und diese kamen mit klarem Eifer, und bei dieser Partie waren die jungen Mädchen besonders stark vertreten. Einige kamen, weil sie kommen wollten; denn ihnen war der heilige Festtag eine Herzenssache, und wenn sie eine stille Fürbitte für den jungen Verkündiger des göttlichen Wortes verrichteten, so war dies ein ganz ehrlicher Geruch. Auch die Kritiker, die an allem etwas Tadelnswerthes zu entdecken hoffen, auch die Spötter, die in dem Auftreten eines jungen Mannes in den würdevollen Pontificalibus nur eine Absurdität, einen Skandal erblicken und nach Gelegenheit suchen, die ehrwürdige Kirche, in welcher der heilige Geist auch auf die Jünglinge und Jungfrauen, auf die Knechte und Mägde ausgegossen werden soll, mit allerlei Koth zu bewerfen, auch die Neider und Uebelwollenden fanden sich ein, um auf dieser heiligen Stätte gegen das Grundgebot des Evangeliums, gegen die Liebe zu freveln; auch die Speculanten, die aus jeder Sache einen Vortheil zu erringen suchen; auch die Gleichgültigen, die Träumer, die Nachläufer, die sich hinter jedem Schwarme finden,

kamen alle, und die große Stadtkirche war überfüllt am zweiten Osterfesttage. Dies Fest an sich schon wegen seiner natürlichen Lage im Laufe des Jahres so schön, und schöner noch, wenn es die wiedererwachende Natur zu seinem Hintergrunde mit festlicher Weise die hohen Gedanken seiner Zeugnisse für die Auferstehung des Heilandes und den Sieg seiner gerechten, heiligen Sache verkündet, und uns mit Bürgschaften für die Ueberwältigung des Todes und die Seligkeiten eines ewigen himmlischen Lebens versieht, wie es keine Mythologie, keine Speculation und keine abstracte Unsterblichkeitstheorie vermag; dies Fest so reich an Gedanken, Gefühlen, Hoffnungen, kann mit unwiderstehlichen Reizen zur Kirche ziehen, wenn der heilige Tag aus einer feuertrunkenen Morgenröthe geboren wird, an welchem der triumphirende Gottessohn auf seinem Grabe stand und alle Macht und Bosheit der Finsterniß unter seinen Füßen hatte. Und kennst du außerdem noch ein Grab, das einen unvergeßlichen Schatz deines betrübten und sehnsuchtsvollen Herzens mit einem geheimnißvollen Siegel verschließt, die Osterandacht kann dir die tröstenden Engel senden, die milden Balsam auf deine heißen Wunden legen. Es war ein ergreifender Anblick, diese mächtige, kühngewölbte gothische Kathedrale bis auf die letzte und abgelegenste Stelle dicht besetzt zu sehen; es war ein überwältigender Eindruck, den der Festgesang, begleitet von einer kräftigen Orgel und einem markigen Posaunenchor, auf jedes empfängliche Gemüth machte, das sich ungezwungen und voll heiliger Triebe der gemeinsamen Andacht und Gottesverehrung hingab; und wenn dies-

mal die liturgische Partie des Gottesdienstes nebst der eingelegten sehr gut von einem Sängerverein vorgetragenen Motette die gebührliche Theilnahme nicht fand, die sie endlich in der evangelischen Kirche finden sollte, die sich leider so wenig von der Kunst unterstützen läßt, daß sie stets so armselig erscheint: so hatte dies in einer gewissen verzeihlichen Ungeduld seinen Grund, mit der man den jungen Festredner erwartete. Endlich säuselten die letzten einleitenden Töne zur letzten Gesangsstrophe durch die weiten Hallen, und der junge Priester mußte seinen schweren Gang antreten. Wo es anging, wendeten sich die Köpfe zur Sakristei — und er kam mit gesenktem Haupte, aber mit ruhigem und festem Schritte. Hunderte richteten ihre Augen zur Kanzel empor, als der Erwartete auf dieser erhabenen Stelle erschien. Andere wagten nicht dahinan zu schauen. Viele Herzen klopften. Auch der Candidat war nicht in vollkommener Fassung; aber er beugte sich zum stillen Gebet, und die Ruhe und das Vertrauen kamen wieder. Er benahm sich in den ersten Augenblicken gut; seine Bewegungen waren ungesucht; seine Augen stillflammend; sein Gesichtsausdruck männlich zusammengefaßt. Der Moment ist schwierig. Die erste Kraft möge nur nicht fehlen, das Gedächtniß nicht versagen, die Stimme nicht schwanken. Die Orgel schwieg. Noch ein Rauschen und Räuspern durch die Reihen; dann war es kirchenstill. Und er hub an zu beten; anfangs ängstlich, wie die seufzende Creatur, dann demüthig und vertrauensvoll, wie es dem Staube gebührt, wenn er vor der Majestät Gottes steht; endlich rafaelisch lobpreisend und des Höchsten Liebe und Herrlichkeit in

alle Lande verkündigend. Das von ihm gesprochene Amen fand einen tausendfachen Widerhall, und von vielen Herzen fiel ein großer Stein. In einfacher Weise, ohne großen rhetorischen Aufwand, aber mit Kraft und Klang setzte der junge und, wir dürfen es wol sagen, völlig einnehmende Prediger die Bedeutung und den Zweck des gegenwärtigen Festes auseinander; und da dieser einerseits in Beziehung auf das heilige und göttliche Erlösungswerk die Erinnerung an die geschichtliche Thatsache der Auferstehung Jesu sei, andererseits aber in Beziehung auf die christliche Glaubensgemeinschaft die freudenvolle Verkündigung unserer eigenen Auferstehung aus der Ruhe des Grabes: so erklärte der Prediger, daß dieses heilige Fest nur dann zu seinem wahren Rechte und zu seinem reichen Segen kommen könne, wenn man in der Auferstehung Jesu die einzige und allein zureichende Bürgschaft für seine eigene Auferstehung fände. Zum Texte hatte der Redner die übliche Perikope gewählt. Wie andächtig, wie anmuthend las er sie! Wie ansprechend für alle explicirte er sie nach ihren Hauptmomenten! Wie waren sie so gehalten, die Augen dieser sterblichen Waller von Jerusalem nach Emmaus, daß sie den Erlöser an ihrer Seite nicht kannten! Wie brannte ihnen das Herz, als er ihnen die Schrift von seiner Erniedrigung und Erhöhung auslegte! Wie erkannten sie ihn erst, als er ihnen das Brot brach! Und wie stürmten sie dann nach Jerusalem in die dort versammelte Jüngerschar zurück mit der Freudenbotschaft, daß sie den Gekreuzigten gesehen; und wie fand das Widerhall in einem Kreise, in welchen

schon die verschiedensten Nachrichten von seiner Auferstehung gedrungen waren. Er lebt!! Das ist der Osterruf. Und ihr sollt leben, das ist der Ostertrost. Und nun ging der junge beredte, begeisterte, hinreißende Redner an seine Aufgabe und alle sonst üblichen Beweise für die Unsterblichkeit: die Wiederkehr des Frühlings, die Verwesung und Aufkeimung des Weizenkorns, die Anlage der menschlichen Natur nach Vervollkommnung, die Sehnsucht des Herzens, die moralische Nothwendigkeit, die Gerechtigkeit Gottes, die Räthselhaftigkeit des Schicksals; nur als Versuche, als Bilder und Gleichnisse, als Proben der natürlichen Religion, als unzureichende Gründe verwerfend, bestand er allein auf der Behauptung, daß es für den Christen keinen andern Grund seiner Hoffnung gebe, als die Thatsache der Auferstehung Jesu. Dies allein sei das reelle Glauben; dies allein sei die reine Trostesquelle; denn wo die Wahrheit in einem sei, da sei die Wahrheit in allem. Auf Jesu Wort sei Verlaß. Auf das Zeugniß Gottes für seinen Sohn können Geist und Herz sich stützen. Stütze dies Zeugniß die Kirche, also daß sie die Pforten der Hölle, [also auch die jetzige elende und aus dem Schutte alter Träumereien wiederholte Freigeisterei und Unglaubenssucht, nicht überwältigen werden: so] möge auch das Herz sich daran lehnen, wenn es am Sarge eines Geliebten zu sinken drohe, so möge die Hand diesen Stab ergreifen und von ihm gehalten die Schlummerstätte der Unvergeßlichen aufsuchen. Die Predigt war einfach und doch wegen ihrer festen Grundlage imposant; sie rührte und erschütterte — und manches Auge ward

feucht, hier vor Freude, dort vor heiliger Wehmuth. Ein Novize hatte das Mögliche geleistet. Sein Auge durfte strahlender werden, als er zum gelungenen Schlusse kam, und als er dennoch mit unverkennbarer Bescheidenheit seinen heiligen und siegreichen Kampfplatz verließ, da war seine Begabung zum Prediger festgestellt und in der Stille war manches Herz erobert.

Es ist aber nie ein Glück, der augenblickliche Gegenstand des allgemeinen Gesprächs zu sein. Der allgemeinste Beifall, den wir erringen, ist eine stark geröthete Frucht, die gewöhnlich den Wurm des Neides, diesen Todeswurm der menschlichen Ruhe, in sich trägt.

Wir gönnen der älterlichen Liebe diesen Triumph, den sie feierte. Es war nicht der Lohn der Opfer, deren diese Liebe fähig ist; es war ja das Ziel ihres eigensten Ehrgeizes, das sie erstrebte. Eine hohe Staffel war erreicht. Man stand in einem augenblicklichen süßen Rausche über der Menge, die zu dem Glücklichen emporschaute und ihnen entgegenjauchzte. Der Vater ging aufrechter Haltung in seine Bürgergesellschaft und erwartete, daß man ihm zu einem solchen Sohne Glück wünschte — und das geschah auch so von allen Seiten. Und es war viel Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit in dieser herzlichen Aufwallung. War es doch am Ende ein Sohn aus ihrer Mitte, ein schlichter Bürgerssohn, der eine schöne Palme des Siegs davon getragen hatte. Also auch unter ihnen gab es tüchtige Köpfe, werthvolle Gaben, glänzende Leistungen. Warum sollten diese Auszeichnungen den höhern Ständen allein angehören? Die Zeiten hatten sich ohnehin geändert, und die Talente

werden geehrt und gesucht werden, ohne daß man nach dem Stammbaume fragen wird, dem sie entsprießen. Die Wissenschaft wird ebenso gut wie die Kunst in eine breitere, wie sollen wir sagen, industrielle Bahn sich versteigen und ihre aristokratische Exclusivität ablegen. Die demokratischen Elemente werden zur Herrschaft und Geltung in der Welt kommen. Das war das Gefühl jener Bürgerlichen bei der Ovation, die sie ihrem Standesgenossen zollten; aber jeder dieser Angesessenen hätte sich den leisesten Verdacht einer demokratischen Auffassung der gegenwärtigen Dinge gewiß aufs allerhöflichste verbeten.

Wie schwer hält es aber, die alten Gegner zur Anerkennung unserer gerechtesten Ansprüche zu nöthigen. Albrecht Markbrand wollte ja nichts weiter, als daß man ihm die Hand drückte und sagte: „Ihr hoffnungsvoller Sohn ist eine Zierde unsers Standes und eine Ehre unserer guten Stadt!“ Diesen Tribut der Gerechtigkeit hätte auch der Feind ihm leisten können; denn er würde selbst sich damit geehrt haben. Aber die Festtagsgesellschaft im Schwarzen Adler war überaus stark vertreten. Außer dem großen Gastzimmer, welches die mehr ambulanten und vorübergehenden Gäste vereinte, waren auch die anstoßenden Zimmer dicht besetzt. In diesen hatten sich vorzugsweise die Stammgäste niedergelassen, um ungenirter ihr Gespräch führen und dann zu ihrer Partie übergehen zu können. Je kleiner die Zimmer wurden, desto dicker die Herrn; wenn auch nicht an Brutto-, doch an Nettogewicht; und je entlegener die Zellen waren, desto vornehmer, oder vielmehr anspruchs-

voller waren die Inhaber dieser zurückgezogenen Logen. Markbrand, um allseitig seine Grüße anzubringen, da er, wenn auch nicht geradezu absichtlich, etwas spät gekommen war, ging von Zimmer zu Zimmer, um die erhofften Ruhmeskränze zu empfangen. Im großen Salon, wo alles ungenirt durcheinander rauchte und seidelte, war die Aufnahme, die er fand, ebenso ungezwungen wie enthusiastisch. Die wenigen vielleicht, denen ein Umstand wie eine Candidatenpredigt vollständig gleichgültig und des Aufhebens nicht werth war, verminderten den Eindruck, den das Hochwasser des angeschwollenen Volksbeifalles übte, in keinem Grade. Von Zimmer zu Zimmer wurde die Stimmung ruhiger, der Glückwunsch abgemessener, der Beifall bedingter. Im letzten kleinen Erkerzimmer, das nach der Rathhausgasse hinüber lag, ward sein Erscheinen aber kaum bemerkt und des Geschehenen nur flüsternd von einigen, denen „der Mann nicht ohne allen Einfluß" nützlich oder schädlich werden konnte, je nachdem, gedacht. Hier aber dominirte der Stadtrath Freihof, nicht nur einer der begütertsten, sondern auch wirklich einflußreichsten Bürger der Stadt .Er war reicher Oekonom mit eigenen Aeckern, Theilhaber an einer Zuckerfabrik und Besitzer eines der gediegensten und umfänglichsten Gehöfte der Stadt, ihm zu Liebe und zu Ehren auch der Freihof genannt, ein Quidproquo, welches sich der stolze Bürger sehr gern gefallen ließ. Wie viel höher stand er doch als jener Markbrand, der aus einem fleißigen Handwerker ein Particulier geworden war von mäßigen Renten, die er aus seinen zusammengekauften Aeckern und einigen Kapitalien bezog.

Freihof hatte zwei Söhne, die bereits für eine lucrative Carrière bestimmt waren. Der eine war auf einer landwirthschaftlichen Anstalt, und der andere widmete sich vorläufig den exacten Wissenschaften, um mit Erfolg Industrieller werden zu können. Sie für ein Facultätsstudium oder für eine Kunst zu bestimmen, konnte dem Manne seiner fortgeschrittenen Zeit nicht beikommen. Die auf die Bildung der jungen Leute verwandten Kapitalien mußten auf größere Gewinne angelegt werden. Wie jämmerlich ist die Speculation auf eine Beamtenstelle, sei es in der Verwaltung, in der Justiz oder in der Kirche; — in letzterer zumal, da es hier nicht einmal zu einem soliden Grade äußerer Achtung kommt, seitdem der geistliche Stand so gesunken ist. Dies Feld der Avantage mag daher immerhin den Söhnen des Beamtenthums und des niedern Bürgerstandes verbleiben. Eine militärische Laufbahn hätte dem reichen Manne noch am ehesten für einen seiner Söhne zusagen können, wenn in dieser Branche der Adel nicht so ungerechterweise protegirt würde, ein altes aristokratisches Unrecht und Uebel, dem die Ausgleichungen der Gegenwart indessen die Axt an die Wurzel legen würden. Und auch dieser Mann mit allem aristokratischen Hochmuth gegen seinen weniger begüterten Mitbürger strotzend, merkte es nicht, wie er bereits einen sehr starken Zug aus dem demokratischen Giftbecher gethan hatte, da er dem Adel das einzige Gebiet noch entziehen wollte, auf dem er sich seiner frühern Bestimmung erinnern und alle den Ehrgeiz und alle Tugenden des Ehrgeizes entfalten konnte, die an edle und ruhmreiche Erinnerungen

geknüpft sind. Freihof würdigte den ehrsamen Bürger Markbrand kaum eines Blickes, und ihm gar einen Glückwunsch abzustatten wegen des Beifalls, den heute sein einziger Sohn errungen hatte, war diesem Patricier nicht möglich. Und doch war er in der Kirche gewesen; denn seitdem er Stadtrath geworden war, unbesoldeter Stadtrath, also par honneur, ging er regelmäßig auf die Magistratspriche, die auch den Honoratioren der Stadt eine gastliche Aufnahme gewährte. Und Freihof hatte gleich vor der Kirchthür von einigen Juristen kein unbedingt lobendes Urtheil über die Predigt vernommen: sie sei modern angestrichen, sehr orthodox und dem neuen hierarchischen Systeme angepaßt. Wie ein so junger Mann sich nur einbilden könne, die Auferstehung Jesu als eine historische Thatsache hinzustellen und diese sehr zweifelhafte Mythe zum Stützpunkt der Unsterblichkeit zu machen. Aber man sehe wohin man wolle; wie geschickt der Redeschmuck augewandt werde, um die absurdesten Dinge wieder in die Köpfe der Menschen zu bringen. Man will Gehorsam gegen die Kirche, und die Verdummung des Volks soll der Thron werden, auf welchen die allein gewaltige und wohlfeil segnende Hierarchie sich niederlassen will. Es ist fast schade um solche Talente; allein die künftige Pfründe und das Päpstlein, das in jedem Pfaffen steckt, sind Mittel, welche leider so manchen tüchtigen jungen Mann zur Heuchelei und Muckenträgerei hinreißen können. Dieser eiligen, aber durchaus fertigen und mundgerechten Kritik aus dem großen Munde zweier Advocaten und zweier Assessoren stimmten noch ein sehr kluger Apotheker und Rentier

bei, von welchem letztern es bekannt war, daß er ein sehr hülfreicher Nebenmensch war, wenn er mit jüdischem Wucher seine Gelder ausleihen konnte. Freihof entnahm aus diesem flüchtigen Urtheil wenigstens soviel, daß der junge Markbrand kein Mann des Fortschritts war. Er war aber noch aus einem andern Grunde ein Antagonist dieses liebenswürdigen Jünglings. Es war ihm nicht unbekannt geblieben, daß der Theolog, den er an sich nicht gern mochte, ein Interesse für seine Charlotte gefaßt hatte, und daß diese ihm seltsamerweise, wie eine seiner guten Verwandtinnen ihm im Vertrauen gesteckt hatte, die Bewerbung sehr leicht mache. Es war ihm jeder Zweifel an diesem Verhältnisse geschwunden, als seine Tochter heute in der aufgeregtesten Stimmung nach Hause gekommen war und ihre Gefühle so wenig verbergen konnte, daß ihr die Thränen aus den Augen stürzten, als beim Mittagstische von der Predigt die Rede war, ja, daß sie vom Tische aufstehen und sich auf einem vorgeblichen Gange in die Küche, den die mitleidige Mutter zuließ, wieder sammeln mußte. Ein stärkerer Dorn konnte dem stolzen Freihof nicht in das Herz gedrückt werden, als daß die bewunderte Schönheit seiner Tochter, diese Perle der Bürgerfräuleins, welcher die goldene Einfassung nicht fehlen würde, eine Beute des Markbrand'schen Sohnes, der höchstens die Aussicht auf eine Predigerstelle hatte, werden sollte. Genug, die Misstimmung gegen den Candidaten Markbrand von dieser Seite war vollständig, und das geringschätzende Benehmen, welches der Stadtrath Freihof gegen den Oberaltarmann Markbrand an diesem Abend auf eine

so auffallende Weise zur Schau trug, erzeugte einen Groll in der Seele des letztern, welcher das Angespinnst zu den rachemüthigsten Entschließungen war.

Es gibt oft durch Jahrhunderte und durch ganze Geschlechterreihen feindselige Familien, die, wie es scheint, von dem Verhängniß zu ewigen Antagonisten bestimmt zu sein, das oft traurige Unglück in Bezug auf einzelne Glieder, die einander lieben und miteinander glücklich sein würden, fortsetzen müssen. Es ist keine Versöhnung unter ihnen herbeizuführen. Woher ihr gegenseitiger Widerwille, ihr glühender Haß, ihre unauslöschliche Feindschaft stammen möge, man weiß es nicht. Es ist dies aber ihr trauriges Erbe. Und Capulettis und Montecchis finden sich überall und auch in den kleinsten Städten, und die Geschichte von Romeo und Julia kommt unter ähnlichen Formen auch unter den starkveränderten Verhältnissen des gegenwärtigen humanern Socialismus noch heutzutage vor. Was hatte jener Freihof gegen die Neigung seiner Tochter zu dem jungen Markbrand einzuwenden? Die städtischen genealogischen Nachrichten wiesen die Ansässigkeit und Zünftigkeit der Markbrande im 15. Jahrhundert nach; während die Freihofe erst hundert Jahre später auftauchen. Die Markbrande gehörten sonst zu den rathsverwandtlichen Geschlechtern, führten ein Wappen, ein loderndes Herz auf blauem Felde, hatten öfter die höhern städtischen Stellen inne und hatten ein Stipendium gestiftet, und noch jetzt prangten an einigen öffentlichen Gebäuden die Namen eines Kämmerers Marcus und eines Bauherrn Ottfried Markbrand. Später hatten sie sich zwar nicht in dieser Höhe gehalten,

waren ehrsame Handwerker geworden, trockneten mit ihrem Stammbaume auf immer weniger Zweige zusammen, bis das ganze Geschlecht auf die vier Augen des Vaters Albrecht und Sohnes Friedrich Markbrand herabsank. Aber ihr patricischer Ursprung war gewiß, und jetzt eben war die Familie wieder daran, durch einen Studirten sich zu heben, — und dennoch sollte eben dieser hoffnungsvolle Sprößling eines ehrenwerthen Stammbaumes mit Misachtung von der Thüre eines Pilzes, der unter günstigen Umständen aufgeschossen war, zurückgewiesen werden. Dies war ein Gedanke mit tausend Dornen und Widerhaken.

Wir können uns wol denken, in welcher Stimmung Albrecht Markbrand heute in sein liebes, altes Erbhaus zurückkehrte. Er hatte ungemischte Freude gehofft, und nun mußte sie ihm dieser Freihof so gründlich verderben, dieser Freihof, der ebenso gut wie sein übriges Gelichter nur ein Glückspilz war, seinen Reichthum aus Erbschaften und aus einer dicken Heirath besaß, unverschämtes Glück bei seinen Unternehmungen hatte und Stadtrath geworden war, weil er bei gewissen Gelegenheiten das große Wort führte und einen großen Anhang unter den gegenwärtigen Stadtverordneten hatte, denen ihre Stimme aus tausend Gründen feil war. Markbrand, ein freier und unabhängiger Mann, hatte ihm seine Stimme nicht gegeben, und er würde ihm auch seinen einzigen Sohn nicht zum Eidam geben, auch wenn die schöne Lotte sich darüber zu Tode grämen sollte. Warum hatte sie einen solchen anmaßenden, büffelledernen Vater, der so geringschätzig von einem Theologen

hielt, daß ihm seine Tochter zu gut für einen solchen däuchte. Das hätte er bei allen andern, nur bei einem Markbrand nicht versuchen sollen. Die Markbrande haben auch ihren Stolz, und dürfen ihn haben, vielleicht mit mehr Recht als die aufgekommenen Freihofe. O, wenn die alten Zeiten und die alten Sitten noch existirten, dann würde eine Freihof ihre Augen zu keinem Markbrand erheben dürfen, und wäre sie noch zehnmal reicher; denn die Alten hätten eine solche Misheirath, durch welche eine schlichte Bürgerstochter in die Sippschaft der Rathsgeschlechter kommen sollte, niemals zugegeben. Da waren noch die Hammer, die Scheuren, die Dreihaupt, die Kegelmann, die Sparren und wie die Nachkommen dieser alten Geschlechter heißen, unter denen würde sich jawol auch eine Schwiegertochter für die Markbrande gefunden haben, die an Schönheit und Ausstattung mit einer Freihof wohl wetteifern konnte. Da war z. B. die freundliche, wohlgezogene, allbeliebte Bertha Sparre, deren Vater auch ein Mann bei der Stadt war und wenn auch nicht zehn, doch mindestens seine sechs Hufen Land hatte. Dies wäre noch eher eine Partie.

Albrecht Markbrand fand die Gattin schon zu Hause, die eben heute auch im Café bei Hammers gewesen war. Wie unserm Freunde der Unmuth, so stand unserer Freundin der Frohsinn auf die Stirn geschrieben. Fritz war bei Seniors zum Abend eingeladen und noch nicht zurück. Ohne nur die Wolke auf ihres Eheherrn Stirn zu bemerken, weil sie dergleichen an diesem Tage eines so hohen Triumphs nicht im entferntesten ahnen

konnte, stieg sie ohne alles Säumen von ihrem goldumsäumten Wolkenwagen, um dem glücklichen Sterblichen, der vor ihr stand, auch noch mit ihrer Götterwonne, weil sie deren im Uebermaß besaß, zu überschütten. Wie hatte man ihr heute von allen Seiten so viel Liebes und Gutes gesagt; wie kamen die Gevatterinnen alle darin überein, noch nie einen schönern jungen Mann auf der Kanzel gesehen zu haben; wie hätte er einen Eindruck auf die Herzen gemacht, der gewiß bleibend sein würde und wie müßte die Mutter sich glücklich fühlen, die einen solchen hoffnungsvollen, gescheiten, gewiß berühmt werdenden Sohn geboren hätte! Man könne gar nicht glauben, daß dies derselbe Fritz Markbrand wäre, den sie doch alle noch im Kinderspiel gesehen hätten. Und die Freihof hätte sich ganz besonders nach Fritz erkundigt und nach seinen nächsten Planen und Aussichten, und Lottchen wäre mehr denn einmal bis über die Ohren roth geworden, als sie dies intime Gespräch, dessen hauptsächlichster Gegenstand Fritz gewesen wäre, zwischen den beiden Müttern bemerkt hätte. Aber da platzte die Bombe, die schon längst zum Zersprengen reif war und der glücklichste Erdentag der bravsten Menschen bewies von neuem die großen Mängel und Misstände dieser prüfungsreichen Erde.

Es kann weder in unserm Plane liegen, noch zum Verständniß der Sachlage beitragen, diese häusliche Explosion eines so reizbaren Zündstoffs und eines so kräftigen Widerstandsmittels, wie es die mütterliche Zärtlichkeit gegen den gekränkten Ehrgeiz des Vaters bildete, bis in ihre letzten Modalitäten und Ausgangs-

punkte zu verfolgen. Es kam zur gegenseitigen Ruhe, indem ein jeder ein gemäßigtes Nachgeben für den Augenblick am rathsamsten fand, um diesen an sich so glänzenden Tag nicht gänzlich zu trüben; man pacificirte, weil man mit seinem individuellen Plane, den ein jeder auf seine Weise zu verfolgen gedachte, um das ihm wünschenswerthe Resultat zu erzielen, mit sich einig war; und als sich die drallen Schritte des heimkehrenden Sohnes schon von weitem auf der stillen nächtlichen Straße vernehmen ließen, waren beide in ihrer Hitze bedeutend gemäßigte Ehegatten darin völlig d'accord, den lieben Fritz von dem stattgehabten Auftritt, auch von der Veranlassung hierzu gar nichts merken zu lassen, damit der brave Junge nicht noch mit einem gramvollen oder ärgerlichen Gedanken zu Bette gehen müsse. Und Ruhe war ihm zu gönnen nach einem so aufregenden, anstrengenden Tage, — Ruhe, süße Ruhe, von schönen Träumen umtanzt auf wohlverdienten Lorbern. Wie sind sie doch immer so gut gegen ihre Kinder, die liebenden Aeltern! Wie verschlucken sie selbst das bitterste Gift, um nur die Lieblinge ihrer Herzen nicht in die entfernteste Gefahr desselben zu bringen! Dieselbe Mutter, die mit Aufopferung ihrer letzten Kräfte dem schlafenden Säuglinge die fatalen stechenden Fliegen abwehrt, erträgt jetzt die herbsten Stiche von dem Eigensinn ihres erhitzten Gatten im eigenen Herzen, nur um des Jünglings Rosenlaune zu schonen, in die er in jedem Fall durch sein heute gelungenes Probestück gewiegt sein muß. Und der Vater setzt seine väterliche Autorität gegen die ihm verhaßten Neigungen seines

Sohnes zurück, nur um diesem keine unangenehmen Minuten zu bereiten.

Fritz kehrte in der That mit einer höchst seligen Stimmung in den sehr kleinen und darum stets sehr vertrauten Familienkreis zurück. Seine gute Laune mochte eine sehr gute Unterstützung von der Punschbowle gefunden haben, die der sehr ehrenwerthe Herr Senior noch extra diesen Abend spendirt hatte. Der Süßgewiegte merkte keine Alteration, die noch ein abziehendes Gewitter auf den Gesichtern seiner Aeltern zurückgelassen hatte; denn wenn es noch hin und wieder aus den feurigen Augen der Mutter blitzte, um die völlige Abkühlung zu bewirken und das atmosphärische Gleichgewicht wiederherzustellen: so grummelte es, um uns dieses provinziellen Ausdrucks zu bedienen, noch bei dem Alten, dessen physisches und moralisches Gleichgewicht nun einmal erschüttert und nicht so leicht in die alten Fugen zurückzubringen war. Fritz war aufgeräumt und gehörte zu den guten Naturen, die durch spirituose Anregung redeselig werden. Es war angenehme Gesellschaft bei Seniors gewesen, der Diakonus Selow mit seiner angenehmen Tochter Margarethe und deren verlobtem Bräutigam, dem ebenfalls angenehmen Subrector Freitag. Außerdem waren noch einige ältere Mädchen dort gewesen und einige ebenfalls schon etwas betagte Lehrer und Candidaten. Man hätte nicht blos auf seine, sondern auch auf seiner lieben Aeltern Gesundheit getrunken, und da der Senior einmal ausgemacht hätte, es solle am Schlußabend so vieler kirchlichen Feste kein theologisches Gespräch, auch keine kirchliche und politische

Materie berührt werden: so wäre alles in der besten Fidelität abgegangen. Ja es wäre sogar zu einem allgemeinen Rundgesange, zu einigen alten Studentenwitzen und zuletzt zu einem sehr putzigen Landesvater gekommen, wobei das Käppchen des Seniors durchstochen und ihm dann mit dem lustigsten Freudengeschrei wieder aufgesetzt worden sei. Bei Tische habe er, Fritz, zwischen der Frau Senior und Anna Grundmann, der liebenswürdigen Nichte des Seniors gesessen, ein Mädchen, der man es immer nicht ansehe, daß sie sich einiger Toilettenkünste bedienen müsse, um so einige natürliche Beschädigungen der ungerechten Natur und der eilenden Zeit zu ersetzen. Fritzens Laune wuchs mit der weiterschreitenden Erzählung. Er nöthigte dem Vater noch eine Cigarre auf, und als der Wächter zwölf rief, ging dennoch diese Familie zufrieden zur nächtlichen Ruhe über.

Der nüchterne Morgen gab jedem die Erinnerungen des vorigen Tages zurück. Fritz war großartiger Gedanken voll, die sich nur mit einigen unabweisbaren Ahnungen vermischt, in die Ferne trugen und königliche Schlösser bauten. Albrecht Markbrand, der gekränkte Oberaltarmann, kämpfte schon in der Stille seines Herzens mit dem aufgeblähten Freihof, und sein Plan ging dahin, Fritzens Absichten in Bezug auf die ihm angetragene Hofmeisterstelle in der Silberschild'schen Familie kräftig gegen die entgegengesetzten Wünsche seiner Gattin zu unterstützen. Die Entfernung von einigen zwanzig Meilen schien ihm Zwischenraum genug zwischen den angehenden Liebenden, und die neuen Anschauungen und Erfahrungen, die er in der vornehmen und hochgebilde-

ten Familie gewinnen würde, würden ihm schon die richtige Würdigung der blos hübschen und reichen, aber keineswegs feingebildeten Bürgerstochter einflößen. Jetzt sollte Fritz fort auf jeden Fall, und die angetragene, höchst ehrenvolle Condition kam dem stolzen Vater ganz gelegen; nur schlich sich ein unbekanntes Gefühl dabei ein, dem er noch keinen Namen zu geben wußte. Die Mutter, die früher aufgewacht war als der Vater, fühlte noch eine Thräne über ihre Wange rinnen, die sie im Traume geweint hatte. Sie hatte ein junges Mädchen, dem schönen Lottchen ganz ähnlich, zu Grabe tragen sehen, und ihr Fritz, sehr blaß und mit einem weißen Rosenbouquet in der Hand, hatte die Grabrede gehalten; dann aber war die Scene völlig umgewandelt: die schlafende Jungfrau mit dem Myrtenkranze auf dem Kopfe war eine wunderschöne Braut, ihr Fritz der Bräutigam und der Senior sprach eben den Segen über das selten schöne Paar, als sie von dem plumpen Mädchen, die so oft mit der Thür ins Haus fiel, geweckt wurde, weil die Bohnen zum Frühkaffee noch nicht gebrannt waren. Sie hätte gern noch ein Weilchen länger geschlafen und länger geträumt. Ach, es war ja so schön — und welch eine Seligkeit für das treue Mutterherz, wenn es diesen Tag noch erleben könnte. Auch ihr Plan war fertig. Fritz sollte einstweilen fort, damit die widerhaarigen Elemente zur Aussöhnung kämen. Dies würde freilich einige blasse Rosen auf die Wangen der blühenden Charlotte werfen, und Fritz würde vielleicht am Herzen bluten; aber der Tag der Freude würde ja wiederkehren; des Schicksals Schluß würde sich

vollziehen: was zusammenkommen sollte, brächte Gott doch zusammen; denn der Traum könne nichts anderes bedeuten. Und doch war sie dabei in einer Stimmung, wie sie in der That ein fernes Sterbegeläut erzeugt, nur daß sie diese Stimmung nicht vollkommen entziffern konnte.

So hatte denn ein jedes Glied der Markbrand'schen Familie seine besondern Gründe, welche die Annahme der Silberschild'schen Hofmeisterstelle wünschenswerth erscheinen ließen. Nur verrieth man einander seine geheimen Motive nicht. Und so geht's: in dieser enggezogenen Familie, dessen Lebensodem ein unbegrenztes gegenseitiges Vertrauen bisher gewesen war, in der keiner dem andern etwas verbarg oder als persönliches Geheimniß bewahrte, war eine Agitation eingerissen, wie ein böser Same, den der Verräther ausstreut, des Nachts, wenn die Leute schlafen, um als ein trauriges vergiftetes Unkraut aufzugehen und die schöne goldene Ruhe und Zufriedenheit, die bisher in diesem Kreise gewaltet hatte, auf eine heillose Weise anzufressen. Wehe, wenn der Krebs der Sünde erst den Boden von Fleisch und Blut gefaßt hat.

Ein Austausch der Ansichten über den Versuch Fritzens in einem fremden, vornehmen Hause hatte bald stattgefunden, und da man, wenn auch mit abweichenden Beweggründen in der Hauptsache übereinstimmte, so waren auch die Einleitungen zur Ausführung dieses Vorhabens bald getroffen. Da aber die Familie unter sich in verschiedener und verdeckter Absicht handelte, so ließ man auch über die ganze Ange-

legenheit nichts laut werden, damit sich kein Unberufener dazwischenmische. Nur, wenn die Angelegenheit ihre vollkommene Reife erlangt haben würde, wenn die nothwendigen Abschiedsbesuche gemacht werden mußten, dann sollten die Neugierigen, die dies in keinem Fall erwarteten, überrascht werden. Außerdem wollte man sich auch die letzten Tage durch ausforschende Besucherinnen, deren eine die unausbleibliche Tante mit dem verschossenen Hute war, nicht verkümmern lassen. Hatte man doch allseitig zu thun. Fritz hatte die nöthige Correspondenz zu besorgen, und man sah im voraus, daß mehrere Briefe mit der Silberschild'schen Familie gewechselt werden müßten, ehe die Sache zum völligen Abschluß gekommen sei. Die vorsorgliche Mutter wollte den Einzigen mit einer sehr anständigen Ausstattung entlassen; denn er kam ja in ein vornehmes Haus und die Herrschaften sollten es wohl merken, daß sie keinen Vogel bekamen, der nur einen Anzug hatte und eben jetzt in der Mauser war. Der empörte Vater suchte einen Ableiter in allerlei Geschäften, von denen er behauptete, er wünsche sie noch vor Fritzens Abgange beseitigt zu sehen. Genug, das Markbrand'sche Haus war in eine Unruhe versetzt, die so ungewöhnlich war, daß man es ihr wol anfühlen konnte, es müsse ihr etwas Wichtiges zum Grunde liegen.

Endlich waren die Unterhandlungen soweit gediehen, daß Fritz den letzten zusagenden Brief zur Post tragen konnte. Entschließungen, die wir wegen Unausführbarkeit nicht fallen lassen, sondern wegen des Vortheils, den sie herbeiführen sollen, zur Reife treiben, fallen auch

endlich wie die reife Frucht vom Baume ab. Aber diese Frucht fällt uns oft auf das Herz wie ein schwerer Stein. Wir drehen sie in der Hand hin und her, aber sie an den Mund zu führen und ihres Genusses froh zu werden, das kommt uns so schwer, ach, so schwer an. Es sitzt irgendetwas Tödliches in der Frucht, das ist unser Gefühl und unsere Ahnung. Hätten wir sie doch nie groß gezogen! Doch wir müssen oft betreiben, was uns tausend Wunden in das unerklärliche Menschenherz stößt.

Fritz stand noch einmal still, als der Brief noch in seiner Hand, und er noch Herr seines Schicksals war. Er fühlte den gefährlichen Schritt, den er that; aber er wagte ihn, weil ihn sein Ehrgeiz spornte. Albrecht trieb den Sohn zur Eile, und der Mann, sonst von so solidem Wesen, weinte, wenn er draußen die sprossenden Halme seiner Saaten besah. Er fühlte die ungeheuere Leere, die mit dem Abgange seines Sohnes eintreten würde; er fühlte auch die versuchungsvolle Stelle, auf die der hochstrebende Jüngling sich schwang; aber sein Haß gegen seinen Gegner machte ihm dies große Opfer leichter. Die gute Mutter hatte auch eine sonderbare Emsigkeit in der Besorgung der letzten Bedürfnißstücke ihres Sohnes entfaltet; auch sie zählte die Stunden bis zur Abreise, aber weil sie glaubte, daß je früher er scheide, desto früher auch die Rückkehr erfolgen würde, so täuschte sie sich mit diesem Scheintroste. Sie fühlte, er würde wol wiederkommen, aber wann und wie traurig und unglücklich, das mochte sie sich nicht sagen, obwol sie ein leises Flüstern hierüber ver-

nahm. Und der 15. Mai blieb nicht aus — und der herzzerschneidende Abschied mußte genommen werden — und die Thränen aller schwammen auf dem dunkeln Grunde trüber Ahnungen.

Drittes Kapitel.

Eine neue Welt.

Es gibt Auftritte im Leben, die wir gern hinter uns haben und die wir nicht einmal durch eine Schilderung auffrischen mögen, weil wir gewissen Erinnerungen mit Fleiß ausweichen. Dahin gehören die Abschiede, bei denen die Herzen aus tausend Wunden bluten und die Angst der Leere empfinden, wenn der letzte Tropfen verronnen ist. Wir unterlassen es daher billig aus Rücksicht gegen viele unsere Leser, des Sohnes Abschied von seinen Aeltern zu schildern: es kann ja auch dein Abschied sein, den du einst von deinen Aeltern nehmen mußtest, der Abschied von dem Kreise deines Jugendglücks, von dem Herde deines häuslichen Friedens, aus den Armen deiner Geliebten. Es sind oft furchtbare Schläge, die die Vorsehung dem armen Menschenherzen zumuthen kann. Dieser Schatz der zärtlichsten Muttersorge, dieser Ehrenpreis des väterlichen Ringens ging diesmal doch noch ganz anders fort, als damals, wo er als fröhlicher Bursche das liebe älterliche Haus verließ, in das er in

regelmäßigen Intervallen immer wieder zurückkehrte. Nun wird es sehr verödet sein, und wir sehen die heimlichen Thränen, und hören die unwillkürlichen Ausrufungen der Mutter, wenn sie durch die Räume schreitet, in denen sie so oft der geliebten Erscheinung ihres Sohnes begegnete. Da ist das Stübchen, wo seine schönen Bücher standen, wo er studirte, wo er seine Freunde empfing; da ist das Kämmerchen, wo er schlief, wo sie so oft an seinem Bette saß und ihn mit Freuden weckte, wie er's wünschte; da sind noch die letzten Gegenstände der Erinnerung an ihn. Genug, die arme Mutter hat unendlich, unendlich viel verloren, als sie ihren Einzigen dahingab. Der Vater zog sich in sich zusammen. Seine Heiterkeit war dahin. Er griff so oft nach seiner Brust, als ob ihm daselbst etwas herausgefallen wäre, ein Stück von seinem eigenen Leben. Genug, wir kennen das und berühren deshalb kaum die Oberfläche dieses Meeres von Betrübniß.

Der süßeste Trost, der da noch bleibt, ist die Hoffnung auf Ersatz. Wenn auch die stillgenährte Freude des Wiedersehens kaum etwas anderes ist als eine in eine gewisse Ordnung gebrachte, auf ein gewisses Ziel hingelenkte Sehnsucht: so ist doch die Hoffnung dieser Freude eine der köstlichsten Gaben dieser Erde. Als der junge Mann, dem heiße Aelternthränen nachrannen, im Postwagen saß, um der zwei Meilen fernen Eisenbahn entgegenzueilen, schloß sich für ihn ein schöner Theil seiner Lebensgeschichte, und das Vorwort zum zweiten entwickelte sich eben aus seiner Phantasie, weshalb sich in demselben mehr falsche als richtige Prophe-

zeiung befand. Der erste Theil seiner Lebensgeschichte war so schön gewesen, daß es schon um deswillen werth gewesen wäre zu leben.

Ein frischer, klarer Morgen voll süßer Düfte, voll reizender Morgenträume. Wohl dem, dem ein solches leichtes, vollgenüssiges Jugendleben ohne Wermut beschieden ist; wohl dem, dem in dieser köstlichen Spanne noch die Täuschungen, die Entbehrungen, die tyrannischen Quälereien und die Gräber erspart bleiben, welche den besten Freunden des Kindes, dem eigenen Vater und der eigenen Mutter bestimmt sind. Wohl dem, der an einem häuslichen Herde erblüht, an welchem der Friede weilt und die Nahrungssorge aus keiner Ritze sprießt! Wohl dem auch, den die Natur nicht stiefmütterlich behandelt hat, indem sie ihn zum leiblichen oder geistigen Krüppel, und damit entweder zum Gegenstande des Spottes oder des Mitleidens anderer machte, — eines so schlimm wie das andere, weil uns das eine zur Rachsucht erzieht und das andere zur Heuchelei; wohl deswegen dem, der gar bald in das erhebende Gefühl seiner Gaben und Kräfte geräth, die ihm bezeugen, daß er andern nicht nachzustehen braucht. Bis dahin hatte unser junger Freund auf einer Insel der Glücklichen gewohnt. Jetzt sagte er dieser Insel Ade! Er war auf dem großen Schicksalsstrom vor Anker gegangen, und die Ufer jener friedlichen Insel verloren sich hinter ihm bald in eine nebelhafte, bläuliche Ferne.

Die kurze Poststation war bald zurückgelegt und es war noch dem jugendlichen Herzen beschieden, an dem schnellen Wechsel der Eindrücke ein Gegenmittel gegen

den heftigen Trennungsschmerz zu haben. Seinen armen Aeltern ward die Welt zu enge, und die Angst ließ sie ein Brechen der Balken über ihrem Kopfe fürchten. Unserm jungen Ausflüchtling erschien die Welt mit einem mal so groß und so weit; denn abgestreift ward das kleinstädtische Leben, abgeworfen der Zügel sanften Gehorsams, der sich nach dem Willen anderer fügen mußte. Das Gedränge von Gedanken, das seine Seele umlagerte, nahm ihn so ein, oder machte ihn eines tiefen Versenkens in eine Empfindung, in ein Nachdenken so unfähig, daß er nicht zur Hälfte den Schmerz fühlte, der jetzt eigentlich ein Recht hatte, seine gleichgültige Stimmung herauszufordern und zur Rechenschaft zu ziehen. Die zwei oder drei mit ihm Reisenden hatten allerdings an ihm nichts; aber er machte auch keine Ansprüche an sie. Er hörte kaum was sie redeten: denn sein innerer Mensch hatte so viel zu verarbeiten, daß sein äußerer Mensch auf seiner Hut sein mußte, sich zu keiner Affectsäußerung hinreißen zu lassen. Wenn er gelächelt hätte — und es kommt uns wol ein solcher Reiz an, wenn wir das Gefühl sinkender Fesseln fühlen und die Brust sich recht weit in die ungemessene Welt dehnen kann —, was würde man dabei vermuthet haben. Wenn er geweint hätte — und dem sind wir gar leicht ausgesetzt, wenn wir eine Feierabendglocke hören und Fritzens schönste Erdengeschichte wurde zum Feierabend gebracht —, man würde dies sonderbar gefunden haben. Darum zwang er sich zur Ruhe und kam auf das Stationsgebäude der Eisenbahn, und nun lag die unbegrenzte Welt erst recht vor seinen Blicken.

Der Anblick eines Stationsgebäudes mit seinen vielbelebten Räumlichkeiten, die große Geschäftigkeit, das menschliche Durcheinanderwogen, das Begegnen und Auseinanderfliegen auf solchen Stellen, das Rauschen und Summen, das Gefahrlaufen und Zurufen, das Eilen und Weilen, das Auf- und Abpacken, das Umarmen und Händedrücken, die Unterhaltung und die Langweiligkeit, die bekannten typischen Figuren, die sich dort immer tummeln, und die Sonderbarkeiten, die sich überall zur Schau stellen, wo Menschen von allen vier Winden zusammengeweht werden: dies ganze Schauspiel, bei welchem wir mitbetheiligt sind, hat jetzt nichts Imponirendes mehr. Daran sind wir bereits gewöhnt. Es macht dies alles nur das Leben oberflächlicher, gleichgültiger, eiliger. Je mehr Eindrücke von außen, die an uns vorüberrauschen, desto unempfänglicher werden die Nerven der Seele dafür. Eine stille Landschaft mit irischem Charakter, mit den Wechseln, wie sie die Ordnung und zuweilen auch die Leidenschaft der Natur erzeugt, wobei aber die losgelassenen Elemente immer ihr ewiges Gleis wiederfinden und im Sonnenaufgang und -Untergang, in dem erheiterten und bewölkten Himmel, im süßen Kosen des Hauchs, der durch die Blüten zieht, und in dem Farbenspiele der Jahreszeiten ihre heilige und göttliche Symbolik bezeugen: ein solcher Raum im einfachsten Naturgewande ohne alles Rococo der modernen Cultur kann uns bei weitem kräftiger anziehen und dauerhafter fesseln, als das concentrirte Geräusch und Schraubenwerk der Culturwelt. So eilig auch alles auf solchen Punkten betrieben wird, nirgends

dauert uns die Zeit länger als dort, besonders wenn wir unser Weiterkommen sammt unsern Effecten gesichert haben. Was sind wir doch jetzt überall so gejagt!

Auch unser lieber Reisender war froh, als endlich die schrillen Signale den Abzug verkündigten. Er schwebte in der Ferne; denn noch heute sollte er ja die neue Welt betreten, die er sich in so mancher Beziehung so reizend ausgemalt hatte, zu welcher ihm die von daher empfangenen Briefe so anziehende Skizzen geliefert hatten, daß er ohne allzu große Anstrengung seiner Phantasie die lieblichsten Gemälde daraus schaffen konnte. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir einen jungen Mann vor uns haben, in dessen Persönlichkeit alle Bedingungen vorhanden lagen, um die Periode der Romanze dieses Lebens zu beginnen. Allen begabten Naturen eröffnet sich einmal diese Stelle in ihrer Lebensgeschichte; ob dieselbe episch, idyllisch oder satirisch sich wenden und auslaufen wird — das wissen allein die Götter, um in der Sprache dieser Zeit uns auszudrücken. Traurig das Leben, das auch nicht ein Kapitel eines kleinen Romans aufzuweisen hat. Da war denn das Leben eine bloße Tagelöhnerei, ein Botengehen für andere, eine schale Geschichte. Wo Fähigkeit zur Liebe vorhanden ist, wo sich eine Ader für schöne Leidenschaften regt, wo aus der Seele sich die Ideale heben wie die weißen und sanftgleitenden Schwäne auf tiefblauem See, wo Poesie auf allen Nerven schlummert und erwachen will wie eine Rosenknospe, die ihre Lippen dem Thaue des Morgens öffnet, da gibt es eine Romanze im Leben. Die Brust ahnetes, wenn sie angeht.

Aus diesem Grunde ließe es sich allein erklären, wie ein junger Mann mit sanft verschwommenen Augen so still vor sich hinträumen konnte, während alles um ihn her der Praxis des Lebens, dem prosaischen Realismus diente. Und doch sah er so geistreich aus, wenn er seine schönen blauen Augen hin und wieder aufblitzen ließ. Es hatte ja mehr als eine Muse auf dieser Stirn ihren Göttersitz aufgeschlagen, und die Charitinnen verschmähten es nicht einen Mund zu kosen, der im Stande war, den herrlichen Gefühlen Ausdruck zu verleihen, die wie ein goldenes Gewölk aus den Tiefen der Seele steigen, um den Himmel zu beleben, der sich stets um die Lieblinge der Götter webt. Aber warum mit sich nur beschäftigt? Warum so theilnahmlos? Es gibt eben Stunden in diesem Leben, wo wir der realen Welt vollständig entrückt sind, wo sie uns lästig wird, wenn sie uns in unsern Träumen, die in andern Regionen schwärmen und säumen, zu stören droht. Können wir es ihm als eine kaltherzige Sünde anrechnen, daß er so wenig bei den Thränen seiner Aeltern weilte; daß er bereits mit Wesen umging, die ihm noch nichts erwiesen hatten, als seine Phantasie zu reizen, und die wie Nebelgestalten entflohen, wenn er sie nach ihrer Identität und Wirklichkeit fragen wollte? Ach, welch ein Unterschied zwischen einem Sohn, der in die Zukunft fliegt auf Wolkenschwingen, und zwischen dem Bleigewicht des Alterngrams, das mit jedem Weiterrücken des Zeigers auf der Uhr nur schwerer und drückender wird! Jener hat die neue reizende Welt vor sich, diese fänden allein ihr Genüge, wenn's immer so geblieben wäre.

Wie bald war der Pluto — so hieß das feurige Dampfroß — mit seinem langen Drachenschwanze in den Bahnhof der Provinzialhauptstadt eingelaufen. Ja, Pluto regiert diese Welt, die immer unterirdischer wird, trotz der kühnen Viaducte, die gebaut werden gleich Regenbogen, auf deren Jochen man in den Himmel zu fahren scheint. Aber man bleibt doch in der Erdregion; auch wenn wir über die Schneelinie der Alpen mit unsern märchenhaften Eisenbahnen rasen. Die Welt ist nicht mehr titanisch. Am Erstürmen des Himmels, um sich an dem ewigen Feuer, das dort brennt und leuchtet, mit himmlischen Funken zu versehen, hat die gegenwärtige Generation kein Gefallen mehr. Damit macht sie auch kein Glück, weil der Himmel auf seiner Hut ist vor dieser Brut. Was im Bereiche der sublunarischen Welt den Sterblichen geboten werden kann, das ist ihnen hingehalten und sie haben's genommen: die Mechanik der Naturgesetze, die Elektricität, den Magnetismus, die sphärischen Elemente alle, — und damit wirthschaften sie, und damit kämpfen sie, und damit halten sie sich selbst im Zaum, damit sie nicht verwildern. Der Eifer um die Ausbeutung der Natur, das ist das bindende und schützende Princip der Gegenwart. Menschlich, im humanen Sinne des Worts, kommen die Erdbewohner damit nicht weiter; aber sie bleiben damit doch wenigstens einen Zoll hoch über der bloßen Physis, weil sie sie beherrschen. Das Laster, der verderbliche Zahn dieser Richtung, ist der Plutonismus, d. h. die Einwühlung in die Erde, um sich an ihren Schätzen zu übernehmen. Der Mensch ist zum Herrn der Erde gesetzt. Diesen Satz hat der

Mensch, der doch auch ein Sohn der Erde ist, sehr falsch verstanden. Er geht darauf aus, der Erde das Blut aus ihren Adern zu saugen, das Mark aus ihren Rippen zu nehmen, ihre Säfte zu zerstören und ihre Nerven zu überreizen. Er mishandelt sie, — er wird sie bald stumpf machen. Er läßt sich nicht warnen durch die bösen Wetter, die sie ihm oft in ihren Eingeweiden entgegenhaucht, durch ihre erlöschenden Quellen, durch ihre zurücktretenden Seen, durch ihre waldmüden Bergesrücken und ihre übertriebenen Ackerflächen. Nur heraus noch, was darinnen steckt; mögen die Nachkommen sehen, wo sie bleiben, wo sie sich wärmen, wo sie sich nähren. Es wird alles auf den Markt gebracht. Handel, Geld, Genuß des Augenblicks, Herrschaft und Sklaverei im schroffsten Gegensatze, das ist die Signatur der Gegenwart, das ist der moderne Plutonismus, das ist dein Dienst, den du eben verrichtest, brüllender Dampfer Pluto, der du eben mit schrecklichem Stöhnen deine letzten Dämpfe aushauchst.

Man hatte eine Stunde Aufenthalt. Der Uebergang von einer Bahnlinie zur andern — es war hier ein sogenannter Knotenpunkt des offengelegten modernen Nervennetzes der Welt, für profane Augen ein ungeheurer Wirrwarr von verschiedenen Eisensträngen — war leicht zu bewirken durch einen der numerirten dienenden Geister, und man konnte ein halbes Stündchen verschlendern. Aber, Gott weiß es, man kommt so schwer aus diesem Labyrinth und wartet lieber, als daß man sich durch Verpassen der Minute höllenheiß abjagen muß. Die armen Erdenpilger, die jetzt nach der Pfeife des Oberschaffners tanzen müssen!

Ein Schauspiel bot sich indessen auf ebenderselben Bahn dar, der Fritz sein weiteres Fortkommen in der Welt anvertrauen mußte, das für den, der es zum ersten mal sieht, des Anziehenden und Betrachtungswerthen genug enthält. Es war ein Transport Auswanderer, der, mit der Südbahn ankommend, auf der Nordbahn weiter in die Neue Welt auf gut Glück wollte. Der Anblick hat im Grunde genommen etwas Beschämendes, wenn ein Land seine Kinder nicht mehr zu ernähren, zu bekleiden und zu fesseln vermag; er hat etwas Vorwurfvolles, das auf die nationale Erziehung, auf die abgeschwächte Religion, auf die politische Zerrissenheit fällt, wenn die Kinder ihr Vaterland massenhaft verlassen können, ohne auch nur eine dankbare oder schmerzenvolle Thräne zu haben für die Erde, auf der sie geboren wurden und der ihre ersten und schönsten Erinnerungen gehören. Wenn besiegte Volkshaufen aus politischen oder despotischen Gründen deportirt werden, dann erzeugt ein solches Bild eine rührende Theilnahme an einem der herbsten Misgeschicke, die der Mensch erleben kann, und wir hören immer im Geiste die Klagegesänge Israel's an den babylonischen Strömen und den Ton tiefster elegischer Klage durch ihre Harfen seufzen, die an den Weiden hängen, die darob zu Trauerweiden werden mit hängenden Zweigen. Was aber treibt diese Leute übers Meer, ins unbekannte Jenseit, aus gewohnter Lage in eine Fremde mit tausend peinigenden Unbequemlichkeiten? Ist es Nahrungslosigkeit — lieber halb hungern auf der vaterländischen Erde, als alles haben und doch keine Stillung des Gemüths.

Und ist denn Deutschland wirklich ein Land, aus welchem viele Tausende wandern müßten, um sich zu ernähren und durch angestrengten Fleiß, durch sparsame Haushaltung und Benutzung der günstigen Umstände, die sich in der Fremde darbieten, zu einem leidlichen, ja zu einem ansehnlichen Auskommen zu gelangen? Deutschland könnte noch viele Tausende aufnehmen und dadurch noch reicher werden, als es ist; aber es ist zerrissen, es hat ein getheiltes Herz, und unter seinen vielen Händen ist oft kein brüderlicher Händedruck, kein brüderliches Zusammenwirken. Und der arme Deutsche hat zu wenig zu Hause, was er liebt. Er hat so wenig nationale Ehre. Und ihm fehlt vor allen Dingen die nationale Kirche. Es ist ein entsetzlicher Gedanke: sie alle dort ziehen ab mit einem Stumpfsinne, der dem Gefühlvollen, ihm, dem das Vaterland und seine Laren und Penaten, seine Geschichte und seine Ruhmesdenkmale, sein treuer und reicher Boden, seine glänzende Cultur und strahlende Wissenschaft, seine Stammeseigenheiten und seine Mundarten, seine himmelanstrebenden Berge und seine rauschenden Ströme, seine prunkenden Städte und ehrwürdigen Ruinen noch etwas sind, das Herz mit einer eisernen Klammer zusammendrückt, bis daß es schreit. Und ein Herzensschrei ist der trübste Ton, den es gibt.

Einiges Gesindel abgerechnet, das sich in Deutschland an jedes öffentliche Thun hängt, sahen die Leute im ganzen ziemlich gut aus. Der großen, überwiegenden Masse nach waren es Landleute aus jenem Lande, das es schon seit langer Zeit gewohnt ist, seine Dörfer veröden zu sehen. Es prägte sich auf den Gesichtern dieser

Auswanderer weder das europamüde Aussehen, noch der Weltschmerz, noch der politische Gram ab. Sie hatten's hier satt; folgten den Vorspiegelungen und hofften auf goldene Berge. Sie reisten eigentlich auf Einladung oder Bestellung, und gingen nicht ganz ins Ungewisse. Sie sollten Arbeitercolonien im Staate Visconsin werden. Soviel wußten sie. Aber es waren doch auch überspannte und abenteuerliche Gestalten darunter. Und nicht ohne Rührung konnte man die jungen Frauen sehen, die allein mit sorgenvoller Miene auf ihre Säuglinge blickten, die an ihren Brüsten lagen. Haben sie ein Recht dazu, diese Väter und Mütter, ihre Kinder auf eine fremde Erde, unter einen fremden Himmel zu verpflanzen? Hat nicht das Vaterland einen Anspruch mit ihnen auf die Seelen zu theilen, die an seiner Sonne und seiner Luft das Leben gewannen?

Ein Reiseprediger, mit dem ewig=befremdlichen Fanatismus im evangelischen Gewande, hielt allerlei Ansprachen an diese Leute, die gar nicht zu begreifen schienen, was der Mann mit den prophetischen Phrasen von ihnen wollte. Die wenigsten neigten ihm die Ohren zu. Die meisten waren unwillig, auch hier von einem Prediger geplagt zu werden. Sie hatten ja eben keine Religion, und deswegen auch keine Ohren für die Ermahnungen der Kirche, von wannen sie auch kommen mochten. Die amerikanischen Auswanderer sind ja meistens mit republikanischen, communistischen, revolutionären Ideen vergiftet. Sie haben aus dem Giftbecher einer schlechten, demoralisirenden, zu den wildesten Trieben reizenden Literatur getrunken. Deswegen entstand auch fast ein borstiges

Widerstreben, als der den Geistlichen begleitende Colporteur eine Menge kleiner Bücher religiösen Inhalts und namentlich unendliche Tractate in die Waggons warf, in denen die Auswanderer bereits um der zu gewinnenden Ordnung und Uebersicht wegen Platz genommen hatten. Einige von den Leuten nahmen diese Gaben willig und dankbar an, eigneten sich auch zu, was die Nachbarn verschmähten; andere aber warfen die Büchelchen mit Spöttereien und Flüchen auf den Perron hinaus. Damit kamen denn auch mehrere dieser Schriftchen ins Publikum und zur Kenntnißnahme dieses kritischen Ungeheuers. Unser junger Theolog war von dem Auftritte überrascht, und noch ehe er seine Gedanken über dieses Missionswerk geordnet hatte, ward auch er zum Einsteigen in einen Wagen zweiter Klasse von der gebietenden Pfeife aufgefordert. Der Zug war endlos, riesenschlangenartig, als er sich aus den leisen Krümmungen des Bahnhofs schlängelte.

Wie nahe lag es, daß die im Wagen zusammengewürfelte Gesellschaft von den Auswanderungen sprach und von den Dingen, die damit in einem socialen oder politischen Zusammenhange stehen. Ein Mensch aber, von dem bekannten durchschnittlichen Aussehen der reisenden Kaufleute, schlug im Ausbruch seiner Aufklärungsmanie und in seiner Gegnerschaft gegen alles pflichtmäßige Thun der Kirche einen wahren Heidenlärm über den missionirenden Versuch, den eben ein evangelischer Geistlicher an der Ausgangspforte des irdischen Vaterlandes mit Seelen angestellt hatte, die alle nicht wußten, ob sie drüben für sich eine Kirche ihres Glaubens,

und für ihre Kinder eine Schule in ihrer Sprache finden würden. Er sah in jenem Geistlichen, dessen ausgetheilte Tractate ein so misliches Schicksal fanden, nichts weniger als einen Ablaßkrämer Tetzel. Aber er, der Aufgeklärte, rechnete mit Gewißheit auf die entschiedenen Fortschritte des Lichtfreundthums, die einem solchen Unwesen, wie diese Muckerei es sei, ein schreckliches Ende machen würden. Dies aber seien die Früchte einer halben Revolution; dies seien die Machinationen einer reactionären, klerikalen und feudalen Partei, die im Finstern schleiche. Dies sei der moderne Jesuitismus, der sich in die Familien dränge und alles gesellige Leben, ja selbst allen Verkehr verderbe. Er sei ein Weinhändler und könne aus famosen Erfahrungen sprechen, da er in verschiedene, namentlich hohe Häuser komme. Es sei Politesse des alten und reichen Adels, sich an die pietistischen Prediger anzuschließen und die häuslichen Andachten und die stehenden Gebete zur Hausordnung zu machen. Der Weinhandel leide vorzugsweise unter diesem religiösen Schwindel; aber er gehöre auch zu einer Partei, die solchem Unwesen entgegenarbeite, und die Morgenröthe einer schönern Aera der Gewissensfreiheit und religiösen Aufklärung werde schon anbrechen. Nicht ohne Absicht habe er einige der Tractate, die dort wie Schneeflocken im April ausgestreut würden, aufgelesen und eingesteckt, denn diese Documente jener Jesuiterei werde er benutzen, um hier und dort die Fackel der Wahrheit aufzustecken; schon morgen hoffe er in einigen vornehmen Häusern der Nachbarschaft auf dem Lande diese skandalvolle Scene zu Nutz und Frommen derer vorzutragen, die auch

bereits sich dieser modernen Richtung hinzuneigen anfingen.

Und dieser Redner fand Zuhörer, und im allgemeinen Beifall. Da Fritz es unter seiner Würde hielt, diesem Verfechter zeitgemäßer Wahrheiten auch nur eine Gegenbemerkung zu machen, so brach das Gespräch endlich ab, besonders da ein eigenthümlich forschender Blick auf unsern jungen Freund eine solche ernste und mannhafte Zurückweisung erfuhr, daß der Prahlhans nicht weiter auf diesem Gesichte, das sich keine Beleidigung gefallen ließ, zu lesen wagte; und als ihn Fritz fragte, ob er jenen Geistlichen kenne, und ob er schon jemals einen Tractat gelesen habe, da schien man allseitig damit zufrieden gestellt, daß die Station erreicht war, wo der unbekannte kühne Frager ausstieg.

Die leichte Unmuthswolke, die sich auf der Stirn unsers jungen Freundes ob des despotischen vulgären Lichtfreundthums des Weinhändlers, das für seine kirchenfeindlichen Bestrebungen alle Rechte und Freiheiten in Anspruch nimmt, der entgegensetzten Richtung aber auch nicht den geringsten Spielraum für ihre Tendenzen eingestehen will, zusammengekräuselt hatte, verschwand im Augenblicke, als ihm ein neues Bild mit lieblichern Farben entgegentrat. Es war ein überaus reizender Anhaltepunkt, welcher der tosenden Eisenbahnreise unsers jungen Freundes ein Ziel setzen sollte. Zwar war die Landschaft, die sich vor ihm ausbreitete, eben, mit unabsehbaren Fernen; aber gleichwol wechselvoll und für die Augen mit dem wohlthuendsten Grün überzogen. Da eine Anhöhe, auf der man stand, die Rundschau er=

leichterte, so übersah man eine zahllose Menge von Dörfern und kleinen Städten, und Wald und Weide, Feld und Gehege im mannichfaltigsten Reichthum einer dem Gemüthe wohlthuenden Landschaft. Westwärts hin sah man den ziemlich breiten Silberstreif des schiffbaren Stromes, der seinen Mündungen entgegeneilte; von Osten her, auf den Strom sich stützend, zog sich ein künstlicher, sehr belebter Kanal, welcher Grüße und Güter von den östlichen parallelen Landesströmen brachte; einige Chausseen, die sich durchkreuzten, gaben dem Bilde den Ausdruck eines großen Fensters, durch welches man den Einblick in eine wohlhabende und wohlgeordnete Hauswirthschaft gewinnt. Man fühlte es mit Entschiedenheit, daß man sich auf einer der Auen der norddeutschen Ebenen befand, die sich oft mitten aus grenzenlosen Sand- und Heidesteppen herausschneiden und nur der neuern Bodencultur den Anstrich und die Ausbeute eines gesegneten Bodens verdanken. Freilich werden dir die Berge immer fehlen, wenn du an ihre frischen Lüfte und an ihre freien Naturschwingungen gewöhnt bist. In jener kräftigen Landschaft sollte unser junger Freund seinen nächsten Wohnsitz, seinen nächsten Wirkungskreis finden. Wo mochte doch Groß-Barkow liegen? — Die jungen, ungeschwächten Augen trugen leicht die gerade Linie von drei Meilen, und es konnte kaum noch so weit sein von hier.

„Habe ich vielleicht die Ehre, den Herrn Candidaten Markbrand in Ihnen zu finden?“ so ließ sich ein Mann von gereiftem Alter mit der anständigsten Haltung und doch mit der unverkennbaren Außenseite eines in Diensten

stehenden Individuums vor unserm ins Weite blickenden jungen Freunde vernehmen. „Der bin ich", war die ein wenig aufgeschreckte Antwort; „und was wünschen Sie von mir?" — „Ich komme auf gnädigen Befehl des Herrn Baron von Silberschild, meines Herrn, um Sie hier zu empfangen und in der dort bereitstehenden Equipage nach Groß-Barkow zu begleiten." Mit diesen Worten, die ebenso dienstlich wie vornehm gehalten waren, deutete der Mann auf einen etwa hundert Schritt im offenen Bezirke der Station haltenden Kutschwagen hin, der die vollen Bequemlichkeiten einer eleganten Halbchaise mit denen eines wohleingerichteten Reisewagens darzubieten schien. Das Verdeck war bei dem überaus schönen Frühlingswetter halb niedergeschlagen; der leichte Westwind, der dann und wann sein Spiel über die Fluren trieb, war weich und frisch zugleich, und konnte für einen jungen Reisenden nichts Empfindliches haben. Das Gespann bestand aus zwei Hellfüchsen mittler Größe und von schlankem, aber kräftigem Bau, ohne Abzeichen, und ein Roß wie das andere. Die Schweife von etwas hellerm Schein, waren in halber Länge; die schönen Köpfe waren in munterer Bewegung auf und nieder — sie sehnten sich nach freien Zügeln und nach einer frohen Anwendung ihrer Kräfte. Auf dem Bocke saß ein stattlicher Kutscher mit Bart ohne alle Melange, von mittlerer, kernhafter Statur, und in einer Livree von Nägelbraun, mit hellblauem Kragen und Aufschlag, Silbertressen und Silberknöpfen, auf denen sich das einfache Wappen der reichen Familie hob: ein silberner Schild durch einen schrägen Balken in zwei Felder ge-

theilt. Das Uebrige war wie sonst wohl und fiel nicht auf.

Der Mann von einem sehr stattlichen Wesen, der unsern jungen Freund empfangen und begleiten sollte, ging in einem sehr eleganten bürgerlichen Anzuge von dunkler Farbe, wie es eben die anständige Mode jetzt vorschrieb. Die sauber umgelegte weiße Halsbinde und die weißen Handschuhe verriethen allein etwas Officielles; da man sich sonst in unabhängigen Verhältnissen nicht gerade zu einer Reise so herausstaffirt. Wir müssen eine augenblickliche Verlegenheit, die sich nicht sogleich in ihren Mann finden konnte, unserm jungen Freunde zugute halten. Doch war er bald gesammelt, und wenn auch nicht in der präcisen Manier eines Vornehmen, bemerkte er doch ganz passabel für seine Verhältnisse: „Ich danke Ihnen verbindlichst für die Güte, die Sie für mich haben wollen, und ich werde nach schnellster Besorgung meiner Effecten Ihrem freundlichen Empfange Folge leisten und nicht länger auf mich warten lassen.“

„Wenn Sie mir gefälligst Ihren Packschein geben wollten, Herr Markbrand, so werde ich die nöthige Sorge für Ihre Sachen tragen; ich bin hier mit den Personen sowol als auch mit den örtlichen Angelegenheiten bekannt, und wir werden in kurzem reisefertig sein können. Sie bedürfen vielleicht irgendeiner kleinen Erholung oder Erfrischung, benutzen Sie die kurze Zeit nach Belieben, und sein Sie nur so gefällig, wenn Ihnen die Abfahrt beliebt, dort an unsern Wagen heranzutreten, weil ich bedauern muß, nicht vor dem Restaurationslocal vorfahren zu können.“

Fritz übergab dem höflichen Manne seinen Packschein. „Vier Stück?“ — „Ja, ein größerer und ein kleinerer Koffer, ein Nachtsack und eine Hutschachtel.“ — „Schön! das wird sich leicht herausfinden lassen, da hier nur wenig Passagiere die Eisenbahn verlassen.“ — „Zur Sicherheit steht auch auf jedem Reisestück mein Name.“ — „Sein sie unbesorgt wegen der besten Besorgung.“

Dem angemessenen Rathe des höflichen Mannes folgend, ging Fritz in den mäßigen Salon des bescheidenen Restaurationsgebäudes. Eine Tasse Kaffee, die dem augenblicklichen Bedürfnisse am meisten entsprach, war sogar in angenehmer Bereitschaft. Unser junger Reisende hatte wenig genossen, weil ihn die Aufregung über die irdischen Ansprüche erhob. Eine Tasse guten Kaffees kommt aber immer recht. Der Blick aus dem unbesetzten Fenster ward durch nichts verdeckt. Die Nische war frei — und der Reisende wünschte seine Tasse auf das Marmortischchen, das vor ihm stand. Von hier aus konnte er seinen Wagen ins Auge fassen. Zwei Packträger und jener höfliche Mann waren schon dabei, seine vier Sachen in sichere Lagen zu bringen. Fritz mußte sich beeilen, um noch zeitig genug zu kommen, damit er den Männern, die ihre Schilder an der Mütze trugen, das übliche Honorar geben konnte. Er wollte gern anständig erscheinen. Er deutete dem Kellner an, ihm auf dem Fuße mit zweien Seideln des besten Bieres zu folgen, und alles bezahlend eilte er seinem Wagen zu. Wir haben's mitunter eiliger, als es nöthig ist, und Gott weiß es, was uns zuweilen treiben mag. Der richtige Augenblick war abgepaßt,

Fritz konnte zur rechten Zeit sein Portemonnaie ins Licht setzen. Dann reichte er dem Kutscher mit der bekannten und freundlichen Redensart den Seidel hinauf, zur Anfrischung der braven Pferde einen kleinen Zug zu thun. Mit dem andern Seidel auf den Höflichen zugehend, bat er ihn, auf gute Bekanntschaft ihm einmal zutrinken zu dürfen, da der Augenblick nichts Besseres gestatte. Diese Anrede und dies Thun waren so ungesucht und so herzlich, daß von beiden Seiten willig angenommen wurde, was so freundlich geboten ward — und die erste gute Bekanntschaft in herkömmlicher deutscher Weise war gemacht. Da alles zum Aufbruch fertig war, so öffnete der Höfliche den Kutschenschlag und nöthigte unsern Fritz zum Einsteigen, und auf den Sitz zur Rechten. Ehe er aber selbst einstieg, um den Platz zur Linken einzunehmen, bemerkte er: daß er sich erlauben werde, an des jungen Herrn Seite Platz zu nehmen, um mit Bereitwilligkeit auf die Fragen Bescheid geben zu können, die ihm vielleicht in Bezug auf die auffallenden Punkte der Gegend, die Straßen, Dörfer, hiesigen Einrichtungen, oder auch vielleicht über einige andere wünschenswerthe Dinge vorgelegt werden möchten; sollte es aber andernfalls nur irgendwie incommodiren und wünsche der junge Herr vielleicht ungestört zu bleiben, so würde er, der Höfliche, recht gern neben dem Kutscher seinen Sitz suchen. Natürlich, daß Fritz sich Glück wünschte zu einer so interessanten Unterhaltung, wie sie von einem so freundlichen, überall kundigen Manne zu erwarten stand, und die Ceremonie des Anstandes verwandelte sich bald in ein trauliches Nebeneinandersitzen.

„Nun 'aber vor allen Dingen bitte ich Sie, mir erst die Freude zu machen, mir zu verrathen, mit wem ich die Ehre einer so angenehmen Begleitung und Unterhaltung habe.“

„Bitte gehorsamst, ich bin der Factor Strauß, d. h. mit andern Worten, ich bin mit vielerlei Dingen und Geschäften unserer gnädigen Herrschaft betraut. Sie werden das schon kennen lernen, lieber Herr Markbrand, und zunächst ersuche ich Sie, daß, falls Sie irgendeinen Wunsch in Bezug auf Ihre künftige Einrichtung, eine Bestellung an die Herrschaft, die Sie selbst nicht gern übernehmen wollen, oder sonst etwas auf dem Herzen haben, was Sie herunterhaben möchten, Sie sich nur ohne alle Umstände an mich wenden wollen. Ich bin derjenige, der, ebenso bekannt mit den verehrten Herrschaften wie mit allen Angelegenheiten unsers Hauses, am ehesten Rath zu schaffen weiß und nach manchen Seiten hin zufrieden stellen kann.“

„Sie sind also ein älterer Beamter des Herrn von Silberschild, Herr Factor?“

„Ja, sehen Sie, mit Gottes Hülfe und mit dem Wohlwollen des Herrn Barons von unten auf. Zuerst war ich Bursche des gnädigen Herrn, als sie noch Lieutenant im zweiten Kürassier-Regiment waren. Dann wurden wir zu den Garde-du-Corps versetzt; der Herr Lieutenant wurden Rittmeister und ich Unteroffizier, nachdem ich noch in der Lehrescadron und in der Regimentsschule einige Ausbildung bekommen hatte. Als aber der Herr Baron als Major ihren Abschied nahmen, ging ich mit ab, wurde erst gewissermaßen Kammer-

diener; allein da ich nach der Vermählung des Herrn Baron mit der gnädigsten Frau, geborenen Gräfin von der Molde, die ihre eigene Dienerschaft mitbrachte, mit ganz andern Geschäften beauftragt und beehrt wurde, wie sie einem Kammerdiener zustehen, und da ich auch ein wenig Buch und Rechnung führen, im Fall der Noth auch die wirthschaftliche Correspondenz mit Kaufleuten, Lieferanten, Künstlern und dergleichen besorgen kann, so bin ich zum Factor, zum Hausverwalter, zum Geschäftsträger, oder wie der Herr immer scherzend sich auszudrücken pflegen, zum Factotum avancirt."

„So darf ich denn also auf Ihre Güte rechnen, wenn ich irgendwie einer Anweisung über mein Verhalten in dem geschätzten Hause, oder einer Auskunft über eine Sache, die mich angehen könnte, bedürfen sollte?"

„Stehe ganz zu Diensten, und damit ich Sie sogleich mit diesem und jenem bekannt machen kann, was unsere Familienverhältnisse und unsere gewohnte Hausordnung angeht, so ist mir ja heute der angenehme Auftrag zutheil geworden, sie begleiten und gleichsam bei uns einführen zu dürfen."

„Ich bin fast in Verlegenheit gesetzt, wie ich diese zuvorkommende Güte auf eine würdige Weise benutzen und damit dankbar anerkennen soll; da es aber, wie ich nun schließen darf, in der wohlgemeinten Absicht meiner sehr geehrten Principalität liegt, mir meinen Eintritt in eine mir bisher ungewohnte Lage zu erleichtern, so darf ich mir wol einige Fragen erlauben, deren gütige Beantwortung mich vor allem interessiren dürfte."

„Mit Vergnügen werde ich Ihnen dienen, soweit

es mir die Grenzen einer schuldigen Discretion gestatten."

„Gemäß der zwischen dem Herrn Baron und mir stattgehabten Correspondenz zählen außer dem Herrn Baron und Frau Gemahlin zu der Familie die beiden Söhne, deren Erziehung und Unterricht mir anvertraut werden soll."

„Sie haben gefälligst noch hinzuzunehmen die einzige Tochter Baronesse Helene, eine sehr liebenswürdige junge Dame von sechzehn Jahren; aber schon erwachsen, der, wie soll ich sagen, Engel des Hauses, dem alles zugethan ist und für den alles durchs Feuer gehen würde, die Freundlichkeit und Leutseligkeit selbst, die Wohlthäterin der Kranken und Armen, und die Fürsprecherin aller Hülfesuchenden; oft zu gut, zu gut — aber, es ist der Vater, wie er leibt und lebt in dieser Tochter noch einmal jung geworden. Aber das gnädige Fräulein haben auch eine ausgezeichnete Erziehung genossen: Frau von Debonal, die noch im Hause sind und deren werthvolle Bekanntschaft Sie machen werden, Herr Markbrand, hat in der That geleistet, was von der geschicktesten Gouvernante nur erwartet werden darf. Das gnädige Fräulein lieben auch diese Frau von Debonal wie eine zweite Mutter, und es ist nur zu bedauern, daß diese immer noch junge und schöne Dame nie recht fröhlich sein kann. Sie hat traurige Schicksale gehabt. Mit Fräulein Helene ist eine fast gleichalterige Verwandte, ein verwaistes Fräulein von Hochstetten unterrichtet und erzogen worden, und zwei leibliche Schwestern können nicht inniger aneinander hangen, als diese beiden jungen

Damen. Fräulein Sophie von Hochstetten ist nicht ganz so groß und schlank wie unsere Baronesse Helene; aber man kann wol behaupten, daß man nirgends eine hübschere, frischere, stets fröhlichere, stets gefälligere junge Dame sehen könnte, als dieses junge „Reh", wie sie der gnädige Herr zu nennen pflegt; die Rehe sind nämlich seine Lieblingsthiere und werden als solche bedeutend in unsern Forsten gehegt."

„Sind die beiden Fräulein zu Hause", war Fritzens schüchterne Frage, „und womit beschäftigen sie sich gegenwärtig vorzugsweise?"

„Freilich sind sie zu Hause, und ich glaube, der gnädige Herr würden sich schwerlich von den jungen Damen trennen können; obwol die gnädigste Frau Baronin schon öfter den Wunsch ausgesprochen hat, Baronesse Helene möchte einige Zeit in der Familie ihrer Frau Schwester, die mit dem österreichischen Gesandten vermählt ist, zubringen, um dadurch in nähere Beziehung zu der höchsten Gesellschaft und dem Hofe zu treten. Aber die Sache ist noch nicht zur Ausgleichung unter den Herrschaften gekommen. Womit sich die jungen Damen beschäftigen? Sie werden noch in den fremden Sprachen, im Zeichnen, im Malen von der Frau von Debonal unterrichtet, sie treiben viel Musik, beschäftigen sich mit Lektüre und weiblichen Handarbeiten, genug, mit allen dem, was zu einer nobeln Beschäftigung der Damen von Stand gehört."

„Wenn ich mir eine ungefähre Vorstellung von dem Herrn Baron machen darf, so werde ich einem stattlichen Herrn der kräftigen Mannesjahre, von edeln und humanen Gesinnungen vorgestellt werden?"

„Sagen Sie einem schönen, einem prächtigen, einem unbeschreiblich wohlwollenden Manne, ohne Stolz und doch Achtung gebietend, und überall Liebe und Anhänglichkeit findend.“

„Und die gnädige Frau ist doch auch wol herablassend genug, um auf einige Nachsicht rechnen zu können, wenn man nicht überall sofort ihren Voraussetzungen entsprechen sollte?“

„Die Frau Baronin sind aus einem sehr vornehmen Hause, unstreitig eine der ersten und feinsten Damen in ihren weiten Bekanntschaftskreisen, halten sehr auf das, was man guten Ton nennt, und sind stets sehr gerecht.“

„Und meine lieben Zöglinge, freuen sie sich denn auf den Hofmeister, der einen zu weiten Spielraum ihrer kindlichen Freuden beschränken und sie zu ernstern Dingen anhalten soll?“

„Bester Herr Markbrand, diese beiden kleinen Ausbunde, deren Geburt der gnädigsten Frau Baronin fast das Leben gekostet hätte und einen Theil ihrer sonst so kernhaften Gesundheit und unverwelklichen Schönheit geraubt hat, werden Ihnen viel Mühe, aber gewiß auch viel Freude machen. Sie haben zwei Prinzen, die jährlich hier zur Jagd kommen, zu Pathen, und heißen nach ihnen Louis und Karl. Sie sind sich beide zum Verwechseln ähnlich, tragen gewöhnlich der eine ein rothes und der andere ein blaues Kravattchen, damit in gewissen Fällen der Unschuldige nicht für den Schuldigen leide, — ein paar kräftige, wilde Junker, denen so ein bischen viel Willen gelassen ist und die eigentlich

nur vor mir und vor der Frau von Debonal rechten Respect haben; aber gut sind sie, zum Exceß gut, und man hat sie lieb auch bis zum Exceß."

„Darf ich nicht fürchten, Sie, Herr Factor, mit meinen Fragen zu ermüden?"

„Fahren Sie nur gefälligst fort; ich betrachte Sie bereits zu unserm Hause gehörig, ich rede gern davon, und man kann es auch mit aller Aufrichtigkeit und Freude. Nirgends gibt es eine bessere Behandlung, wenn man sich danach führt, und nirgends werden rechtschaffene Diener besser belohnt, als von unserer sehr honneten Herrschaft. Unser Vermögen ist aber bedeutend: wir haben einen eigenen Rentmeister, einen Oberamtmann, einen Oberförster, einen Gewerksinspector, bei fünf Gütern einige tausend Morgen Forsten; Sie können sich denken, Herr Markbrand. Es geht dabei, wie sich von selbst versteht, auf sehr hohem Fuße; aber es lebt sich sehr angenehm in unserm Hause. Sie werden das bald finden. Ich stehe Ihnen dafür."

„Haben Sie mich vorläufig mit allen Personen von Bedeutung bekannt gemacht, Herr Factor?"

„Nein, in meiner Ungeschicktheit habe ich des ältesten Herrn Sohnes, der jetzt, wie früher der Herr Vater, als Lieutenant im Regimente Garde-du-Corps steht, bisjetzt noch nicht gedacht. Aber so geht's: aus den Augen, aus dem Sinn. Da der Herr Lieutenant nicht immer bei uns sein können, so denkt man auch nicht gleich an den Abwesenden. Baron Hugo sind jetzt ungefähr im zwanzigsten Jahre, sind ein gehöriger Cavalier, brauchen viel Geld, schon der dienstlichen

Verhältnisse wegen, aber als Liebling der Frau Mutter, der sie auch wie aus den Augen geschnitten sind, können sie auch auf eine unerschöpfliche Quelle rechnen; — aber Baron Hugo sind auch ein liebenswürdiger junger Herr, und wir wissen, daß sie in gewissen Kreisen gut angeschrieben stehen. Sie reiten und tanzen ausgezeichnet, haben immer die schönsten und theuersten Pferde, und machen ihrem Stande Ehre."

„Nach Ihrer gütigen Darstellung dürfte es doch wol nicht so leicht sein, Herr Factor, für einen jungen Mann, wie mich, der ich noch wenig Gelegenheit gehabt habe, mit vornehmen Herrschaften umzugehen, das rechte und angemessene Benehmen zu treffen; was habe ich wol im allgemeinen zu beobachten, um nicht etwa sogleich einen unangenehmen Eindruck zu machen, oder ein Vorurtheil gegen meine gute Gesittung zu erwecken?"

„Sein Sie deswegen ganz unbesorgt, Herr Markbrand, geben Sie sich nur wie Sie sind, ohne zu großes und ängstliches Ceremoniel, mit freister, offener Höflichkeit, mit Respect besonders vor den Damen, versteht sich. Sie haben ja außerdem den Vortheil, alles abwarten zu können. Sie suchen durch den Kammerdiener bei der Herrschaft nach, Ihre Aufwartung machen zu dürfen. Da dies noch heute geschehen wird — denn man wird Sie doch gewiß gern sehen wollen —, so wird man Sie in das Empfangszimmer oder ins Familienzimmer bei der gnädigsten Frau befehlen. Im erstern Falle erscheinen Sie visitenmäßig, im andern brauchen Sie nur die Kleider zu wechseln. Man wird Sie freund-

lich begrüßen. Der Herr Baron können so nicht lange zurückhalten, — dann werden Sie Gelegenheit genug finden, sich hier und dort durch eine recht offene, hören Sie, recht offene, ungekünstelte Sprache des Geistes und des Herzens empfehlen zu können."

Während dieses Gesprächs, das unsern jungen Freund, wie sich denken läßt, aufs lebhafteste beschäftigte und völlig von einer Betrachtung der umliegenden, ja vorbeifliegenden Gegenstände abzog, war unser heiteres Gespann eine gute Strecke dem Ziele näher gekommen. Plötzlich hielt die Equipage an einer Einnahmestelle der sehr gut gehaltenen Heerstraße an. Es bedurfte zwischen dem Herrn Factor und dem Herrn Einnehmer nur eines freundlichen gegenseitigen Grußes, und die oft störende Obliegenheit war hier erfüllt, da bereits der Retourzettel genommen war. Die drängenden Rosse warfen einen leichten Schaum aus den Gebissen und flogen auf einen leichten Pfiff des Kutschers in die Lüfte. Für ihr Feuer war die Peitsche ein gefährliches Werkzeug; darum diente sie nur zur Vollständigkeit des Fahrzeugs. Man bog zur Linken in westlicher Richtung von der breiten Heerstraße in eine schmalere Privatstraße ein. Man war dem Anscheine nach in einer Hauptallee eines großen Parks, und doch war man auf offener Verkehrsstraße. Die wirklich elegante Chaussee war mit einer vier bis fünf Fuß hohen Tannenhecke, außerhalb ihrer Gräben, eingefaßt. In gewissen nicht allzu weiten Distanzen erhob sich aus der Hecke ein wohlgezogener Laubholzbaum. Bei leichtem Material, von dem die Chaussee erbaut und unterhalten war, bemerkte man keine Ver-

nachlässigung, sie glänzte von seltener Ordnung und Reinlichkeit. Sie litt wenig von zu häufigen und schweren Lastwagen. Rechts und links wechselten Waldpartien von musterhafter Zucht, Feldbreiten von klarer Wirthschaft und herankũssende Wasserflächen, Ausläufer von Seen oder großen Teichen, was sich sogleich nicht unterscheiden ließ. Im Nu war ein Dorf erreicht, das sich mit Vergnügen mitten von der schönen Chaussee durchschneiden ließ. Das Dorf war heiter und bequem, obwol es an kräftigen und reichen Höfen fehlte. Die Kirche sah mit ihrem Thurme in doppelter Kuppelform recht zutraulich und mütterlich auf die Hütten der Sterblichen hernieder. Auf Fritzens Stimmung, die ein wenig zum Nachdenken sich geneigt hatte, wirkte dies Bild mit behaglicher Ruhe wohlthuend ein, und er erkundigte sich nach dem Punkte, auf dem sie sich befänden. Der sehr gefällige Begleiter bemerkte, daß sie, die Reisenden, jetzt in der Herrschaft Möchlin wären, eine schöne und reiche Herrschaft, die früher den Herren von Bellin gehört habe, von diesen aber an einen Herrn von Bote, einen Neugeadelten, zwar ziemlich theuer, aber dennoch unter ihrem wahren Werthe verkauft worden sei. Die Herren von Bellin, zwei unverheirathete Brüder, hätten aber ohne Neigung zur Wirthschaft, auch eine unzuträgliche Wirthschaft geführt, wären in Schulden gerathen und unter sich entzweit, besonders aber aufgebracht wegen der gutsherrlichen und bäuerlichen Regulirung infolge der Separation hätten sie die schöne Herrschaft losgeschlagen und die hiesige Gegend verlassen. Herr von Bote sei eigentlich ein Bankier aus Breslau und sehr reich; er

habe alles baar bezahlt und sei in anerkennenswerther Weise aus einem reichen Bankier ein tüchtiger Landwirth geworden. Mit Geldmitteln seien hier aber auch viele vergrabene Schätze zu heben gewesen, und die industriellen Anlagen des Herrn von Bote seien im einträglichsten Flor, seine ökonomischen Einrichtungen musterhaft. Mit dem liberalen Adel stehe er auf dem besten Fuße; der alte angesessene Adel achte in ihm mehr den gescheiten und brauchbaren Mann, als den ebenbürtigen Standesgenossen. Seitdem er aber von den Gutsbesitzern des hiesigen Landschaftsdistricts zum Ritterschaftsdirector stellvertretend für den alten Herrn von Wendheim auf Wendheimsburg erwählt und zum Vorstand der Creditinstitutskasse ernannt worden sei, wäre ein gesegneter Aufschwung in die ritterlichen Besitzungen und Unternehmungen gekommen. Wie ist hier aber auch alles so rationell benutzt, welche sorgsame Forstwirthschaft, welche angemessene Verwendung des Heide- und Moorlandes, an dem wir vorüberkommen werden! Da sehen sie dort die Gebäude und Gehege der Pferdezucht, ein halbblütiger, kräftiger Schlag. Die Holländereien dieser in gutes Grasland umgewandelten drainirten Bruche sind rentirend bei gutem Vieh. Die Schäfereien dort auf den fernen Angern, die sich ausreichend erweisen, solange die Feldweide mangelt, sind sehr bedeutend; die Wolle, halbfein, wird stets gesucht. Genug, die Sache ist in guten Händen. — Jetzt kamen sie durch Fonklitz, mit einer Steingutfabrik und einer Glashütte; dann passirten sie in rascher Folge noch drei Dörfer mit andern industriellen Anlagen; zuletzt fiel Mannsburg auf mit dem

herrschaftlichen Schlosse im großen Stil des Renaissancegeschmacks, umgeben von allem Zubehör eines alten vornehmen adelichen Sitzes; jedoch mit sichtbarer Anbequemung an den neuern Stil, welcher die steife aristokratische Grandezza in romantischere Formen verwandelt hat. Unsere Reisenden verschmähten es, im langsamern Tempo an diesen neuadelichen Herrlichkeiten vorüberzugleiten, um nicht den Anschein zu haben, als möchten sie irgendeine Neugierde zu erkennen geben. So war denn auch der Blick auf das reizende Blumenparket unmittelbar hinter dem Hauptflügel des Schlosses — es lag entre cour et jardin — zu flüchtig, um dem Reichthum von köstlichen Gewächsen nur einigermaßen die Würdigung zu widmen, die er verdiente. Es war sehr still um das stolze Schloß herum — unserm jungen Freunde kam dies so langweilig vor, wie in einem ägyptischen Garten, wo sich die stummen Sphinxe ohne Klage den heißen Sand in die Augen wehen lassen —, und es war doch Mai, und blütevoll und duftig die durch Kunst gehobene Schöpfung, und doch so ägyptisch stumm — er seufzte still — ganz still.

Sie waren durch. Die Landschaft wurde offenherziger, fröhlicher, jugendlicher. Sie tanzte, von dem schnellen Wagen betrachtet, in lieblichen Wellenlinien. Die Wälder sahen bläulich herein in reichliche Felder, die sich zu ihren Füßen lagerten. Guter Boden — dichte Dörfer — Menschen hin und wieder. Sie kamen in eine andere Straße. Sie hatte Fruchtbäume zur Einfassung und war weniger elegant, aber anmuthig bei alledem. „Wir sind auf unserm Boden", bemerkte der

Factor mit sichtlicher Zufriedenheit, „sehen Sie, das sind die Farben unserer Herrschaft: hellblau und weiß. Es ist unsere Privatstraße, und wir dürfen an den Barrièren unsere Farben tragen. Das ist unser erstes Chausseehaus mit dem silbernen Schilde. „Guten Tag, Herr Blütner! Wir passiren wol frei?" — „Gehorsamer Diener, Herr Factor! So schnell? Nicht ein Schnittchen?!" — „Keine Zeit! Adieu!" Und weiter schnoben die leicht von Schweiß überhauchten Pferde, die sich auch auf eigenem Grund und Boden fühlten. Sie kamen durch Riednitz, das nächste Dorf der Herrschaft, ähnlich den bisherigen: um ein großes Gut die Diensthäuser und ein paar Bauernhäuser von mittler Bedeutung. Hier und dort grüßten die Leute in freundlicher Weise herauf. Hinter dem Dorfe eine sanfte Anhöhe. Der Blick von hier auf die Landschaft mit Wald und Flur und Seen, war aufdringlich schön — ein lieblicher Kranz von Dörfern lagerte sich um das Gewässer, wie es so anmuthig um den See Genezareth gelegen haben soll, ein Bild, das in der Seele des jungen Theologen lebte. „Sehen Sie dort rechts unter dem Buchenwalde das Dorf mit der Kirche am Hügel und mit dem schönen Thurme, dessen goldenen Knopf wir blitzen sehen? Das ist Groß-Barkow, und bemerken Sie dort westwärts vom Dorfe ab die Lindenallee; noch einen Augenblick. Halt! Jetzt von der Waldecke her tauchen sie auf die Thürme und Zinnen von Burg Barkow. Noch eine halbe Stunde und die Thore eines edeln, lieben Hauses werden sich Ihnen öffnen, Herr Markbrand. Ja, es ist schön bei uns. Sehen Sie, sehen Sie!"

„Ja, es ist hier schön und in der Seele wohlthuend. Der anmuthige Wohlstand der Landschaft lacht aus dem großen freundlichen Auge des Sees. Es weht so frisch herüber und die Brust fühlt sich leichter. Die Kirche aber, die uns den heiligen Gruß herübersendet, veranlaßt mich noch eine Frage an Sie zu richten, Herr Factor. O, sagen Sie, hat ihr Dorf einen eigenen Pfarrer? Wie heißt er? Ist er zugänglich? Darf ich mich auf seine Bekanntschaft freuen?"

„Gott hat uns mit einem biedern und allgemein geachteten Pfarrer gesegnet. Herr Buchwart ist der treueste Seelenhirt und liebenswürdigste Mensch. Eine Seele von Mann, der besonders in hoher Achtung bei der Herrschaft steht; ein frommer, gerechter Mann, aber ohne allen Schein und nicht sonderlich gut auf die Kopfhänger zu sprechen. Der Herr Pastor waren in frühern Jahren Gouverneur der Cadetten und Lehrer unsers Herrn Baron, als dieser noch auf der Cadettenanstalt war. Als später die Pfarrstelle in Groß-Barkow, eine schöne, einträgliche Stelle, vacant wurde, berief unser Herr, der inzwischen die Herrschaft angetreten hatte, den Herrn Pastor Buchwart. Diese Berufung in ein Pfarramt machte, wenn mich nicht irrt, einem wol zwölfjährigen Brautstand eine Ende, indem der neue Herr Pastor zugleich mit seiner vielgeliebten, und der innigsten und treuesten Liebe werthen Gattin einzog. Das reinste eheliche Glück endete inmitten der schönsten Hoffnung nach einem Jahre. Die Frau Pastorin starb im ersten Wochenbette, indem sie zugleich ihr Kind, das sie nur wenige Stunden überlebte, in die Ewigkeit

hinübernahm. Der Herr Pastor ist im Witwerstande geblieben, beweint noch heute sein unvergeßliches Lorchen, wie er die selige Frau Pastorin immer nennt, und hat nur die eine Leidenschaft, die schönsten Blumen für ihr Grab zu ziehen. Dies theuere Grab, an welchem der Herr Pastor so oft gesehen wird, zeigt die täglichen Spuren der sorgfältigsten Pflege. Freilich konnte der Herr Pastor auch recht gut dem Andenken seiner Seligen leben, weil seine treue Mutter zu ihm zog und ihm die Wirthschaft führte. Die alte gute Frau, eine Achtzigerin, aber immer noch mit hellen Augen und klarem Verstande, lebt noch und leitet heute noch das Hauswesen — wenn auch vom Lehnstuhle aus —, und jetzt soll die alte Frau noch eine sonderbare Erfahrung machen und Vergütigung eines gerechten Schmerzes haben. Ihr zweiter Sohn war Kaufmann, ging als solcher nach Philadelphia, hat sich dort, wie man sagt, unermeßliche Reichthümer erworben, ist aber leider vor einem Jahre gestorben, und jetzt will seine Frau, auch eine geborene Deutsche, aus Danzig, herüberkommen und die Großmutter mit der einzigen Enkelin, die diese hat, besuchen, damit diese die Freude habe, noch vor ihrem Tode das Ebenbild ihres seligen Sohnes in seiner einzigen hinterlassenen Tochter zu sehen. Man erwartet täglich die Ankunft dieser reichen amerikanischen Familie in der Pfarre, und die alte, liebe Großmutter soll nicht aus den Freudenthränen kommen. Wenn sie's nur erlebt! Sie werden manche schöne Stunde in der guten Pfarre haben. Man ist da nur gern. Da ist der wahre Friede. Der Herr Pastor freut sich auch recht darüber,

einen jungen Candidaten hier zu haben, mit dem er sich zuweilen fachmäßig unterhalten, und der ihn auch im Falle der Noth vertreten kann. Jeden zweiten Sonntag haben der Herr Pastor die Spätkirche auf dem Schlosse in der alten ehrwürdigen Kapelle."

Die Reisenden kamen jetzt an die ersten Häuser des Dorfs. Sie ließen dasselbe jedoch zur Rechten und bogen dann am westlichen Ende des ziemlich großen und sehr stattlichen Orts in die bereits erwähnte Lindenallee ein, welche von einem hohen und stolzen Alter zeugte, eben jetzt im Safte des schönsten Blätterschmucks glänzte und der etwa einer viertelstundenlangen Auffahrt zur Burg eine Decoration verlieh, die ebenso erfrischend wie imponirend wirkte. Zu beiden Seiten der Allee standen in ziemlich gleichen Distanzen ansehnliche, meist einstöckige Häuser, durch Gärten getrennt und verbunden, die ihre Blütenfülle über die Einfriedigungen von gutgehaltenem Gitterwerk sandten. Je näher dem Schlosse, desto häufiger trat auch ein ansehnlicher und nobler gehaltenes Gebäude in die schnurgerade Reihe. Man sah hier Balkons mit Blumen besetzt und reichliche Gardinen vor den Fenstern. Die Gärten waren nicht blos auf den Nutzen berechnet. Es waren dies meistentheils öffentliche Gebäude: das Rentamt, das Gerichtsamt, der Gasthof und die Wohnungen der vornehmsten Beamten der Baronie. Fritz sah genug, um hinlänglich beschäftigt zu sein und die Vornehmheit der Umgebung deutlich zu empfinden. Die Lindenallee lief in einem ziemlich großen Halbrondel aus. Das Schloß, im alterthümlichen Geschmack, mit einem bedeutenden Wall und

Graben, mit Giebeln und Thürmen, Erkern und Balkons, trat in den vollen Blick; der Wagen rollte über die schöne Brücke ins offene massive Thor, spitzbogig mit Kehlwerk und einer Reihe von Wappen in den Feldern — ein dunkler Moment und dumpfes Geräusch, und man war im innern Hofe alter freiherrlicher Pracht und Festigkeit. Dies war die neue Welt, in die der bis dahin glückliche Sohn der Erde von muthigen Rossen gezogen wurde.

Viertes Kapitel.

Der einzelne unter vielen.

Der Wagen hielt vor einem sechseckigen Treppenthurme des südlichen Flügels der Burg, der ungefähr die halbe Länge des Hauptflügels maß und um ein Bedeutendes niedriger war als dieser. Im Nu umstanden den Wagen drei Dienstleute mit einigen Abweichungen in der Livree, die aber den Fremden nicht in den Stand setzten, ihre besondern Chargen zu unterscheiden. Der Factor stieg aus, und auf dessen freundlichen Wink: „Wenn's Ihnen beliebt, Herr Markbrand?“ folgte dieser dem gegebenen Beispiel. Im ersten Augenblick, wo wir nach einer längern Fahrt unsern Fuß auf die ruhige Erde setzen, haben wir's nöthig, den richtigen Schwerpunkt des Körpers, der zur eigenen Bewegung genöthigt sein wird, wiederzugewinnen, was denn auch durch mancherlei Ausdehnungen der Glieder, besonders durch einige starke Athemzüge geschieht. Es unterhielt jedoch eine Weile noch die Beklommenheit, die uns immer auf einer unbekannten mit

hohen Gebäuden umzogenen Stelle befällt, der unerwartete Umstand, daß zum Empfange des Erwarteten niemand anders erschien als Bedienten. In Ermangelung der Menschen, an die wir so gern die überfüllte Brust lehnen, versuchen wir es mit einer einstweiligen Orientirung des Orts. Da Fritz auf der linken Seite des Wagens ausgestiegen war, so sah er auf den entgegengesetzten Schloßflügel, der nur aus einem ziemlich hohen, auf drei Rundbogen ruhenden Stocke mit einem platten Dache bestand, das von einer Galerie überragt ward und unstreitig einen offenen Gang darbot, der mit dem westlichen Flügel in Verbindung setzte. Durch die offenen Rundbogen sah man in eine Art von einem Vestibul mit Kreuzwölbung und bunter Pflasterung; die hintere Seite war gleichfalls offen, und man trat durch diesen Porticus im Querschnitt in einen Seitenhof, der auf den ersten Blick die Angebäude und Stallungen zum Schlosse enthielt. Unwillkürlich, wie man es thut, wenn man über einen unbemerkten Stein, oder über eine heimtückische Wurzel gestolpert ist, wendete sich Fritz zu dem Thore, durch welches er eingefahren war. Es war ganz in der Manier der alten Befestigungsweise gebaut; mit Schießscharten über dem Bügel, und oben mit einem schönen doppelten Gezack von Zinnen, die eine freie Passage von dem einen zu dem andern riesigen runden Thorthurm gewährten, deren Plattform ebenfalls mit einem Zinnenkranze umgeben war und von wo hinaus und hernieder die aufgezogenen Flaggen weheten, zum Zeichen, daß die Herrschaften im Schlosse residirten, — ganz nach dem modernen antiken Ge-

schmacke. Die eine dieser Flaggen spaltete ihre Zungen in Blau und Weiß, die andere in Grün und Roth. Es sah stattlich und fröhlich aus. Die Thürme waren von der massivsten Arbeit — Backsteinbau mit Sandsteineinlagen, wo es nöthig schien. Sie hatten ihre Eingänge, niedrig und schmal im Innern des Thors; sie schienen in zwei Stock getheilt, bei kleinen gothischen Fenstern bewohnbar und auch bewohnt, und der Erker an dem einen und die beiden Seitenthürmchen des andern gab ihnen eine sehr sinnreiche Miene; es spielte damit ein gewisser jugendlicher Anflug in den Ernst der Jahre und der Verstimmung hinüber. Diese Schloßpartie, an der noch viel aufzusuchen und zu studiren war, konnte den Heraldiker, den Historiker und Architekten und Archäologen zugleich beschäftigen. Nach dieser kurzen Sammlung suchte Fritz das Hauptgebäude, es nahm die ganze Seite des Oblongums ein; ein stattlicher, imposanter, ja mächtiger Flügel, mit drei ziemlich regelmäßigen Geschossen über einem compacten Souterrain. Eine mächtige Freitreppe von rechts und links schwang sich in Spiralform mit Balustraden bis zum ziemlich großen viereckten Podest der mächtigen, gewiß zehnfach ausgekehlten gothischen Eingangsthür mit flachem Bogen, über dem das gutgearbeitete Wappenschild stand, von zwei Herolden gehalten, die in Nischen standen; alles in festem, gutgearbeitetem, aber vergrautem Stein. Es war nicht Zeit, die einzelnen Geschosse zu mustern, die sehr viele Abweichungen bei scheinbarer Uebereinstimmung hatten: mit zweistöckigen Erkern neben den Mittelfenstern des zweiten und dritten Stocks, und mit keinem bemerkbaren Dache, da sich das

Ganze in drei mächtigen Giebeln erhob, auf dessen äußersten Spitzen heraldische Thiere platzgegriffen hatten, und den Trutz und die Kraft solcher Gebäude ausdrückten. An der nördlichen Seite, aber mehr als halb in den Hof springend, erhob sich der eigentliche Schloßthurm, im Corpus rund, dann auf dem Haupte achteckig abgesetzt und mit einer Haube bekuppelt, die von acht Säulen getragen wurde, die auf den Winkeln des Hauptes ruhten. An ihm war die Schloßuhr angebracht, und diese zeigte eben auf vier und ein halb. In der großen Eingangsthür stand ein Jäger in Livree, der aber dort weiter kein Geschäft zu haben schien, als diese Thür zu hüten. Während der wenigen Minuten, die diese kurze, flüchtige Betrachtung in Anspruch nahm, waren die Sachen abgepackt und bereits auch hinweggetragen, der Wagen fuhr ab und der Factor ersuchte Herrn Markbrand dem einen der Diener zu folgen, der ihm seine Wohnung anweisen würde. Nach einem Stündchen etwa, wo der Herr sich etwas erholt und umgekleidet haben würde, würde der Kammerdiener der Frau Baronin erscheinen und sich die Anfrage erbitten, ob Herr Markbrand noch heute disponirt sein könne, der gnädigen Herrschaft die gewiß erwartete Aufwartung zu machen. Damit empfahl sich der Factor einstweilen, und so ging denn dieser einzige, gefällige Mensch, den Fritz hier kannte und der soviel Vertrauen zu sich einzuflößen verstanden hatte. Der vorangehende Diener führte unsern jungen Verlassenen eine wohlerhaltene, nicht sehr weite, aber mit niedrigen steinernen Stufen versehene Wendeltreppe hinan, die unter jedem Fußtritte seltsam

erklangen. Der Weg führte dann durch einen schmalen halbrundgewölbten Gang, in dessen Mitte der Eingang zum zweiten Stockwerk sich befand, auf einen kreuzgewölbten Corridor oder Vorsaal, auf den die Zimmer dieses Stocks ihre Mündungen hatten. Der Bediente öffnete etwa die mittlere Thür und bat den Herrn Hofmeister hier einzutreten. Das Zimmer hatte nur ein einziges großes gothisches Fenster und war mit antiker Möblirung überraschend schön und einladend für die müde Seele, die der rauhen und rauschenden Welt auf Stunden entfliehen will. Das Zimmer lag voll nach Süden und war bei warmer äußerer Temperatur ziemlich kühl.

„Hier werden Sie wohnen, Herr Hofmeister, und hier zur Rechten werden sie schlafen; zur Linken hier aber den Junkern den Unterricht ertheilen.“ Ohne weitern Wink hatte der Diener die Thüren zu den bezeichneten Zimmern geöffnet, und unser junger Freund empfand wirklich das angenehme Gefühl einer anständigen, ja sehr anständigen Aufnahme. „Sollten Sie außer der Fürsorge, die bereits für Sie getroffen ist, noch etwas bedürfen, Herr Hofmeister, so haben Sie nur die Güte sich dieser Glocke zu bedienen, ich werde die Ehre haben Ihnen aufzuwarten“, und mit einer stummen Verbeugung entfernte sich auch dieser Mensch, der doch wenigstens gesprochen und für den Fall der Noth seine Dienste oder seine Hülfe angeboten hatte.

Nun aber war er ganz allein. Kein Laut ließ sich vernehmen, kein Tritt erscholl, nur seine eigene Uhr

in seiner Westentasche hörte er picken; sein Herz darunter klopfte stärker und fast hörbar. Er sank mehr auf das blaubeschlagene, dunkelholzige Sofa, als daß er sich setzte. Er sank über und dachte einige Minuten nichts; denn es schwamm vor seinen Augen und brauste vor seinen Ohren. Das ist das Meer der aufgeregten Gefühle; o, wer es kennt, der weiß, wie schwer es oft sich besänftigen läßt. Die Jugend hat noch Stahl, schnellt bald wieder auf und fordert die heimlichen Gestalten heraus, die die bekannten bösen Gesichter machen, wenn wir in den Zustand einer ungeheuern Oede und Verlassenheit gerathen. Doch da waren allerlei Restaurations- und Erfrischungsmittel auf der Servante mit einer damastenen Decke bedeckt; darunter war auch eine Flasche Selters, Wein und Zucker, und der Korkzieher daneben. Das kam gelegen. Ha, wie muthig das zischte, wie frisch der Trank durch die gedörrte Kehle drang, wie frei der Athem ward, die Lust ins Leben ¡kehrte. Da ward getrunken bis aus. Da war auch ein köstlicher Imbiß. Doch am Essen, wenn auch noch so einladend servirt, lag der Feder des Geistes nichts, die Spannung wollte. Der Wein, mit Wasser gemischt, half nach. Ein munterer Blick zum Fenster hinaus — und vor demselben ein reizender Zwinger, und über denselben hinaus der dunkle Wald, und zur Rechten ostwärts ein Arm des schönen Sees. Der Mai duftete so süß herauf, und die Vögel sangen ihr ewig unvergleichliches Grüßen fürs sehnende Herz, und dies war alles so schön, so schön, — wenn's nur nicht zu einsam gewesen wäre. Ja, so muß dem Vogel zu Muthe sein,

der in einem schönen Bauer gefangen sitzt und bei seinem Biscuit, den ihm seine schöne Pflegerin reicht, doch die schönere Natur nicht verschmerzen kann, in die er weit, weit hineinfliegen möchte. Da klopfte es an die Thür, und auf ein ziemlich herrisches Herein, trat der verheißene Kammerdiener der Frau Baronin ein.

Der Kammerdiener erhielt, wie wir bereits durch die vorhergetroffene Disposition wissen, den Auftrag, bei der geehrten Herrschaft das gehorsamste Ersuchen des Neuangekommenen vorzubringen, eine baldige unterthänige Aufwartung machen zu dürfen. Der feinern Ordnung gemäß sollte die Anfrage zuerst bei der Frau Baronin in der angemessensten Form angebracht werden. Der Kammerdiener, ein routinirter Mensch, half nach, wo es der conventionellen Gewandtheit des andern noch mangelte. Es gibt Personen tief unter dem Niveau unsers Standes und unserer Bildung, die uns aber sehr häufig in den Aeußerlichkeiten eines sogenannten wohlanständigen Verhaltens gegen Höhergestellte weit überflügeln. Es ist immer rathsam, wenn wir sie fühlen lassen, daß uns ihre Vermittelungen sehr werthvoll sind. Sei nur nicht hochfahrend gegen gewandte und geschickte Bediente, wenn du noch nicht Meister aller bessern Umgangsformen bist! Sie können dir sehr unangenehme Verlegenheiten bereiten, sowie sie andernfalls, wenn sie deine Alliirten sind, dir die wesentlichsten Dienste leisten können. Hier waren die Eindrücke auf beiden Seiten günstig. Nach wenigen Minuten kam der Kammerdiener wieder und meldete, daß es der Familie sehr angenehm sein würde, wenn Herr Markbrand ihr sobald

wie möglich aufwarten wolle; doch werde der ausdrückliche Wunsch ausgesprochen, der Herr Hofmeister möge nicht visitenmäßig erscheinen, sondern in einfacher Toilette seinen Besuch im Familienzimmer der Baronin abstatten. Da Fritz schon die Abwesenheit des Kammerdieners benutzt hatte, für den vorausgesetzten Fall seine Toilette auszuführen, so wäre er eigentlich in wenigen Minuten im Stande gewesen, diesen sogenannten Besuch zu machen; allein der Kammerdiener bedeutete ihn, daß eine so große Eile nicht nöthig sei, sondern daß er in etwa einer Viertelstunde wiederkommen würde, um den Herrn Hofmeister zu begleiten. Diese Viertelstunde wurde unserm jungen Freunde etwas sehr lang, besonders da es ihm durchaus nicht gelingen wollte, seine Gefühle und Gedanken zu ordnen, noch weniger auf ein bestimmtes Etwas zu fixiren. Es gibt gewisse Situationen, wo wir hinausstürmen möchten; dann sind uns die vier Wände zu eng und die Zeit ist zu langweilig. Es gibt andere gewisse Situationen, wo wir eine Last abschütteln möchten, die uns drückt; dann sind uns alle Kleider zu eng, und es zwängt uns alles ein. Doch auch diese Viertelstunde verging und der Kammerdiener trat ein mit dem freundlichen: „Wenn's Ihnen gefällig ist, Herr Hofmeister, — doch werden Sie wol gestatten, daß ich für diesmal vorangehe.“

Und er ging voran, und Fritz hübsch und nett angezogen, mit gerötheten Wangen und leuchtenden Augen, folgte ihm. Sie gingen seinen Corridor aufwärts, gingen durch eine Seitenthür, die in eine längliche Galerie mit vielen Eingängen nach beiden Seiten hinliegenden

Gemächern führte und sich durch nichts weiter auszeichnete als durch bunte, aber sehr bunte Frescomalerei, deren Werth und deren Gegenstände der Durchgehende jetzt nicht betrachten konnte; auch nicht die zwei oder drei grotesken, eichenen Schränke und sonstigen Geräthe, die in großbogigen Nischen standen; ebenso wenig die altmodigen Kronleuchter unter den Plafonds und die Wandleuchter an den Seitenpilastern, die den Rundbogen zur Stütze dienten. Von dieser Galerie gelangten die Wandernden durch diese großen bewohnbaren Räume, die unter den Tritten hallten, in eine Art Rotunde, die den innern Kern des Hauptgebäudes zu bilden schien und weit hinab von oben Licht empfing. Diese Rotunde hatte in zwei Aufsätzen über unsern Wanderer durch irdische Prachtgebäude ebenfalls in regelmäßigen Distanzen ziemlich tiefgerahmte Nischen, in denen aber mittelalterliche Figuren in bemalter Steinarbeit standen, und die ein buntes Gemisch von verschiedenen Attributen darstellten. Auch hier gab es kein Weilen, so feierlich auch diese Halle sich vernehmen ließ. Aus dem Mittelpunkte dieser Rotunde erhob sich das kunstreich gearbeitete Geländer einer Treppe, das man auf der einen Seite öffnen konnte, um in das untere Stock des Palastes hinabzusteigen. Auch diese Treppe, aus einem hellgrauen Marmor, wand sich um sich selbst, und mit etwa zwanzig Stufen kam man in dem untern, fein gewölbten, mit schwärzlichem Stuck und vieler Vergoldung überzogenen Hausflur an. Dieser theilte das Hauptgebäude mit einem sehr breiten und geräumigen Querschnitt, in die

nördliche und südliche Hälfte, mit mächtigen Portalen und Ausgängen auf beiden Seiten, in dessen einem offenen nach dem Hofe hin der Jäger noch stand, während der andere nach der Zwingerseite zu verschlossen war. Dieser Querschnittt wurde durchkreuzt von einem Gange, welcher das Haus in eine westliche und östliche Seite theilte; dieser Gang war aber kaum zum dritten Theil so breit wie die Arme jenes Querschnitts. Durch diese Kreuzung bildete sich aber im Durchschnittspunkt eine Vierung mit abgeflachten Ecken, aus denen vier mächtige Candelaber aus Bronze ihre Arme streckten, von vier großen hieroglyphischen Thieren getragen. Ueber jedem dieser großen Armleuchter befand sich eine sogenannte Armatur, recht geschmackvoll gruppirt, aus wirklichen Waffen und Fahnen. Mehr ins Auge von dieser Stelle zu fassen, gestattete der Augenblick nicht. Der Kammerdiener lenkte in den südlich führenden Arm des Langganges, öffnete nach Osten hin die erste massive eichene Thür, und man befand sich in einem Vorzimmer von ungezwungener leichter Decoration und Möblirung. Hier winkte der Kammerdiener zu bleiben. Er schritt durch die andere Thür, die auf den Flügel von bewohnten Zimmern führen mußte. Fritz hörte dadrinnen sprechen; dann war es still und der Kammerdiener kam wieder zurück und bat zu folgen. Man trat in ein größeres elegantes Zimmer von rothen Tapeten und rother Decoration mit Fußteppichen belegt; große, schöne Goldbarockspiegel an den Wänden und Oelgemälde; hier hindurch in ein ziemlich großes, freundliches hellblaues Zimmer mit wohnlichem Odeur — „Herr Hofmeister Markbrand" — und unser junger

Freund stand inmitten der ganzen freiherrlichen Familie, die sich sämmtlich erhoben hatte.

Das ist die erste Minute des Sichbegegnens, wo mechanisch, mehr oder weniger glückend, die sogenannten Honneurs gemacht werden; hier in weitem Kreise regt sich die Neugierde bis zur äußersten Spannung, und dort der einzelne in weitem Kreise, auf dem die Blicke aller fallen, um nur eine Meinung von ihm zu bekommen, kämpft mit der momentanen Bangigkeit, die auch dem Besten in solchen Situationen nicht ausbleibt. Dank aber der bessern Bildung, die solche Scenen abzukürzen und zu behandeln weiß. Ein schöner, kräftig schlanker Mann von bräunlicher Complexion ging mit dem verbindlichsten, freundlichsten Wesen auf unsern Liebling zu, und stellte sich selbst als den Hausherrn vor; dann mit einem herzlichen Willkommen und Händedruck nannte er alle Namen und Figuren, die den leutselig Begrüßten interessiren mußten: „meine höchst vortreffliche Gemahlin, unsere liebenswürdige Frau von Debonal“ (beide vom blauseidenen Sofa aufgestanden), „meine gute Tochter Helene, und dies mein liebes Reh Sophie“, welche auf den Sesseln neben dem Sofa gesessen haben mußten; ein großes Fauteuil bewies, daß der Freiherr ein Glied des Kreises war, der sich um einen großen, schönen ovalen Tisch von heller Farbe gebildet hatte. Verbeugungen hier und dort, und wenn ein unparteiischer Beobachter dieser Scene ein vorläufiges Urtheil hätte abgeben sollen, so würde es unzweifelhaft dahin ausgefallen sein, daß dieser schöne von der Reise so herrlich geblümte junge Mann, mit seinem natürlichen, be-

scheidenen Anstande, des Augenblicks Gunst davon getragen habe.

„Wir freuen uns herzlich“, nahm zuerst die Frau Baronin von Silberschild, geborene Gräfin von der Molde, mit der vollen Würde ihrer erhabenen Persönlichkeit und leutseligen Herablassung einer gütigen Gebieterin des Hauses das Wort, „wir freuen uns in der That recht herzlich, Herr Markbrand, daß Sie einen so überaus schönen Reisetag gehabt haben und deswegen mit günstigem Vorurtheil in unser Haus getreten sein werden. Doch wenn ich bitten darf“, setzte sie mit feinem Anstande hinzu, „so nehmen wir Platz, da Sie uns doch gewiß das Vergnügen eines längern Besuchs gestatten werden.“ Der freundliche Baron hatte während der kurzen Anrede seiner Gemahlin ohne alles Aufsehen einen Stuhl zwischen sein Fauteuil und die Seite des Sofas gesetzt, wo seine Frau saß, sodaß Fritz, als er den Wink zum Niedersitzen bekam, auch jetzt eine zuvorkommende Artigkeit durch einen verbundenen Blick auf den Baron anerkennen mußte. Man saß im schönen Familienkreise.

„Gnädigste Frau“, so nahm sich Fritz zusammen, „meine Reise an den Ort meiner nächsten ehrenvollen Bestimmung ist durch die Güte Gottes und die Fürsorge Ihrer unaussprechlichen Freundlichkeit so reich an glücklichen Vorbedeutungen, daß ich keinen Augenblick Anstand nehme, meine aufrichtige Freude hierüber auszusprechen und Ihnen für alle Gewogenheit aufs ehrerbietigste zu danken.“

„Es ist unsere Pflicht“, fuhr die Baronin fort, „Herr Markbrand, Ihnen mit großem Vertrauen entgegenzukommen und Ihnen den Eintritt in unser Haus möglichst

angenehm zu machen, da Sie uns von dem Herrn Professor so achtungsvoll empfohlen sind, daß wir es nur für ein Glück ansehen werden, wenn sie mit Vergnügen Ihre so freundlich übernommenen Pflichten erfüllen wollen."

„Der Empfehlung meines Gönners, soviel in meinen Kräften steht, Ehre zu machen, fühle ich mich um so tiefer verpflichtet, je weniger begründet meine Ansprüche an dieselbe waren. Ihr hohes, älterliches Vertrauen aber zu rechtfertigen, Frau Baronin, wird nur dann in meiner Macht stehen, wenn Gott den allerredlichsten Willen mit seiner Güte segnen will, der mich, wie ich mit treuestem Herzen versichere, für das heilige Werk beseelt, das Sie meiner jugendlichen Kraft anvertrauen wollen. Nehmen Sie jetzt — und er machte auch eine halbe Wendung gegen den Baron — da ich weiter keine Bürgschaft zu geben vermag, die Bewegung meines Herzens, die ich Ihnen nicht verbergen kann, für die Aufrichtigkeit meiner Gesinnung, mit der auch ich mir erlaube Ihnen entgegenzukommen."

Der Baron ergriff seine Hand und drückte sie herzlich — und damit sagte dieser Mann, mit der hohen offenen Stirn und mit dem biedern, aber freundlichen Ausdruck seines männlich schönen Gesichts, daß es unter Männern nur des aufrichtigen Wortes bedürfe, um einen Bürgschaftsschein der Ehre auszustellen. „Sie sind uns willkommen, Herr Markbrand, und seien Sie versichert, daß von unserer Seite alles geschehen wird, um unsere gegenseitigen Beziehungen in der zusagendsten Weise zu ordnen."

„Nur um einige Geduld werde ich Sie bitten", entgegnete Fritz, „um Ihnen in zuverlässiger Weise den Beweis

liefern zu können, wie ich aufrichtig nach Ihrem Beifall ringe, und Sie, Frau Baronin, bitte ich um gütige Nachsicht, wenn ich nicht überall sogleich Ihren Voraussetzungen entsprechen sollte, und ohne allen Rückhalt bekenne ich Ihnen, daß ich nicht ohne alle Besorgniß bin, hier und da einen kleinen Anstoß durch mein Benehmen zu geben, da ich so selten Gelegenheit hatte, mich in höhern Gesellschaftskreisen zu bewegen. Zwar verdanke ich meinen heißgeliebten, theuern Aeltern, bei deren Namen ich mich der Rührung nicht schäme, die mich selbst in diesem glücklichen Augenblicke ergreift, eine ewig dankenswerthe sittliche Erziehung und eine opferreiche wissenschaftliche Ausbildung; allein der bürgerliche Boden, auf dem ich aufgewachsen bin, und die einfachen Verhältnisse, in denen ich für das Leben geformt wurde, konnten beide ihrer Natur nach keine Schule für die feinern gesellschaftlichen Anforderungen sein."

„Nach dieser Aeußerung, lieber Herr Markbrand, kann ich in keinem Zweifel darüber sein, daß Sie nicht wissen sollten, wie leicht man gerade in einer Familie von gutem Ton und feiner Sitte den richtigen Takt seines Verhaltens zu treffen vermag, wenn man nur stets die überall so freigelegte Linie der schuldigen Rücksicht und Höflichkeit beobachten will. Wie leicht wird übersehen und entschuldigt, wo man das Bestreben, gefallen zu wollen, nicht verkennen kann."

„Wie leicht wird aber auch, Frau Baronin, ein gewisses unbefangenes und freimüthiges Wesen, was aus dem Bewußtsein einer sittlichen Freiheit und Selbstbestimmung, und aus dem Gefühle eines gesunden Herzens=

zustandes quillt, für eine Dreistigkeit oder Rücksichtslosigkeit genommen, in einer Welt, wo die Täuschung derer, die man gewinnen will, fast unter die gebotenen Lebensgrundsätze aufgenommen ist."

„Nicht die Unbefangenheit, nicht die Freimüthigkeit eines jungen Mannes kann uns in unserer guten Meinung von ihm stören, wenn wir eben das Natürliche daran erkennen und von der Güte des Charakters überzeugt sind."

„Gnädigste Frau, ich glaube Sie in diesem Punkte zu verstehen, und wenn ich Sie mit Offenheit und unverstelltem Wesen zufrieden stellen kann, so dürfen Sie es mir auch nicht übel nehmen, wenn ich Sie bitte, mich da zurechtzuweisen, wo ich dessen bedarf. Warum sollte ich es Ihnen, hochverehrte Frau Baronin, auch nur einen Augenblick verbergen, daß ich, der ich erziehen soll, doch in vielen Stücken auch noch der bessern Bildung bedarf, und da ich in Bezug hierauf eine hohe Schule suchte, so bin ich nicht ohne alle eigennützigen Absichten in Ihr sehr geschätztes Haus eingetreten. Als einziges Kind meiner liebevollen Aeltern, die selbst meine kleinen Unarten — ernstlich betrübt habe ich sie nie, die guten Seelen — für ebenso liebenswürdige Launen und Streiche ihres unvergleichlichen Kindes halten mochten, bin ich gewiß auch recht einseitig und eingebildet geblieben; und da ich dies fühle, so können Sie mir meine Freude nicht verdenken, wenn ich hier in eine recht vielseitige Schule genommen werde, in welcher auch die kleinsten Unarten die strengste Strafe dadurch finden würden, wenn man sie gar nicht beachten wollte" —

und Fritz erlaubte sich hierbei mit einem wohlanständigen Wesen seinen Blick den übrigen Damen zuzuwenden.

Eine kleine Pause, die es unentschieden ließ, ob diese Bemerkung eine günstige Aufnahme gefunden hatte. Die Frau von Debonal, welche in einem schwarzseidenen Kleid ohne irgendeine Arbeit neben der Baronin saß, die auch nichts in der Hand hielt wie eine Blume, schlug ihr großes dunkelblaues Auge mit den langen schwarzen Wimpern auf und blickte den jungen Mann mit der ernsten, theilnehmenden Frage an: „Wozu diese Vorkehrung, da die Reinheit der Gesinnung die Hauptsache ist?“ — Helene flammte ein wenig auf und strich sich mit der langen, feinen Hand unter die kastanienbraunen Seitenlocken, die damals Mode waren und schmalen, griechischen Gesichtern so angenehm standen. Durch diese Bewegung wurde eine kleine Verlegenheit verdeckt, denn niemand sprang mit einem Wort dazwischen. — Sophie sah freundlich aus, und sie konnte wie immer ein schelmisches Lächeln nicht verbergen, wenn irgendein kleiner Fehler nicht auf ihre Rechnung ging. Dieser Blondkopf war am schönsten, wenn er sich wiegte, und das geschah immer, wenn sie in Gedanken eine Melodie trällerte, und das war auch jetzt ihr Fall; denn warum auch nicht? Es war ja ein junger Mann ins Haus gekommen, der sehr hübsch war, wenn auch noch ein wenig pedantisch wie alle Gelehrte.

„Sie haben durch die zweimalige Berührung Ihrer lieben Aeltern Ihrem eigenen Herzen eine solche Ehre erwiesen, bester Herr Markbrand, daß ich Ihnen darüber nicht blos meinen ganzen Beifall zu erkennen geben

muß, sondern mir auch die Frage erlaube, in welchen Verhältnissen Sie Ihre lieben Ihrigen zurückgelassen haben."

„Meinen Sie in äußerlicher Hinsicht, Herr Baron, so kann ich Ihnen mit Dank gegen Gott und mit Befriedigung Ihre theilnehmende Frage dahin beantworten, daß meine Aeltern, dem geachteten, wohlhabenden mittlern bürgerlichen Stande meiner Vaterstadt angehörig, des besten irdischen Loses theilhaftig sind, indem sie ebenso fern dem Neid als dem Ehrgeiz ihr eigenes, gesegnetes Stück Brot in Frieden genießen und ohne schwere Sorgen ihr nächtliches Lager suchen können. Mein lieber, guter Vater, ein Mann noch von rüstiger Gesundheit, hat sich durch Fleiß einen angenehmen Lebensabend bereitet; seine Unabhängigkeit hat ihm einige Ehrenstellen, und seine Rechtschaffenheit die Achtung seiner Mitbürger erworben. Meine theuere, treue Mutter, ein Bild von Gesundheit und Frohsinn, scheint nur von Gottes Vorsehung dazu berufen zu sein, ihren Gatten und mich ihr Kind in vollstem Maße lieben zu können und glücklich zu machen; sie betet deshalb fleißig zu Gott und thut den Nothleidenden Gutes soviel sie nur kann. Ja, Herr Baron, das Markbrand'sche Haus war eins der wenigen glücklichen dieser Erde solange die kleine Familie beisammen war; nun aber ist seine goldene Ruhe dahin; denn ich bin nicht mehr daheim, und meine Aeltern können nicht froh sein ohne mich. Gott, ob ich das Opfer von den armen Aelternherzen fordern darf, das sie mir eben jetzt bringen, da es nicht ihr, sondern mein Wunsch allein war, mich in einem fremden Hause zu versuchen! Die Thränen meiner angebeteten Mutter

thun mir sehr wehe, gnädigste Frau Baronin, und mein guter Vater wird wol umsonst auf die verstummten Töne meines Flügels lauschen. Er liebt die Musik leidenschaftlich, und um ihm Freude zu machen, habe ich es bis zu einer gewissen Virtuosität wenigstens auf dem Piano gebracht. Ja, meine Aeltern haben alles gethan, um mir eine ehrenvolle Laufbahn zu bereiten, und mein Dank wird ebenso unsterblich sein wie meine Liebe zu ihnen."

Diese Mittheilung machte einen sichtlichen Eindruck auf die Anwesenden, und als dem jungen Markbrand eine Thräne über die Wange rollte, da machte sich der Baron im nahen Fensterbret etwas zu schaffen und bog sich seitwärts; die Baronin war wohlwollend in ihren Mienen, und sah wie eine Königin aus, die mit ihrem Gefühl zufrieden ist; Frau von Debonal ließ ohne Zurückhaltung ihre Thränen in ihr großes Auge treten, und die beiden jungen Mädchen sahen die eine andächtig und die andere bewundernd auf den jungen Mann.

„Sind Sie eben jetzt längere Zeit wieder in dem Hause Ihrer lieben Aeltern gewesen, Herr Markbrand, da Ihnen der Abschied von ihnen so heilig und schwer geworden ist?" drängte sich leise und so zum Herzen gehend Frau von Debonal in die Pause.

„Mit geringen Unterbrechungen, um meine Prüfungen als Candidat der Theologie und des höhern Lehramts zu absolviren, bin ich seit vergangenen Ostern, wo ich die Universität verließ, wieder in meiner Aeltern Hause gewesen."

„Haben Sie keine Hoffnung, später, wenn Sie Ihre Absicht, die Sie vorhin anzudeuten die Aufrichtigkeit hatten, erreicht haben, wieder in die Arme Ihrer Aeltern zurückzukehren, um dann nie wieder aus Ihrer Nähe zu gehen?“

„Dieser Hoffnung kann ich mich jetzt nicht hingeben; auch entspricht es keineswegs meinen Neigungen und Ueberzeugungen in meinen jungen Jahren ein Predigtamt in meiner Vaterstadt bekleiden zu können. Ich bitte nur Gott um etwas Zwiefaches: mich nicht zu weit von meinen Aeltern in meinen Beruf zu stellen, und mir die Gnade zu verleihen, die letzten Gebete an ihrem Sterbebette verrichten und sie nach vollendetem Kampfe küssen und segnen zu können.“

„Gott gebe Ihnen das, Herr Markbrand! — Aber ist es denn nicht Ihre entschiedene Neigung Prediger zu werden, da Sie sich auch auf das Schulamt vorbereitet haben.“

„Mein Streben und Wünschen ist einzig auf den heiligen und segensreichen Predigerberuf gerichtet, ich lebe mit ganzer Begeisterung für meine erhabene Wissenschaft, und kann mir keine weihevollere Wirksamkeit denken, als der Seelenhirt einer Heerde zu sein, die sich von treuer Christenhand gern auf die Auen des göttlichen Worts und an die Quellen seiner himmlischen Tröstungen führen läßt. Ich schwärme, im erlaubten Sinne des Worts, für die heiligen Aufgaben meines Berufs, da wir besonders in einer Zeit leben, wo die Burg Zion der treuen Wächter bedarf, damit sie die lauernden Feinde nicht überraschen und mit ruchlosen

Händen sich an ihren Heiligthümern vergreifen. Ja, ich möchte schon jetzt gern als ein treuer Kämpfer und Streiter Christi die geweihete Rüstung des Glaubens anlegen, und das zweischneidige Schwert des Wortes Gottes aus der lange verrosteten Scheide des Indifferentismus ziehen, und mit dem Rufe: Herr, deine Ehre! in das wilde Heer der modernen Heiden und Antichristen dringen. Die junge Kraft fühlt, daß es in den Kampf geht, und da schwellt sich die Brust. Ich liebe die Theologie, weil sie die am meisten angegriffene Wissenschaft, aber dennoch die ewig siegreiche und gesegnete Erforscherin der ewigen und seligmachenden Wahrheit ist. Ich habe Philologie und Geschichte und Philosophie studirt, aber nicht um ihrer selbst willen, sondern um tüchtiger in meinem Hauptfache zu werden; ich habe mich in den Schulwissenschaften und in der Pädagogik prüfen lassen, weil ich nicht gleich ein Pfarramt haben und keine bessere Vorbereitung auf dasselbe gewinnen kann, als durch die Schule. Aber, da ich gern Schule und Leben miteinander verknüpfen wollte, um mich noch weiter in der wahren Humanität zu bilden, so habe ich mit Freuden zugegriffen, da mir hierzu in diesem hohen Hause das Glück die freundliche Hand geboten hat."

Wieder waren die Blicke auf den jungen, begeisterten Referenten gerichtet. Seine Sprache war so klangvoll, aber wie es dem guten Baron dünken wollte, etwas mystisch gehalten; es ging etwas dabei über seine Erwartung. — Die Baronin war sehr aufmerksam und gewann die Ansicht, daß ein kräftiger, junger Mann

vor ihr saß, der ihren Kindern nützlich werden konnte. Sie war zwar stets für das Maßvolle; aber sie liebte doch das Feuer bei jungen Männern. Beherrschte sie doch noch immer einen Vesuv, der seine unterirdischen Gluten in ihrem Busen verbarg. — Helene hatte noch nie einen jungen Mann aus dem Kreise derer, die ihr ihre Honneurs machten, so über seinen Beruf mit einer solchen Liebe und Hingabe sprechen hören. Die jungen Männer gingen meistens mit lächelnden Scherzen über diese ernste Partie des Lebens, und das Heilige berührten sie nur ungern oder spöttelnd, was ihr immer wehe gethan hatte; denn sie hatte ein frommes Herz, und sie war gern andächtig. Sie sah auf den jungen Mann, und sie fühlte eine Bewegung an ihrem Herzen, als wenn ein Hauch des Mundes eine kühle Stelle berührt. Es that ihr wohl. — Sophie machte im stillen gute Bekanntschaft mit dem jungen Mann, denn auch sie ging gern in den Kampf; ihre Leidenschaft war es, mit frischem Geist und Muth die herrschenden Vorurtheile zu bekämpfen, die sie in ihrem Stande zu erdulden hatte, und sie war arm und eine Waise, und auf sich gestellt, und sie wollte zum glücklichen Lose der Selbständigkeit. — Frau von Debonal bekam nassere Augen, aber sie liebte den Jüngling, der sich auf schwere Kämpfe rüsten, auf theuere Opfer bereit machen wollte; sie liebte den Jüngling um dieser Richtung willen, denn sie wußte den Werth der reinen Hingabe zu schätzen, und den fallenden Helden zu beweinen, war der einzige und letzte Stolz ihres schönen Herzens.

Es war uns nicht entgangen, daß der Baron in

dem Augenblicke, wo die vorausgehende Scene weicher zu werden drohte, sich etwas im Fenster zu schaffen machte. Dies hatte zugleich den reellen, von ihm vorher verabredeten Zweck, der alten Wärterin, die mit den Zwillingen im Zwinger war, das Zeichen zu geben, dieselben herzuführen, um sie ihrem Herrn Gouverneur vorzustellen. Die momentane Stille von vorhin erlitt eine extreme Unterbrechung durch die hereinpolternden Jungen oder Junker, wie sie von dem Dienstpersonal genannt wurden. Louis mit der rothen Kravatte, aber seinem Bruder Karl mit der blauen Kravatte so ähnlich wie ein Ei dem andern, hatte seinen Säbel umgeschnallt und 'machte sich munter und keck wie ein zehnjähriger mit kurzgeschornem Schwedenkopfe, frischen Backen und gepolsterten Händen nur sein kann; während Karl seine geliebte Armbrust nicht aus den Armen lassen konnte, mit der er zusammengewachsen war. Auch sein allerliebster runder Kopf mit dem unbestimmten Haarlustre von Braun und Blond, und mit einem Kiesel auf der linken Seite, war kurz geschoren, was ihm wie seinem Bruder, oder vielmehr seinem andern Ich, ein überaus munteres und derbes Ansehen gab. Sie waren geborene Krieger, — Edelknaben mit modernem Schnitt in Pensée-Sammtkitteln und mit rothgeränderten Stiefeln unter den weiten bis über das Knie herabhängenden schwarzsammtnen Beinkleidern. Das Engelhafte der herabfallenden blonden Locken, das man sonst an diesen Bildern gewohnt ist, fehlte diesen derben Burschen, die weniger der Phantasie als der Wirklichkeit angehörten, und ihrer schönen Mutter ohne allen Zweifel das beste

Theil Kraft ihrer junonischen Erscheinung gekostet haben mochten. Sie trabten mehr in das Zimmer, als daß sie es sanft betraten, wie artige Kinder. Aber kaum hatten sie mit ihren leuchtenden, nicht allzu großen Augen das Terrain überschaut, als sie ohne weiteres durch die Lücken drangen und mit einem Freudejauchzen Louis auf seine Mutter und Karl auf Frau von Debonal stürzten, und daselbst ihrer Zärtlichkeit ihren freien Lauf ließen. Diese wurde ihnen von beiden Seiten gleich=herzlich erwidert. Dann drehten sich beide, jeder in dem Schose seiner Schützerin stehend, nach der Gesellschaft herum und warteten der Dinge, die da kommen sollten. Sie wußten, daß sie in dem fremden Manne ihren künftigen Lehrer vor sich hatten, es war ihnen dies gesagt, damit sie sich danach benehmen sollten; deshalb sahen sie diesen Mann mit freundlich fragendem Blicke an und vergaßen darüber, den lieben Vater und die lieben Schwestern zu küssen, wie sie es sonst thaten, und mehr als man es immer haben wollte. Denn die Kinder, so wilde Schößlinge sie auch waren, litten fast an Herzlichkeit, wie ihr Vater.

„Herr Markbrand, das sind unsere lieben Jungen", nahm nun die Baronin das Wort, „die wir ihrer künftigen Obhut und Treue empfehlen, damit Sie uns helfen, aus ihnen edle und tüchtige Menschen zu bilden. — Louis und Karl, das ist Herr Markbrand, euer künftiger Herr Hofmeister, dem ihr recht viel Freude durch Fleiß und Fortschritte und euer gutes Betragen machen müßt. Heißet den Herrn willkommen bei uns, und empfehlt euch seiner Güte und Neigung."

Auf dies Signal der gnädigen Frau Mutter drängten sich beide, der eine zwischen dem Tische und seinem Vater, der andere zwischen dem Tische und der beiden Fräulein hindurch, zu Herrn Markbrand hin, und ein jeder eine Hand desselben ergreifend, jubelten sie: „Das ist recht schön von Ihnen, Herr Markbrand, daß Sie gekommen sind, wir wollen bei Ihnen lernen, aber Sie müssen auch recht fleißig mit uns spielen; Sie können gewiß klettern und schießen und eine Festung bauen. Wir wollen Soldaten werden, und wir haben auch schon zwei Ponies und können schon reiten. Können Sie auch reiten, Herr Markbrand?"

Es war freilich ein eigenthümlicher Anfang, daß die angehenden Schüler den angehenden Lehrer examinirten; dieser aber, selbst kindlichen Geistes, erwiderte ihnen: „Freilich, meine lieben Kameraden, kann ich reiten; denn ich bin ja ein flotter Student gewesen, und diese können alle reiten, — und wenn ihr mir ein Pferd verschaffen könnt, so wollen wir morgen sehen, wer von uns dreien am weitesten in dieser edeln Kunst ist."

„Der Vater hat zwei Reitpferde, einen großen Braunen und den kleinen Hellfuchs mit der langen schönen Fahne, den Bruder Hugo so gern reitet, wenn er bei uns ist; davon können Sie einen nehmen; der Vater erlaubt das und reitet auch mit, und Strauß auch auf dem Botenpferde, und der Reitknecht auf dem alten Cäsar, — dann sind wir eine ganze Schwadron, und der Vater commandirt, denn er ist Major gewesen. Und wenn er dann ruft: „Marsch, Marsch!" dann schreien wir alle zusammen: „Hurrah!" und der Feind ist geworfen. Nicht

wahr, Herr Markbrand, das machen wir nach dem Unterricht?!"

„Freilich, wenn's der Herr Vater so erlaubt; aber ich werde euch manche Spiele vorschlagen können; denn wir müssen Abwechselung haben. Wir legen uns ein paar leichte Rappiere zu. Offiziere müssen fechten können, und um in dieser Kunst geschickt zu werden, muß man früh anfangen, damit die Arme kräftig werden. Wir werden auch den Herrn Vater um einen kleinen Raum im Zwinger bitten, um auf demselben einen Turnplatz anzulegen. Wißt ihr, was das ist: Turnen?"

„Nein, davon hat uns noch niemand gesagt, auch die Frau von Debonal nicht, die doch alles weiß; aber sie turnt gewiß nicht gut, sonst hätte sie uns gewiß etwas davon gesagt. — Frau von Debonal, kannst du turnen?"

Selbst Frau von Debonal mit ihrem milden schwermüthigen Lächeln wurde herzhafter in der allgemeinen Heiterkeit, die dieser Auftritt mit sich brachte, und sie gestand ein, daß sie eine schlechte Turnerin sei und deshalb nichts davon gesagt habe, um sich keine Blöße zu geben. Dem Baron schien die Art und Weise zu behagen, in welcher Herr Markbrand auf die bunten Fragen und Gedanken der Kinder einging. Wir würden herzlich gern dem naiven Auftritte noch länger unsere Aufmerksamkeit gönnen, wenn wir nicht noch öfter Veranlassung hätten, uns mit diesen Kindern einzulassen. Genug, sie wurden mit allerlei schönen Aussichten auf die neue Zeit, die nun für sie anging, beschwichtigt, und von dem Vater mit der Weisung fortgeschickt, daß

sie morgen noch alles Weitere mit Herrn Markbrand selbst auf dessen Stube besprechen sollten. Auf ihren Austritt folgte eine Stille, als wenn eben dreißig Menschen mehr im Zimmer gewesen wären. Aber wer hätte diesen Jungen Gram sein können; auch wenn sie einige Spuren ihres Daseins, d. h. einige Unordnung, einigen feinen Staub auf die Möbel, einige herzliche Küsse und einige süße Seufzer in der Mutterbrust, und glückliche Gefühle in dem Vaterherzen, über die Gewohnheit zurückgelassen hätten.

Während diesern muntern Scene war im anstoßenden Zimmer, dem Salon der Baronin, der Thee servirt worden. Die Flügelthüren öffneten sich und die Baronin bat die Anwesenden, mit ihr die Theestunde zu theilen. Man erhob sich und ging in das schöne, behagliche Zimmer in Grau mit Goldleisten, weiß mit gelb verschlungenen Gardinen und gelb beschlagenen dunkeln Möbeln. Doch bevor man sich setzte, unterhielt man noch eine kurze Zeit die nothwendig gewordene Bewegung. Der Baron nahm den jungen Hofmeister in eine der Fenstervertiefungen, um ihm in ungezwungenster Weise sein ganzes Wohlwollen und Zutrauen auszudrücken und ihn zu bitten, morgen früh bei ihm den Besuch in seinem Zimmer zu machen, um dann die Details über den Unterricht und die Erziehung gemüthlich und vollständig besprechen zu können; zugleich bemerkte er demselben, auch der Frau von Debonal möglichst schon morgen aufzuwarten, da es in jedem Falle von höchstem Nutzen sein würde, mit dieser vortrefflichen Dame einige Rücksprache zu nehmen, weil sie die Kinder in einigen wich-

tigen Gegenständen bisher unterrichtet habe und Herr Markbrand selbst ein hohes Interesse an dieser ausgezeichneten Bekanntschaft nehmen werde.

Unbemerkt wußten sich während dieser kleinen Retraite der Männer zu einem angelegentlichen Gespräche die Damen auf einige flüchtige Momente zu entfernen. Die Fräulein zuerst. Sie entschlüpften gleichsam einer drückenden Gefangenschaft. Es that ja ihren vollen jugendlichen Herzen noth, nur die eine wichtige Frage in aller Eile aneinander zu richten: wie der lieben Freundin der junge Mann gefallen habe? Niemand war bei dieser geheimen Flüsterei; aber als sie wieder hereintraten, waren beider Gesichter mit Frohsinn und Befriedigung übergossen, und die Freude auf die nächste Stunde sprach sich in allen ihren Bewegungen, die an Geschäftigkeit grenzten, recht deutlich aus. Es gibt auf dem Lande Zeiten der geselligen Ebbe, wo es so still ist, daß zuletzt ein Durst nach einer andern als der gewöhnlichen Unterhaltung eintritt. Wer dann so glücklich ist, ein neues Interesse anzuregen, der ist den Lechzenden um so angenehmer. Er hat eine entschiedene Avantage in der Gesellschaft. Auch die beiden Frauen hatten auf einen Augenblick den Ort und die Luft gewechselt, und auch unter ihnen war das Ballotement über den Neuaufgenommenen mit zwei weißen Kugeln sehr ehrenvoll entschieden. Man sah auch dies, weil man auch von dieser Seite mit sehr freundlicher Miene zurückkehrte.

Ein gutservirter Theetisch, um den sich ein glücklicher und zufriedener Familienkreis gruppirt, hat in der That etwas sehr Gemüthliches an sich; um so mehr, da hier-

bei die betreßten Diener nicht lästig werden, sondern die liebenswürdigen Wirthinnen die Bedienung selbst übernehmen. In unserm Fall fiel diese reizende Partie den beiden jungen Damen zu. Wir würden diese frischen, jugendlichen Gestalten, denen die ganze Geschmeidigkeit ihres Alters noch um jedes ihrer Glieder spielte, beleidigen, wenn wir sie mit irgendeiner mythologischen Phantasie carrikiren wollten; die beiden Fräulein waren, um ihnen das allerschmeichelhafteste Compliment zu machen, wunderschöne, und fast noch mehr wunderliebliche Mädchen, von denen sich ein jeder Mann mit Vergnügen eine Tasse Thee aufnöthigen ließ, auch wenn er sonst dies süßspülige Getränk nicht liebte. Die Männer baten die geehrten Damen noch um einige Augenblicke freier Bewegung. Sie wurden gewährt; und nun halfs nichts, die jungen Mädchen mußten ihnen die Erfrischung zutragen. Beim Vater ging dies in der gewohnten scherzhaften Weise, denn er konnte von seinem lieben Reh nichts annehmen, ohne eine kleine Neckerei auszuüben, die ihm auch stets aufs redlichste vergolten wurde. Seine Helene bekam wie immer den freundlichsten, zärtlichsten Blick; denn es war seine Tochter. Vater und Tochter konnten sich kaum anders ansehen, als innerlich vor Freude zu weinen, jene heilige seelische Thräne, für die das Herz einen besondern Behälter hat, dessen Druckfeder aber immer springt, wenn das sympathetische Gefühl des andern Herzens darauf drückt. Nun ging's zu Fritz. Helene hatte das Theebret und bat mit der üblichen holden Verbeugung, mit dem ernsten Willen zwar die Augen in unbefangener Weise auf den Lehrer

ihrer Brüder zu richten; aber der schöne Jüngling siegte über diese unschuldvollen Augen, und sie neigten sich etwas tiefer als sie sollten. Und war denn das Theebret etwas zu schwer für die zarten Hände? Ein gewisses, wenn auch fast unmerkliches Beben des Geschirres, dessen leiser Ton bekannt ist, wer ihn einmal gehört hat, ließ sich vernehmen. Mit aller Artigkeit, dessen der junge Markbrand fähig war, nahm der Geehrte seine Tasse — Ungeschicklichkeit oder Verlegenheit, wir untersuchen es nicht, die Tasse war nicht ganz ruhig in seiner Hand; Zucker nahm er nur halb soviel als nöthig war, und bei dem Arak, Wein und Liqueur hielt er sich gar nicht auf. Der Augenblick war brennend; wir haben keinen andern Ausdruck für den ersten Anflug von geheimer Glut, mit der sich zwei junge Herzen begegnen, die nichts anderes voneinander wissen, als daß der andere recht schön ist. Sophie kam mit dem Butterbrotkörbchen — schöne Bandschnitten, und überaus appetitlich aus solchen Händen — und mit dem andern Körbchen von allerlei Backwerk. Sie hatte also auch beide Händchen voll; aber wie sie ihre Gaben darbot, so konnte es nicht leicht eine andere: sie empfahl, was man nehmen sollte, und man nahm, ihr zu Liebe, auch Kuchen, den man sonst nicht gern mochte. Sie sah Herrn Markbrand so offenherzig und so fröhlich ins Gesicht, und drehte ihm so niedlich die Seite zu, von der er nehmen sollte, daß bei diesen Artigkeiten gar kein Fehler vorkommen konnte; so der Jugend angemessen ging dies alles ab. Fritz fühlte sich durch diese junge Blüte gehoben; der Duft, der von ihr ausging, war Maienduft und Heiterkeit,

und es gibt in der That Menschen, die uns auch in den beklommensten Augenblicken zu ermuthigen wissen. Und Muth war die Kraft, die von diesem reinen Menschenkinde ausging. Die zerstreute Gruppirung der Gesellschaft gestattete noch ein gemischtes Gespräch; der Ton hob sich zu heitern Accorden; es klang wie eine größere Gesellschaft, und schon wagte sich hin und wieder ein halbes Lachen in das angenehme Gewirre. Um aber wieder zur geregelten Unterhaltung zu kommen, bat die Baronin alle am Tische Platz zu nehmen. Diesmal bekam Fritz seinen Sitz zwischen der Baronin und Helene. Der Baron, weil er es gern so mochte, saß zwischen der Frau von Debonal und seinem lieben Reh.

Mit Rücksicht auf die Männer enthielt der saubere Theetisch der Frau Baronin auch einige solidere Artikel, und nun, als das gemüthliche Beisamensein zu Stande gekommen war, entstand ein Wetteifer unter den Damen, einander an nachbarlichen Gefälligkeiten zu überbieten. Auch die im Punkte der Etikette sehr strengen Frauen werden ein wenig nachsichtigter, wenn sich nach einem glücklichen Evenement die Laune etwas freier lüftet, und war doch allen ein drückender Stein vom Herzen, als sich die Sache mit dem Hofmeister insoweit günstig gestaltete, daß er im allgemeinen einen guten Eindruck gemacht hatte, ja, daß er gefiel. Demgemäß hob sich auch der Ton des Gesprächs im schicklichen Maße über die gebieterische Schranke des Ernstes und der Feierlichkeit; man kam bis zu einigen Scherzen, und der Baron konnte es nicht lassen, sein liebes Reh in Lebendigkeit zu erhalten und weidlich zu necken. Das

nußbraune Mädchen, um doch einmal ein bekanntes Epitheton an ihr zu versuchen, war aber auch gar zu reizend in ihrem weißen blaugeblümten Barrègekleidchen mit reichen Volants, die ihr wirklich etwas Beschwingtes gaben, wenn sie sich in Schwung setzte und bald diesen, bald jenen Einfall des gütigen Onkels erfüllte. Ihr Echauffement war hinreißend, und Gott weiß es, wie viel sie zu thun hatte. Man war es so gewohnt, sich stets an sie zu wenden, und deshalb war sie mit ihren Gazellenaugen und mit ihren reizend geformten, lebhaft gerötheten Ohren immer in Thätigkeit. Wie sanft und gelassen war dagegen Helene; eine sinnige Pflanze, der man aber nicht schuld geben konnte, daß sie der Gesellschaft mit ihrer Theilnahme entflohen sei. Sie war eine jener Jungfrauen, die man gern gewähren läßt, weil man sie in ihren süßen Träumen nicht stören mag. Sie unsanft berühren wollen, daß eines ihrer zarten Gefühle gewaltsam reißen könnte, würde ebenso roh erscheinen, als wenn man ein Kunstwerk aus Uebermuth oder Neid beschädigen wollte, weil ihm die Macht des Selbstschutzes fehlt. Dieses Mädchen war geistvoll ohne prunkende Affecte, jenes war lebenskräftig mit reizenden Formen. Ein junger Mann zwischen zwei solchen edeln Gebilden mußte die tiefsten Eindrücke empfangen und konnte unmöglich so viel guten Appetit von der Reise mitgebracht haben, wie der brave Baron wünschte, um nicht allein die Manneseehre in diesem Punkte zu retten.

Man vermied es mit feinster Manier, das Gespräch so einzurichten, als hätte der junge Mann noch einige Bekenntnisse ablegen müssen. Die Damen, die sonst

gern ein religiöses Thema behandelten, weil es in den Vordergrund der guten Discussionen trat, oder eine vornehme Mode geworden war, schonten diesmal geflissentlich des jungen Theologen. Sie erkundigten sich vielmehr mit liebenswürdiger Freundlichkeit nach der Gewohnheit und nach dem Geschmacke seiner häuslichen Einrichtungen, und fanden seine Ansprüche so einfach und in vielen Stücken so lobenswerth, daß dies Kapitel ein ganz angenehmes Echo fand; denn es lag nun ebenso sehr in der Pflicht des neuen Hausgenossen, sich mit guter Manier nach der häuslichen Ordnung zu erkundigen, der er sich mit aller Gewissenhaftigkeit zu unterwerfen versprach. Die wenigen Vorschriften, denen er sich unter allen Umständen zu fügen hatte, ließen ihm viel freie Zeit, von der es ganz in seinem Belieben stehen würde, soviel oder sowenig der Familie zu opfern. Er konnte sich sogar von dem Souper dispensiren, wenn er wollte; nur beim Mittagstisch wünschte man seine Gegenwart. Wollte er für die Lektüre, d. h. für die gemeinschaftliche sorgen und dann und wann das Amt des Vorlesers übernehmen, so würde dies sehr gern angenommen werden; ja, die Frau Baronin sprach in dieser Beziehung einen sehr positiven Wunsch aus und setzte voraus, daß sich auch die Privatlektüre der jungen Mädchen etwas strenger regeln würde. Markbrand bemerkte, daß er schon infolge seiner allgemeinern Studien sich ohne Ruhmredigkeit einer gewissen Literaturkenntniß erfreuen könne; doch sei vor allen Dingen nöthig, daß zum glücklichen Verfolg dieser sehr wichtigen Sache eine Verständigung unter den Betheiligten herbeigeführt werden

müsse, die an sich schon einen sehr angenehmen Stoff der Unterhaltung darbieten würde. Hierauf wurde eingegangen und die Einleitung hierzu von dem Herrn Hofmeister bei passender nächster Gelegenheit, wie man behauptete, mit Eifer erwartet. Frau von Debonal griff diesen Punkt mit sichtbarer Begeisterung auf, weil sie, obwol der deutschen Sprache mächtig, doch die große Neigung hatte, sich mit den bessern Autoren der bedeutendsten Nation bekannt zu machen. Sie bat deshalb in diese Privatlektüre eintreten zu dürfen, und machte dem Hofmeister den angenehmen Antrag, ihr und den jungen Damen gemeinschaftlich einen faßlichen Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte zu geben. Sie selbst würde sich schon längst bestrebt haben, diese wesentliche Lücke in der wissenschaftlichen Bildung ihrer höchst talentvollen und wißbegierigen Schülerinnen auszufüllen, wenn sie in diesem Fache die nöthige Kenntniß und kritische Beurtheilungsfähigkeit des wahrhaft werthvollen Materials gehabt hätte. Bei dem Anzuge dieses Registers kam es zwischen den beiden Contrahenten zu einigen Gedanken- und Geschmacksblitzen, die genugsam die Berührung der schönen Geister in angenehmen Hüllen bekundeten. Die beiden fühlten, daß sie etwas aneinander haben würden, und die Achtung stieg um eine Linie auf dem Barometer, auf dem die Grade der gegenseitigen Anziehungen angegeben sind.

Der Baron hätte gern die politische Richtung seines Herrn Hofmeisters erforscht; denn die Gegenwart verlangte eine solche Kenntnißnahme derer, mit denen man in eine nähere Beziehung trat; allein er verschob dies

Tentamen, weil es doch in der That eine sehr unangenehme Affaire gegeben hätte, wenn man in einer entgegengesetzten Richtung aufeinander gestoßen wäre. Nur mit der Frage nach den Zeitungen tippte doch der gute Baron heran; allein, da ihm Markbrand erklärte, er habe bisjetzt so viel mit andern Dingen zu thun gehabt, daß er sich mit dem Zeitungslesen so wenig wie möglich befaßt habe, und daß ihm namentlich die politischen Tendenzen und Treibereien durchaus kein anderes Interesse ablocken könnten, als daß man durch dies Gewühl, das Hohle und Abstruse dieser Parteileidenschaften zur klaren und kräftigen Einsicht in die nothwendigen, von der Geschichte bestätigten Principien einer gesunden Staats- und Nationalentwicklung kommen möchte: so war auch dieser Punkt zur glücklichen Erledigung gekommen; und als der junge Mann mit einer reinen und aufrichtigen Betheuerung schloß, daß seine politischen Kenntnisse mehr in der Geschichte der Vergangenheit beständen als in der Gegenwart, in welcher ihm vermöge seiner Jugend noch keine andere Rolle gebühre als seine aufkeimenden Talente, seine Kräfte, und wenn es sein muß, sein Leben dem Vaterlande zu weihen, damit dessen heilige Güter kein einheimischer Verräther und kein fremder Räuber antaste: da erhielt er ein freundlich zustimmendes Zunicken von dem guten Baron, und das Weitere konnte man hiernach sich ruhig finden lassen.

Als ihm der schickliche Augenblick zum Rückzuge gekommen zu sein schien, bat der junge Markbrand mit höflichem Anstand um gnädige Entlassung. Es herrschte in diesem Kreise genug feine Sitte, um die Gegenwart

eines Gastes nicht länger zu wünschen, als es diesem selbst convenirte. Es ist auch stets eine Grausamkeit, wenn man die Gefühle anderer seinem Vergnügen aufopfern will. Man darf nicht länger fesseln wollen, als bis zum fühlbaren Drucke auch der zartesten Fesseln; und es gibt Augenblicke, wo wir uns selbst von einer Gesellschaft losreißen, deren magnetische Anziehungskraft uns herzlich wohlthut; aber eben das überfüllte Herz will oft aus dem Gedränge seiner Gefühle und sehnt sich nach ruhiger Contemplation.

Der höflichen Bitte des jungen Mannes ward in herzlicher Weise der Dank für seinen freundlichen Besuch entgegengesetzt, und der Wunsch ward allgemein ausgesprochen, er möge eine angenehme und nach einem so beschwerlichen Tage auch eine stärkende Ruhe unter dem fremden Dache finden. Man schied mit gegenseitiger Befriedigung. Das war sichtbar auf aller Gesichter zu lesen. Der Baron begleitete den Gast bis an die Thür, und von da wurde er dem schon bekannten Diener übergeben, der seiner schon wartete.

Es war ungefähr gegen neun Uhr, und die Abenddämmerung des Mais war noch so viel Licht spendend, daß Markbrand dem Diener den Wunsch aussprach, das Licht auf dem silbernen Leuchter unangezündet zu lassen, da sich der Weg zu seiner Stube wol noch so finden lasse. Der Diener schlug den Weg über den Hof vor, ein Anerbieten, das herzlich gern angenommen wurde. Das volle Herz schöpft so gern frische Luft. Schon auf dem Podest der Freitreppe strömte sie der erhitzten Wange erfrischend zu. Nichts wirkt stärker auf das flammende

Gefühl, als ein lebendiger Brunnen, der seine herunterfallenden Wasserstrahlen in das auffangende Bassin fallen läßt. Und die Fontainen des Schloßbrunnens, der in der Mitte des Hofs gerade dem Hauptportal gegenüberlag, spielten jene Musik, die, obwol in ewig gleichen Tönen, dennoch ein vollständig passendes Accompagnement aller unserer Stimmungen sein kann. Und es ist so: das rauschende Wasser hat zu viel Aehnlichkeit mit unserm geheimnißvoll quellenden Leben.

Die Schloßleute mochten sich im Freien aufhalten. Der Hof war einsam. Nur die beiden schritten durch den schönen gewaltig umgrenzten Raum. Das Licht der Stunde war bereits so, daß die architektonischen Verhältnisse riesenhafter sich hoben, und jene Geisterfarbe annahmen, die immer entsteht, wenn das monotone Grau die Oberhand gewinnt. Der Treppenthurm des von unserm Freunde bewohnten Südflügels war bald erreicht. Die Wendeltreppe war spärlich erleuchtet durch die kleinen schrägen Fenster, die in Absätzen von etwa zehn Stufen übereinanderstanden. Um Mitternacht, wenn man allein ist, geht man nie gern eine Wendeltreppe, weil man nie weiß, was man bei der neuen Biegung treffen wird. Die Wendeltreppen gleichen sehr oft unserm Schicksal; sie ermatten, wenn man lange aufwärts steigen muß; sie versetzen in Schwindel, wenn man zu eilig ist; man ist immer froh, wenn man sie überwunden hat. Und doch bringen sie viel Poesie in ein großes Gebäude. Sie gehören, wie die langen, gewundenen Corridors, zu der Mystik des antiken Baustils. Warum auch immer so geradeaus im Leben laufen, und die ganze Stufenhöhe

mit einem Blicke übersehen, die man zu erklimmen hat. Es gibt erstaunlich langweilige Treppen, und an ihrer untersten Stufe ist schon mancher Seufzer niedergelegt; die oberste hat manchen Schweißtropfen aufgefangen, besonders in Schlössern, wo man im Dienste der Launen anderer steht — und die Legenden kennt, die sich an diese Räume knüpfen.

Ohne unangenehme Befahrniß erreichte unser junger Freund sein Zimmer. Ach wie frisch, wie aromatisch durchwürzt — die Fenster standen offen und der Maiabend vor diesen Fenstern war verschwenderisch freigebig mit seinen düftevollen Gaben. Sie flogen zum Fenster herein; man durfte sie nur auffangen, um mehr davon zu bekommen. O süßes Geben und Nehmen! Für dich Jüngling ist alles, dem reifern Alter fallen nur die Reste dieser Opfer zu.

Da ihm die ständige Bedienung des Herrn Hofmeisters befohlen sei, wie der Diener ohne Unwillen erklärte, so bat er wieder um das Zeichen mit der Zimmerglocke; sein Erscheinen, um die Befehle des Herrn entgegenzunehmen, würde nie auf Schwierigkeiten stoßen, da er, der Diener, auf demselben Flügel wohne. Fritz hörte dies nicht ungern; und da der Kaffee bestellt war und der Diener auf Befragen auch noch darüber Auskunft gegeben hatte, daß jeden Tag, mit Ausnahme des Sonntags, der Bote zur nächsten Stadt gehe, um die Briefe hin und her, die Zeitungen und dergleichen auf der Post zu besorgen, so wurde Anton — so hieß der Bediente — für heute mit dem Wunsche einer guten Nacht entlassen.

Fritz war wieder allein in dem fremden und doch so gemüthlich ansprechenden Zimmer. Er that schon wie zu Hause. Es war alles so bequem, auf den Griff. — Es war ihm unten heiß geworden. Welchem Jüngling wäre es anders gegangen, der zwischen zwei solchen Meeresstrudeln, die aber nicht von Wasser, sondern von Feuer waren, eine erste kühne Meerfahrt versuchen mußte.

Er hatte es sich leicht gemacht und lehnte im Fenster, die glühende Stirn an das Fensterkreuz gelegt. Da lag der stille Zwinger mit seinen wenigen, aber riesigen Lindenbäumen. Frühere Geschlechter hatten sie gepflanzt, — aber sie waren verschwiegen. Sie erzählten nichts davon, ob viele Glückliche, und unter diesen auch Liebende hingewandelt. Sie hauchten nur stärkendes Aroma aus und bewirkten, daß der Himmel über ihnen purpurner sich färbte und feierlicher mit seiner Sternenpracht herabsah. Und aus dem dunkeln Gezweig ließ sich die Nachtigall vernehmen, die Dichterin des schönen Maienabends, die so stark in melancholischen Gesängen ist, schmerzlich und doch dem sehnenden Herzen so ahnungsvoll zusagend. Ach, daß er dies allein sehen und hören und fühlen mußte! Warum mußte er der einzelne unter den vielen sein, die dieses schöne, reiche Schloß bewohnten! Hätte er doch nur einen Vertrauten gehabt! Sein Gefühl war undeutlich, wen von allen er sich wünschen möchte! Sie waren ihm bisjetzt alle so gut, so liebevoll erschienen. Was mochten sie jetzt von ihm denken, über ihn sprechen, von ihm erwarten? Und es ward von ihm gedacht, über ihn gesprochen.

Hier und dort verschieden. Er war nicht allein. Geister umschwebten ihn; aber die hindernde Hülle, die uns umgibt, macht, daß wir sie nie ganz fühlen. O, wenn ihr gefallen sein werdet, ihr hemmenden, unreinen Schranken von Fleisch und Blut, ihr Riegel von Raum und Zeit, wenn der sympathetische Geisterflug beginnt, und Maienduft uns ernährt und Sternenglanz uns umstrahlt, und wir am Quell der ewigen Liebe und himmlischen, unzertrennlichen Gemeinschaft ruhen können — welch seliges Genießen dann! Die Sehnsucht des einsamen Herzens, des Herzens, das die große, weite Lücke der erwachenden Liebe in der Jünglingsbrust auch ohne bewußten Gegenstand der gewaltigsten Neigungen zu füllen sucht, kann die Brust bis zum Zersprengen dehnen. Thränen müssen helfen — oder die Sterne müssen Vertraute werden. Und sie werden es. Sie hören ohne Ermüdung unsere melancholischen Lieder — und lächeln heiter; denn Homer und Ossian haben's nicht anders gemacht, wie Milton und Goethe, sie haben an die Sterne ihre Geheimnisse verrathen.

So schwärmte der einzelne unter vielen.

Noch erfüllte er eine heilige Pflicht: er meldete seinen Aeltern, die jetzt um ihn weinten, einen glücklichen Tag. Sein Abendgebet umfaßte viele, und — der einzelne überließ sich dann im glücklichen Jugendwechsel der sorgenfreien Ruhe der Nacht.

Fünftes Kapitel.

Beruf und dienstliche Stellung.

Es gibt schöne Morgenstunden im Leben. Solche sind's, in denen wir nach einem gesunden stärkenden Schlafe mit schönen Gefühlen erwachen, die mit dem Bewußtsein, in eine nützliche und angenehme Lage versetzt zu sein, im innigsten Zusammenhange stehen. Besonders wenn das Gefühl noch neu ist, daß wir nun selbst von unserer Kraft etwas Tüchtiges erwarten und wir die eigene Bahn uns brechen werden, kommen wir uns bedeutender vor, und wenn auch in nebelhafter Ferne, wir sehen das Kleinod schimmern, das am Ziele winkt.

Mit dem reinsten Frohsinn, wie er die jugendliche Brust in solcher Stimmung beseelt, begrüßte unser junger Freund den holden Morgen. Kaum aber hatten seine Erinnerungen sich geordnet und seine Gedanken mit den umstehenden Gegenständen sich in vertraulichen Verkehr versetzt, als er eine Pflicht erfüllte, die ihm zur heiligen Gewohnheit, zur unerlaßlichen Tagesordnung geworden war. Er hielt sein Morgengebet. Bei einem jungen

Theologen kann dies nichts Befremdliches sein; denn er kennt die heilige Kraft, den unermeßlichen Segen eines gediegenen christlichen Gebets. Es geht von einem inbrünstigen, andachtsvollen Gebet eine Weihe aus, die sich des ganzen Menschen bemächtigt, und die, wie sollen wir sagen, ein duftendes, balsamisches Bad ist, von guten Geistern der Seele begleitet. Aus diesem Bad erhebt sie sich reiner, kräftiger, tugendgeweiheter. Wollen wir aber sagen, daß unser junger Freund nur seine theologische Schuldigkeit gethan, indem er pflichtgemäß gebetet hätte, so wäre damit der halbe Werth seines Gebets ausgelöscht, und die Wirkung dieses Opferdienstes wäre mindestens precär. Nein, er betete aus reinem jugendlichen Herzen; er war kein verflachter und verderbter Jüngling, dem die religiöse Begeisterung ausgegangen, und der über das Heilige spottet, weil er schon zu viel Bekanntschaft mit der Frivolität gemacht hat. Die Mehrzahl unserer aufgeklärt sein wollenden Jünglinge würden mit allen möglichen Phrasen, ja mit dem entschiedenen Protest ihrer apostatischen modernen Religiosität gegen die Zumuthung, zur heiligen Gebetsübung zurückzukehren, auftreten. Sie würden sich gegen ein solch heuchlerisches oder pharisäisches Wesen mit dem ganzen Unwillen ihres vorgeschrittenen Geistes empören. Sie haben dieser hohlen Ceremonie nachgeben müssen, solange die bestehende Schulordnung dazu zwang; aber dann Adieu für immer, du unnütze, ja du schädliche Observanz. Sie erklären sich für frei von dem edelsten und zartesten Bande, das an das höchste Wesen knüpft und der Seele einen Halt und eine Zuversicht gibt, von der sie leider

keine Ahnung haben. Charakterstark ist derjenige Jüngling, der dem Glauben an eine Gottheit huldigt, die ebenso viel Gewalt hat über sein Schicksal, wie Güte, es nach ihrem weisen Rathe zu leiten. Er ist charakterstark, wenn er mit klarem Willen, mit edelster Resignation, seine menschliche Unvollkommenheit und Schwachheit an gottgeweiheten Gedanken und Entschließungen zu stählen sucht. Er will entschieden nur das, was mit einem heiligen Willen übereinstimmt. Er will in die Gemeinschaft mit Gott. Heiligung seines Wesens soll die Frucht seiner Andacht sein. Warum sind so viele, selbst mit mancherlei geistigen Vorzügen begabte, von besserm Willen beseelte Jünglinge so haltlos, so charakterschwach, so ohne alle moralische Productivität? Sie sind entweder einem hohlen Sensualismus oder raffinirtem Spiritualismus verfallen: im glücklichsten Fall sind sie mit dieser Richtung Idealisten, ohne höchstes Ideal; im traurigen Fall sind sie die Menschenmaschine, wie sie einer der französischen Encyklopädisten traurigen Andenkens dargestellt hat, die ihre physischen Gesetze erfüllt und dem Genusse nachgibt.

Es hieße ein Sicheindrängen ohne alle Befugniß in das innerste und unverletzliche Heiligthum eines Menschen, wenn wir sein Gebet belauschen wollten, um ihn danach zu kritisiren, oder als einen Thoren und Eiteln der verteufelten Menschheit zu denunciren. An irgendeinen Pranger würde er gestellt. Und doch betete ein Kind Gottes zum Vater in der Höhe, von dem der charakterfesteste Mann seiner Zeit gestand, er habe zu tief gestanden, um seine Schuhriemen zu lösen mit

seinen profanen Händen. Genug, wir möchten fast wünschen, diese letzte Bemerkung nicht gemacht zu haben, weil wir uns schämen, ein christliches Gebet mit diesem letzten, heiligsten Mittel vor einem laxen Geschlechte rechtfertigen zu müssen. Wir wünschen aber unsern jungen Freund nach seiner ganzen Geistes- und moralischen Charakterrichtung kennen zu lernen, darum haben wir's für unsere Pflicht gehalten, auf sein pflichtgetreues Morgengebet hinzuweisen.

Es ist sonderbar, daß dies der Seltenheit wegen auffallen muß. Es ist sonderbar, daß man dies nur von hypokritischen Jünglingen, von jungen Fanatikern, von Seminarzöglingen erwartet. Und doch beten die Jünglinge der cultivirten Heidenwelt, und die Heroen der goldenen Zeitalter erheben ihre Hände zu ihren Göttern, wenn sie opfern. Wo ist dieser dem menschlichen Herzen angeborene Zug nach oben geblieben? Wehe dem aufkeimenden Geschlechte, dessen vorangehende Generation die Andacht verschmähete. Von allen Eindrücken, die mit mächtigen, unzerstörbaren Ankern in der Seele tiefunterstem Grunde haften geblieben sind und tausend heilige Erinnerungen wecken und dem Gewissen seine Wachsamkeit erhalten, sind die Gebete unserer Aeltern die stärksten, die frischesten, die bis ans Ende bleibendsten.

Unser junger Freund betete, — die Reinheit und die Heiterkeit seiner jugendlichen Natur forderte dies und gab dies als heilige Himmelsgabe zurück. Er war fromm, und daher so fröhlich und guter Dinge.

Auch heute, an diesem schönen Morgen, der ihn in neuen Verhältnissen fand, übte sein Morgengebet diese

schöne Wirkung aus. Er ward dabei so muthig; die Dinge um ihn her traten dabei alle in ein freundliches Licht. Es war ihm nun so traulich auf seiner Stube; denn Engelsflügel hatten ihr Rauschen vernehmen lassen. Der erwachte Maimorgen, der ihn ans Fenster zog, um einen Gruß und Kuß von ihm anzunehmen, war himmlisch. Es war dies keine exaltirte Phrase, denn die Gefühle waren für himmlische Eindrücke zubereitet. Ja, gewiß, die wunderbare, zauberhafte Frühlingsschöpfung ist tausendfach reicher, schöner, entzückender, wenn ein gläubiges Auge darauf fällt, wenn ein betendes Herz den Schöpfer aller Dinge im Staube gepriesen hat. Die moderne naturalistische Richtung wird eine solche Anschauung veraltet und abgeschmackt finden und die sentimentale Periode belächeln, die sich in solchen Tiraden gefallen konnte. Man muß das hinnehmen, wie man so vielen Koth sich gefallen lassen muß, den man auf unsere gläubige Richtung wirft; allein es wird doch die eine Frage erlaubt sein: Was habt ihr Besseres an die Stelle dieser veralteten und abgeschmackten Empfindungen gesetzt? Nennet den einen reellen Gewinn, den die Welt von allen euern Negationen und Verleugnungen des Heiligen und Andachtsvollen gehabt hat? Indifferentismus, das ist das bleiche Todtengerippe, welches heutzutage alle Stände, alle Alter, beide Geschlecher zu einem neuen Todtentanze auffordert, ein Todtentanz, in dem leider kein Humor mehr zu finden ist, sondern die ausgesogenste Selbstironie.

Anders unser Jüngling. Er schloß die fröhliche Frühlingsnatur an sein freies, warmes Herz, und nicht

ein hohles Gerippe, sondern ein kräftiges Ideal bot ihm die Hand zum muntern Lebens- und Berufsreigen.

Wie leicht hat ein junger Mann sein häusliches Arrangement getroffen! Wie bedeutend rascher kommt er damit zum Ziele, als die jungen Damen. Noch ehe Anton um sechs Uhr, wie es der Hofmeister gewünscht hatte, den Kaffee brachte, waren die Koffer nicht blos ausgepackt und über die Seite geschafft, sondern die Kleidungsstücke lagen in bester Ordnung in den Kommoden und hingen in dem Kleiderschranke. Die Jungeherrenwirthschaft war fertig; denn das Dutzend Bücher etwa, die Fritz vorläufig mitgenommen hatte, um doch nicht ganz freundlos und verlassen zu sein, fanden ein sehr gutes Unterkommen in den beiden offenen Seitenfächern seines sonst sehr bequemen Bureau. Aber diesen Büchern sah man es an, welch Geistes Kind unser junger Gelehrte war. Nur etwa zwölf Bücher, aber sie verriethen mit goldenen Titeln den Theologen, Philologen, Geschichtsfreund und Belletristiker. Freilich kam auf jede Partie nicht viel; aber dies Wenige zeugte von solider Richtung und gutem Geschmack. Es mußten sich nebeneinander eine Polyglottenbibel, Homer und Plato, Horaz und Cicero, Schleiermacher und Tholuck, Heine und Lenau, Massillon und Byron, ein Altes und ein Neues Testament mit gebührender Eintracht vertragen.

Auf Markbrand's Frage an Anton, wann wol am füglichsten dem Herrn Baron ein Morgenbesuch zu machen sei, ward der Bescheid gegeben, daß dies zu jeder Zeit geschehen könne, wenn der Herr von seinem ersten Morgengange zurück sei. Hier im Hause würde es

überhaupt sehr früh Tag, besonders im Sommer; es käme vor, daß der Herr Baron oft schon vor fünf Uhr die Fräulein zum Morgenspaziergange auffordere; er wäre ein sehr strenger Gegner aller Langschläferei, und nur die Frau Baronin wäre die einzige von der ganzen Familie, der gestattet sei, aus Gesundheitsrücksichten etwas länger der Ruhe zu pflegen. Wer es sonst wünsche, sich bei dem Herrn Baron zu insinuiren, der müsse darauf ausgehen, ihm immer so früh wie möglich den guten Morgen zu bieten. Wahrscheinlich würde der Herr Hofmeister am liebsten um acht Uhr angenommen werden, da der Herr Baron von neun bis zehn Uhr jeden Morgen die Zeitungen läse, die dann pünktlich einträfen, eine Beschäftigung, die gewöhnlich eine Stunde in Anspruch nähme; von zehn Uhr ab bis gegen den Mittag besorge der Herr seine Correspondenzen und andere geschäftlichen Schriftsachen; die Conferenzen mit den Dienstleuten und Beamten würden erst abends gehalten, und die ersten Ausflüge des Morgens hätten in der Regel den Zweck, um nach dem begonnenen Angriffe der gegebenen Befehle zu sehen. Ordnung, Pünktlichkeit, exacte Ausführung dessen, was geschehen müsse, verlange der Herr unter allen Umständen. Dann aber, wenn sonst der Diener treu und ehrlich, und vor allen Dingen verschwiegen sich finden lasse, gäbe es keine bessere Herrschaft als die freiherrlich Silberschild'sche, und keine bessere dienstliche Lage weit und breit. Die Behandlung kann nicht humaner sein, und es kenne der liebe Herr Baron kaum ein größeres Vergnügen, als für seine alten bewährten Diener auf eine angemessene Weise zu sorgen. Nur das verlange der Herr Baron von jedem:

strenge Subordination; dies sei er so von seinem Soldatenstande her gewohnt. „Und Sie müssen immer wissen, Herr Markbrand, wenn Sie vor sich haben. Die Herrschaften sind vom alten gestrengen Adel, und wie herzensgut auch gegen alle Leute, mehr oft als sie es gerade alle verdienen, — ein Fehler gegen die schuldige Ehrerbietung wird nicht leicht verziehen. Sie nehmen mir das nicht übel, Herr Markbrand, wenn ich Ihnen dies so im Vertrauen sage, da ich doch nun einmal zu Ihrer Bedienung berufen bin und ich den Wunsch habe, aus wirklicher Zuneigung zu Ihnen, daß Sie länger bei uns bleiben möchten. Je freundlicher und herablassender die Herrschaften gegen Sie sind, um so verbindlicher und achtungsvoller müssen Sie gegen sie sein. So haben sie es gern. Verstehen Sie!"

Die Winke, wenn auch bedientenmäßig gegeben, waren sehr verständlich, und Anton wurde mit Dank entlassen. In einiges Nachdenken versetzt, genoß der junge Hofmeister seinen Kaffee. Er war in wechselnder Stimmung; allein die alte Behaglichkeit bei diesem angenehmen Lebensact drang durch. Die erlaubte Cigarre auf seiner Stube, zur Tasse Kaffee, bei offnem Fenster, that eine außerordentlich gute Wirkung. Die Stube junger Damen, mit Rücksicht auf die darin herrschende Luft, unterscheidet sich merklich von der der jungen Herren. Hier ist etwas Penetrantes, dort etwas Odeur; aber welcher? Das gehört eben mit zu den jungfräulichen Geheimnissen, die weiter keine andere Untersuchung gestatten, als daß man es angenehm finden muß.

Ohne Beschäftigung konnte Fritz nicht sein. Er war

keine von den unruhigen Naturen, die alles wollen und vieles anfangen, aber nichts gehörig, wenigstens nicht immer zur rechten Zeit zu Stande bringen. Er war eine thätige Natur, die da schaffen muß und die, zum Müßiggange verdammt, lieber die Begnadigung zur Galere vorziehen würde. Während des Kaffees geschahen die nöthigen Eintragungen in das Notizbuch, die nachmals zum Anhalt in vielen Hinsichten dienen mußten. Es gehört jetzt manches zu einem anständigen Apparat. Wie viele Dinge stecken jetzt in den Taschen der Männer, oder liegen aufgehäuft auf dem Tische, wenn das Deshabillement stattfindet: Portemonnaie, Necessair, Notizbuch, Cigarrentasche, Streichholzbehälter, Kalender, Reisekarte, Reisealmanach, Bädeker — und Gott weiß, was alles noch. Es ist eine bedürfnißvolle Generation. Es ist aber auch alles anders geworden.

Wir rechnen es dem jungen Theologen als eine sehr gute Gewohnheit an, daß er an jedem Morgen, wenn kein großes Hinderniß dazwischentrat, einen Abschnitt aus dem Alten und einen desgleichen aus dem Neuen Testament, und zwar im Grundtext und ohne Beihülfe eines Commentars las. Damit blieb er in ununterbrochener Gemeinschaft mit der Heiligen Schrift, was eine Hauptsache für den Theologen ist, — und der wahre Interpret, der Heilige Geist, konnte auf diesem Wege eine gesegnete Wirksamkeit an dem jungen Schriftgelehrten ausüben. Die Fertigkeit, die nach und nach entsteht, erleichtert die Sache immer mehr, und macht gar bald aus dem, was vielen eine große Mühe macht, ein wahres Vergnügen.

Es war doch nun wenigstens etwas Reelles geschehen. Wie wichtig ist dies, wie beruhigend ist dies Gefühl für den ganzen Tag. Er ist nicht verloren, der Tag, der eine Stunde für den Umgang mit dem Worte Gottes hatte. Versucht's und fangt das ordnungsmäßige Lesen in der Bibel an, ihr andern, die ihr, wenn auch keine Theologen, doch Christen und Christi Jünger seid. Und ihr, ihr lieben Jungfrauen, ihr habt ohnehin ein so liebliches Vorbild in diesem Eifer in der Heiligen Schrift. Ihr werdet, so hoffen wir, an die Maria in Bethanien denken, die zu des Herrn Füßen saß — damit das eine suchte, das da noththut, und seligen Sinnes das gute Theil erwählte, das nicht wieder von ihr genommen werden sollte. Ach, dies gute Theil, wie hat sie es verwerthen können als treue Gattin, als heilig besorgte Mutter ihres Kindes! Es keimt ein unermeßlicher und unendlicher Segen aus dem Umgange mit der Heiligen Schrift. Könnte man dies doch dem jetzt oft so unbefriedigten Geschlechte deutlich machen. Nur das Beispiel können die wahrhaft Vornehmen und Gebildeten geben. Die untern Schichten machen alles nach, das Gute wie das Schlechte. Belehrung hilft nicht; denn leider geht die thörichte Einbildung der jetzigen Verkehrtgebildeten dahin, daß aus der Bibel nichts mehr zu lernen sei. Furchtbar, daß das Wort Gottes, die Quelle aller göttlichen Offenbarungen, die Urkunde aller Gottesthaten, bis zu einem bloßen Schulbuche herabgedrückt ist! — Markbrand glühte mit wahrer Begeisterung für dies erste Buch der ganzen Welt, und wir können uns darauf gefaßt halten, daß er es nicht an Versuchen

wird fehlen lassen, die Bibel in diesem Hause zu gesegnetem Gebrauche und vollen Ehren zu bringen. Wir stehen auf jener Scheidelinie der Zeit, wo dies in vornehmen, besonders adelichen Häusern möglich war.

Inzwischen war die Zeit herbeigekommen, welche dem Hofmeister von Anton als die passendste zu einem Morgenbesuche bei dem Baron bezeichnet worden war. Der Baron hatte seine Zimmer denen seiner Frau Gemahlin gegenüber, aber nach dem großen Schloßhofe hinaus. Fritz wußte das und konnte nun seinen Weg dorthin finden. Die Anmeldung geschah hier durch den Jäger, der sich gewöhnlich unter dem Portale aufhielt. Der Besuch ward angenommen.

Der Baron wohnte in einem sehr einfach decorirten Herrenzimmer. Geräumig, alles enthaltend, was ein Herr gern zur Hand hat. Die Bilder an den Wänden in diesem Zimmer stellten nur Pferde — einzeln, in Gruppen, in den verschiedensten Attitüden dar. Es war dies eine Liebhaberei des Herrn Baron. Der Herr Baron, vollständig angezogen, mit silbernen Sporen an den propren Stiefeln — er liebte es nicht im Hausrocke, oder gar im Schlafrocke, mit einem Fremden, d. h. mit einem solchen, der nicht zum engsten Kreise der Familie gehörte, zu verkehren — der Herr Baron sprach seine sichtliche Freude über den frühen Besuch aus, bemerkte dabei zugleich, daß er Passion für die Morgenstunden habe und ein entschiedener Gegner allen langen Schlafens sei, und wünschte deshalb, daß der Herr Hofmeister in diesem Punkte mit ihm harmoniren möge. Er sprach noch ein Weiteres, aber in kurzen und energischen Worten, über seine Lebens- und Hausordnung, und machte

es zu einer nothwendigen Bedingung, daß jeder seiner Bediensteten, vom ersten bis zum letzten, darauf eine gebührende Rücksicht zu nehmen habe. In echt absolut monarchischer Manier war das Haus Er — und Obedienz gegen den absoluten Hausherrn war das wichtige Princip, das alle, die dem Hause angehörten, anzuerkennen hatten. Der liebe Herr war ganz derselbe von gestern Abend; denn man hatte hier wol zwischen Manier und Wesen zu unterscheiden. Gestern war Fritz der Angekommene, der Gast, der zum Besuch bei der Frau Baronin Befohlene; heute war er der Hofmeister der Junker und hatte um die Befehle des Herrn Principals zu bitten. Heute wurde eine entschiedene Grenzlinie zwischen dem Herrn und dem besoldeten Diener gezogen. Fritz fand das auffallend, schneidend; ihm aber, dem guterzogenen, gebildeten, wohlhabenden Bürgerssohne, imponirte das nicht. Er richtete sich nur etwas stracker auf, und einen Haarstrich weiter — und das eben erst angeknüpfte Verhältniß wäre der schnellsten Auflösung entgegengegangen. Aber der Baron war ein sehr gutmüthiger Edelmann; sein Stolz hielt eben nur so lange vor, als er es sich vorgenommen hatte. Sein Naturell neigte sich mehr zur Menschenfreundlichkeit. Und dieser charmante junge Mann mit dem ruhigen Blicke, der vor ihm stand und mit einem röther werdenden Gesichte, und mit dem gescheiten Ausdrucke und dem besten Anstande — es ging nicht, er war mehr als Bedienter, Verwalter, routinirter Beamter. „Setzen wir uns, lieber Herr Markbrand, bitte, setzen wir uns, damit wir uns in aller Bequemlichkeit über unsere Angelegenheiten be-

sprechen können. Es gefällt Ihnen doch hier? Sie werden doch mit Vergnügen an Ihre Arbeit gehen? Wie haben Sie die erste Nacht unter meinem Dache zugebracht?"

Noch stand Fritz still, noch fand er kein Wort der Entgegnung auf diese artigen Fragen, noch drückte ihn der Gedanke, eines Edelmannes erster Bediente sein zu sollen, der seine Söhne zu klugen und brauchbaren Menschen machen soll. Für diese dienstliche Stellung hatte er weder Neigung, noch Charakter. Dies paßt nicht mehr in unsere Zeit. Am Ende mußte Fritz doch so vielen Artigkeiten nachgeben. Die Herren hatten sich gesetzt.

„Ich bin gekommen", hub endlich Markbrand mit einem etwas gemessenen Tone und ohne auf die vorausgehenden Fragen zu antworten, seine Rede an, „ich bin gekommen, Herr Baron, um Sie zu bitten, mir nun in ausführlicherer oder vielmehr präciserer Weise die Wünsche und Grundsätze mitzutheilen, nach denen ich Ihre Söhne unterrichten und erziehen soll. Es könnte doch sein, daß sich vielleicht in Betreff dieser wichtigen Angelegenheit, deren ganze Bedeutung ich erwogen und aufs Herz genommen habe, zwischen Ihren und meinen Ansichten einige Differenzen zeigen dürften; weßwegen es gewiß das Räthlichste sein möchte, wenn sich vorher eine Ausgleichung herbeiführen ließe."

„Wie kommen Sie auf diese Vermuthung, Herr Markbrand, und warum wollen wir von möglichen streitigen Punkten ausgehen? Sind Sie durch irgendetwas unangenehm berührt, ich hoffe doch nicht, Herr Hofmeister?"

„Herr Baron, die Art und Weise, in der Sie mich heute empfangen haben, contrastirt mit der gestrigen freundlichen Begegnung, die Sie so gütig waren mir angedeihen zu lassen, so stark, daß ich Ihnen mit aller Offenheit meines Charakters eingestehen muß, wie ich jetzt kein gutes Vorurtheil von der Uebereinstimmung unserer Ansichten haben kann."

„Sie werden nicht verlangen, Herr Hofmeister, daß ich mir meine Art und Weise zu benehmen von irgendjemand, der meine Befehle zu empfangen hat, rectificiren lassen soll!"

„Diese Prätension wäre thöricht und verächtlich zugleich; aber Sie werden es gewiß als ein Mann von klarstem Geist und reinstem Gefühl vollkommen billigen, wenn der Erzieher Ihrer Kinder, der mit Ihnen den höchsten Lebensberuf theilt und Ihre theuersten Kleinode unter seinen Händen hat, den unerlaßlichen Anspruch auf die nobelste Behandlung und auf die nächste Stelle nach den Aeltern erhebt. Er ist entschieden mehr als jeder Ihrer Diener und Beamten, wenn auch jünger und weniger gut gestellt als die meisten unter denselben. Sie nützen Ihnen alle durch treue Dienste, und können Ihnen großen Schaden zufügen durch ihre Gewissenlosigkeit. Wie aber, wenn es mir mit heiligem Eifer und mit Gottes gnädiger Hülfe gelänge, nicht nur die Talente Ihrer Kinder zu heben, sondern auch ihre Herzen dem Guten und der Tugend zu weihen? Wofür würden Sie diese Leistung erachten? Könnte Ihnen jemals ersetzt werden, was an den Seelen Ihrer lieben, herzigen Zwillinge verderbt würde?"

„Mit Freuden reiche ich Ihnen meine Hand, lieber Herr Markbrand! Sie haben recht, ich lege viel in Ihre Hände. Sie werden bei treuer Einlösung Ihres Worts mir näher zu stehen kommen.“

„Bei dem wichtigen Werke der Erziehung glaube ich die bescheidene Meinung äußern zu dürfen, daß man von allen schädlichen Versuchen absehen muß. Sie dürfen es nicht erst mit mir versuchen wollen, ob ich ein größeres Anrecht auf Ihre Achtung gewinne; vom ersten Augenblicke an, wo Sie mir Ihre Kinder übergeben, müssen diese sehen und fühlen, daß ich vollkommene Geltung bei Ihnen habe. Damit wird auch mein Einfluß auf das Betragen, auf die Sitten der Kinder gesichert sein. Das ist die einfachste Hülfsleistung zu meiner Disciplin. Ehrerbietung, Bescheidenheit, Willigkeit, Gefälligkeit, Gehorsam, alle diese kindlichen Tugenden modificiren sich nach der Achtung, die der Lehrer in den Augen der Kinder hat, und diese hängt wieder von der Art und Weise ab, wie die Aeltern den Lehrer behandeln.“

„Wir werden Sie achten, Herr Markbrand, nach Ihrer Stellung, die Sie hier im Hause einnehmen, und nach den Bemühungen, die Sie um unsere Kinder haben werden. Können Sie von einer gebildeten und vornehmen Familie etwas anderes voraussetzen?“

„Ich habe kein Recht darauf, mehr zu verlangen; ich habe nicht in meinem Interesse, auch nicht aus Eigendünkel diesen Punkt berührt. Dürfte ich Sie nun noch um Ihre gütige Aeußerung darüber bitten, welche Endzwecke ich bei der Erziehung Ihrer lieben Kinder vorzugsweise verfolgen soll; nach welchen Principien und

für welche Lebenssphäre soll ich meinen Unterricht anlegen?“

„Ohne alle pädagogische Pedanterie verfahren Sie auf das allereinfachste, Herr Markbrand. Sie wissen, meine Kinder sind adelichen Standes und bedürfen zur Aufrechthaltung desselben einer guten Bildung und vorzugsweise guter, ehrenhafter Grundsätze. Wenn die Edelleute unserer Zeit eine hervorragende Stellung in der Societät einnehmen wollen, eine Stellung, die ihnen von Gott und Rechts wegen gebührt, so müssen Sie sich ebenso wol durch solide Kenntnisse wie ritterliche Tugenden auszeichnen. Der Staat hat keinen Halt ohne den Adel, das lehrt die Geschichte. Aber der Adel bedarf von Zeit zu Zeit einer Regeneration, wie jedes andere gesellschaftliche Institut, und diese Regeneration, welche immer auf hervorragende Eigenschaften, außer den angeborenen, gerichtet sein muß, ist jetzt nothwendig geworden; haben Sie dies zunächst im Auge. Was nun den künftigen Beruf betrifft, auf den ich Neigung und Wahl meiner Kinder hinlenken möchte, so wünsche ich sie in die militärische Laufbahn, wie meinen ältesten Sohn, zu bringen. Abgesehen davon, daß das Silberschild'sche Wappen durch einen gewaltigen Rittersinn erworben ist und unter die ältesten des Landes zählt, wie Sie dies gelegentlich im Adelslexikon nachlesen können, so finde ich für den Edelmann den Soldatenstand am passendsten und rühmlichsten. Wir sind für das Feld geboren, und das Schwert ist das Handwerkszeug, das Gott uns in die Hand gelegt hat, um Vaterland, Thron und Altar zu vertheidigen. Solange noch

ritterliche Pflichten und Tugenden auf dieser Erde nothwendig sind, solange soll auch unser Fuß im Steigbügel bleiben, wenigstens der Silberschild'sche. Es ist immer schon mislich, wenn sich die Edelleute zu Hofämtern und zu staatlichen Stellen drängen, da sie im ersten Falle zur Livree, und im andern zur Concurrenz, Rivalität und Collegenschaft hinabsinken. Ich nehme die höhere diplomatische Carrière aus; die gebührt dem Adel, weil sie Repräsentation erfordert, und es haben schon viele ausgezeichnete Offiziere in dieser Beziehung ihrem Monarchen und Vaterlande wichtige Dienste geleistet."

„Es wird mir unmöglich sein, Herr Baron, Ihren Erwartungen vollkommen zu entsprechen. Ich bin überhaupt noch kein erfahrener Erzieher; was ich Ihnen anbieten kann, sind allgemeine gute Kenntnisse, pädagogische Studien, und vor allem einen aufrichtigen Eifer zu meinem künftigen Berufe. Kinder aber vorzugsweise zu Edelleuten im Sinne der Chevalerie zu erziehen, dazu werde ich mich nicht verstehen, weil ich mich dazu unfähig fühle. Es gibt keine angeborenen Standestalente; dazu ist die Natur theils zu eigensinnig, theils zu gerecht — und Standestugenden darf es nicht geben, weil gegen diese Beschränkung die Tugenden selbst protestiren würden. Was ich einzig versprechen kann, ist dieses, daß ich die vorhandenen Talente Ihrer Kinder zu erforschen suchen werde, um aus ihnen möglichst tüchtige und brauchbare Menschen zu machen, die immer noch nicht an den Stab der Barmherzigkeit gewiesen sind, wenn sie ein plötzlicher Wechsel der Dinge aus ihren guten Verhältnissen risse, oder ein leiblicher Schaden ihren

militärischen Abschied verlangte. Sie müssen, wenn auch nicht vielerlei, doch etwas Tüchtiges lernen. Und wenn ihnen die Wissenschaft mehr zusagen sollte als das Schwert, so darf ihnen auch ein gewisses angeborenes Recht nicht streitig gemacht werden. Soll ich sie aber zu edeln Gesinnungen erziehen, wie sie eigentlich jeder Stand verlangt und wie sie den Edelmann wie den Bürger zieren, so kann dies nur geschehen auf der Grundlage einer tüchtigen religiösen und moralischen Ausbildung. Es kann mir nicht beikommen, den Adel beleidigen zu wollen, da er die ausgezeichnetsten Namen aufzuweisen hat, wenn ich mir die Bemerkung erlaube, daß er meistens an seiner Irreligiosität und Immoralität zu Grunde gegangen ist: seine Regeneration liegt allein in der Heiligung seines Wesens. Der Adel muß adelich sein wollen."

„Junger Mann, Ihre Bemerkung hat nicht den Vorzug der Originalität. Er, der diese Doctrin aufstellt, bekennt sich zu einer modernen Richtung, der ich wenig Vertrauen schenke. Die Worte klingen schön, sind bereits beliebte Phrasen; aber einem Manne, der die Welt kennt, und der seine Praxis hat und das Verderbliche alles Frömmelwesens, aller politischen wie religiösen Jesuiterei klar vor Augen hat, dem können solche Redensarten nicht bestechen. Doch will ich Ihre Aufrichtigkeit ehren. Sie werden den Ansichten Ihrer Lehrer huldigen?"

„Geehrtester Herr Baron, Sie haben recht, ein junger Mann wie ich darf nicht die Arroganz haben wollen, eine Originalität der Gedanken für sich zu beanspruchen, wo es sich um Dinge der ernstesten Erfahrung

handelt. Meine Urtheile gründen sich lediglich auf bekundete Data der Geschichte, und wenn Luther heute in unsere Zustände blicken könnte, er würde abermals ein ernstes Wort an den Adel deutscher Nation richten. Ich bekenne mich gern als Schüler der Männer, die mit tiefen Blicken in die Nothstände und Bedürfnisse der Gegenwart schauen, und ich huldige ihren Lehren von der Nothwendigkeit einer politischen und religiösen Regeneration der Völker, namentlich des deutschen Volks. Die Explosionen der Jahre, die kurz hinter uns liegen, haben bereits eine wissenschaftliche Kritik gefunden. Mehr weiß ich davon nicht. Und ich glaube dem einsichtsvollen Lehrer der Geschichte, zu dessen Füßen ich gesessen, daß es eine Reaction nicht thun werde, sondern eine Regeneration thun müsse. Entschuldigen Sie, Herr Baron, wenn ich schülerhaft mit meinen Ansichten und Ausdrücken bin; ich bin noch sehr jung und oft hingerissen von Wahrheiten, die ich erkannt zu haben glaube."

„Gott, wie viel Ideen schwärmen jetzt in den jungen Köpfen, und wie verführbar ist die heutige Jugend, da sich für eine jede extravagante Richtung eine Partei findet, die sie aufnimmt und für ihre Zwecke benutzt!"

„Herr Baron, ich weiß wohl, daß politische Parteien existiren, die die entgegengesetztesten Tendenzen verfolgen, ich weiß auch, daß es eine feudal-klerikale Partei, wie man sie nennt, geben soll, und die in diesem Augenblicke, durch allerlei Umstände begünstigt, einen ziemlich bedeutenden Einfluß und ein weit geöffnetes Terrain für die eitelsten Ansprüche errungen haben soll. Ich

habe aber kaum das oberflächlichste Wissen von diesen Parteien, und zu einer derselben persönlich zu gehören, könnte mir bisjetzt wenigstens nicht möglich gewesen sein.“

„Dies glaube ich Ihnen. Nicht zur Partei des religiösen Rückschritts mögen Sie gehören, aber der Richtung sind Sie zugethan, die auf antiquirte Doctrinen zurückgeht und mit der fortgeschrittenen Bildung und Aufklärung im Widerspruche steht. Sie gehören der orthodoxen, der strenggläubigen Richtung an.“

„Ja, Herr Baron; ich bin so glücklich, durch geachtete Lehrer und ernste Studien auf den richtigen Weg geführt worden zu sein. Was ich bin, bin ich durch Ueberzeugung und nicht durch Ueberredung, am wenigsten durch Lockung von Vortheilen, oder gar aus schwacher Modesucht. Mit Gottes gnädiger Hülfe hat die theologische Wissenschaft einen Umschwung genommen, der ebenso sehr der Kirche wie der Christenheit zum Segen gereichen wird. Die theologische Wissenschaft ist zu gesundern, wie soll ich sagen, zu rationellern und reellern Principien zurückgekehrt. Sie ist sich dessen wieder bewußt geworden, daß ihr Gebiet das über den niedern Sphären der Vernunft und Erfahrung liegende Gebiet des Glaubens ist, auf welchem himmlische, übersinnliche und göttliche Wahrheiten erkannt und der Seele des Menschen zu ihrem ewigen Heil anschaulich und faßlich gemacht werden sollen. Wenn die theologische Wissenschaft auch formell wie jede andere weltliche Wissenschaft behandelt werden kann, so ist sie doch wesentlich oder materiell so unendlich verschieden von jeder andern Dis-

ciplin der menschlichen Erforschung und Erkenntniß, daß man sich in der That wundern muß, wie ein System aufkommen konnte, welches die heiligen und geheimnißvollen Gegenstände der Religion in derselben Weise tractiren wollte, wie eine profane Lehre. Wie kläglich aber der Rationalismus seine Rolle zu Ende gespielt hat, das zeigt sich an dem Ueberdrusse, an der Verachtung und an dem Spotte, den ein so laut schreiendes und so unverschämt dominirendes System erfährt, dessen moralische Ohnmacht man jetzt nicht nur erkennt, sondern dessen furchtbare Schädlichkeit sich jetzt nicht mehr in Abrede stellen läßt. Zwar hat er sich lange in seiner Halbheit umhergetummelt, dieser stolze, Welt und Menschen verblendende und beherrschende Rationalismus, und sich mit elender Feigheit vor seinen letzten Consequenzen gescheuet; allein, wenn er nicht mit völligem Schimpf, mit grotesker Schande enden wollte: so mußte er ein „Leben Jesu" aus seiner unholden Lache gebären, an welches David Strauß alle kritischen Resultate dieser Gott und die Schrift schändenden Doctrin setzte, und eine Verwüstung und eine Blasphemie der Evangelien wagen, wie dies entsetzliche Attentat ein Bruno Bauer begehen konnte. Zwar werden die Genannten keine Jünger des alten Rationalismus sein wollen; dazu werden sie zu stolz sein und mit Verachtung auf diese halbschlägige und feige Doctrin sehen; aber sie sind die letzten Spitzen dieses Systems, das selbst seine Solidarität mit den Freien Gemeiden nicht ableugnen und deshalb einen großen Werth darauf legen wird, solche Männer und solche Banden groß gezogen zu haben."

„Sie werden warm, Herr Markbrand, und ich bin diesem jugendlichen Feuer nicht abhold. Nur wünschte ich, daß Sie mir ohne technische Ausdrücke, ohne alle Phrasen ihren religiösen, oder wenn Sie wollen, theologischen Standpunkt darlegten. Es liegt mir daran. Es ist dies wichtig für mich."

„Abgelehnt habe ich bereits alle sogenannte Vernunftreligion, nicht die allein vernünftige Religion, die ihre Lehren und Grundsätze aufstellt, verkündigt, verbreitet und vertheidigt, wie sie das göttlich geoffenbarte Wort Gottes in den prophetischen und apostolischen Schriften Alten und Neuen Testaments den Menschen, die aus Gottes Gnade dazu ersehen worden, überliefert hat. Ich glaube, daß diese Lehren der Schrift ihren faßlichsten und formgerechtesten Ausdruck in den reformatorischen Bekenntnissen gefunden habe; weswegen ich mich nicht nur rühme ein bibelgläubiger Theolog, sondern auch ein bekenntnißtreuer Anhänger meiner protestantischen, und zwar meiner lutherischen Kirche zu sein. Aus dieser Grundrichtung, aus dieser principiellen Auffassung folgen dann von selbst so viele andere Ueberzeugungen und Neigungen, daß ich ein entschiedener Anhänger eines strengen Positivismus bin, der dem Conservativismus auf dem politischen Gebiete entsprechen mag."

„So sind Sie also dem Stabilismus verfallen und scheuen den Fortschritt?"

„Es gibt etwas Feststehendes in der Religion, woran der Mensch, der sündige und elende Staub, nie rütteln darf, wenn er nicht in seinem Frevelmuthe untergehen will. Verspottung oder Verleugnung der ewigen Wahr-

heiten der Religion, der christlichen Religion, führt die Menschen an die scheußlichsten Abgründe der Sünde, wie wir dies bei der Französischen Revolution, und leider auch in dem Zerrbilde davon auf deutscher Erde in jüngster Zeit gesehen haben. Nur da ist Fortschritt, heiliger und gesegneter Fortschritt, wo die Liebe und die Begeisterung für das Werk Jesu wächst; da aber ist Rückschritt, Zerstörung Jerusalems durch das scharfe Heidenschwert, wo man sein Wort als nicht mehr zeitgemäß, als nicht mehr als unwandelbares Gotteswort anerkennen will. Unsere Zeit starrt von revolutionären Elementen, wie sie die Menschenvergötterung und der rohe Materialismus immer erzeugt; darum ist es nothwendig, daß wir auf Reformation dringen, auf Reformation des ausgearteten Christenthums, und diese kann immer nur zurückgehen auf Christus und die Apostel, wie das auch Luther und seine Freunde gethan haben."

„Sie sind doch aber frei von Methodismus, von, lassen Sie es mir sagen, von Muckerei und Beterei?"

„Geehrter Herr Baron, ich bin zu sehr an Methode gewöhnt, als daß ich nicht auch meine religiösen Uebungen in einer gewissen Ordnung, für gewisse Zwecke und mit andachtsvoller Weihe anstellen sollte. Ich bete, bete gern und freudig, weil mich das glücklich macht, zum Guten spornt und in Aengsten tröstet. Ich bin um so heiterer und den Menschen zugänglicher, und für ihre Freuden und Leiden empfänglicher, wenn ich meine religiösen Pflichten erfüllt habe. Ich bin mit einem Worte, wenn das die Bescheidenheit zu sagen erlaubt, gern ein

frommer Mensch; aber ein Kopfhänger bin ich nicht. Ich hasse allen Pharisäismus wie die gröbste Sünde."

„Der Punkt ist unter uns bereinigt, lieber Herr Markbrand; ich hoffe, wir werden uns weiter verständigen. Ich danke Ihnen für die offene und entschiedene Mittheilung Ihrer Ansichten. Ueber das andere, was vorläufig unter uns in Betreff des Unterrichts meiner Kinder, die ich Ihnen gern anvertraue, zu verhandeln ist, werden wir bald zu Stande kommen."

Fritz fügte sich ohne Umstände in den Wunsch des Barons, den Unterricht erst mit nächstem Montag beginnen zu lassen, und dann überhaupt mit wenigen Unterrichtsstunden anzufangen, damit den Kindern noch die möglichste Freiheit zu ihren jugendlichen Spielen überbliebe und die Schule nicht zu einem Kerker würde. Dagegen war auch der Baron damit vollkommen einverstanden, daß auf des Hofmeisters Vorschlag der zu entwerfende und dann zu befolgende Lehrplan nach Maßgabe des üblichen Gymnasialcursus eingerichtet werden sollte, damit den Kindern unter Umständen die Möglichkeit einer Aufnahme in eine höhere Lehranstalt offen gehalten werde. Da beide Aeltern sich von diesen so theuern Zwillingen so früh nicht trennen wollten, da ihr ganzes Herz an diesem muntern Knabenpaare hing, so mochte sie auch der Baron nicht auf eine Cadettenanstalt bringen, wie es mit dem ältesten Sohn geschehen war. Sie waren in ihrer zartesten Kindheit von einer Bonne in den ersten Elementarkenntnissen unterrichtet; dann waren sie dem Lehrer des Orts anvertraut worden, und mit dem Eintritt der Frau von Debonal

in die Familie, hatte auch diese mit theilgenommen an der Unterweisung dieser Lieblinge aller. Der Vater schlug ihre Kenntnisse, namentlich den Zusammenhang und die Ordnung ihrer Kenntnisse und Fertigkeiten nicht hoch an; allein da sie eben noch jung und dabei kräftig und gelehrig waren, so würde man doch gewiß bald auf befriedigende Fortschritte und Leistungen rechnen können. Er versehe sich in dieser Beziehung zu der Geschicklichkeit des Herrn Hofmeisters des Besten. Nachdem diese Sache, für den Augenblick die wichtigste, geregelt war, sprach der Baron noch einige Wünsche in Betreff der von dem Hofmeister zu beobachtenden Aeußerlichkeiten aus, wobei er nicht unterlassen konnte, mit einem gewissen Nachdruck zu bemerken, daß ihm an einer strengen Beobachtung derselben liegen müsse, und daß ihm nichts mehr zuwider sei als eine salope Wirthschaft, wie er dies so in jeder Beziehung meine. Dann aber zeigte er sich dem Hofmeister von der liebenswürdigsten Seite, indem er ihm so manches zur freien Disposition stellte, was einem jungen, lebenskräftigen Mann nur angenehm sein kann, worunter auch der Hellfuchs begriffen war, dessen die Kinder gestern so fröhlich gedacht hatten. Mit Schlag neun Uhr reichte der Jäger die Zeitungen herein, die Fritz jeden Tag eine Stunde später auf seiner Stube haben würde, die er aber auch lesen müsse, damit ein politisches Gespräch im Hause möglich wäre, ohne erst einen politischen Freund aus der Nachbarschaft dazu zu beordern. Die Frauen seien zu solchen ernsten Dingen nicht geeignet. Ihnen sei auch besser mit Mode- und belletristischen

Journalen gedient. „Und nun, Herr Hofmeister, Mittag sehen wir uns bei Tische wieder; ich empfehle mich Ihnen" und damit war der Hofmeister vom gnädigen Herrn entlassen.

Fritz merkte, daß Beruf und dienstliche Stellung keine homogenen Begriffe seien.

Sechstes Kapitel.

Die leichte Umstimmung der Jugend.

Obgleich sich der junge Hofmeister sagen mußte, daß ihm nichts geschehen war, worüber er sich mit Grund hätte beklagen können, so war er doch empfindlich gestimmt. Es war das erste mal in seinem ganzen Leben, wo er sich in einer untergeordneten Stellung fühlen mußte. Junge Leute seines Schlages wachsen in froher Freiheit und ungenirter Unabhängigkeit auf; darum wird es ihnen nachmals auch so schwer, sich in die gegliederten Verhältnisse, in die nothwendigen Ordnungen des Lebens zu fügen. Sie erfahren es nie in ihren unbeschränkten Lagen, was es heiße, daß der höhere Stand verpflichte, d. h. sich Dinge gefallen lassen müsse, welche der Neigung und der Selbstliebe zuwider sind; sie bleiben unbekannt mit der frühen Gewöhnung, sich in den Willen von Höhergestellten zu fügen. Ihr Verkehr und ihr Umgang ist meistens mit ihresgleichen; die Hohen gehen ihnen weiter nichts an, als daß sie auch da sind, und Vorgesetzte haben sie eigentlich gar

nicht. Denn das Verhältniß des Lehrers zum Schüler kommt hier kaum in Betracht, weil es ein dem älterlichen verwandtes ist. Daher kommt aber auch bei allen diesen Leuten das Unbehagen, sobald sie in dienstlichen Sphären unter andere zu stehen kommen; das erste Gefühl von Untergebenheit ist für sie drückend und kränkend.

Wir wollen nicht sagen, daß dies der genau und klar erkannte Grund der gereizten Stimmung gewesen wäre, die sich im ganzen Gefühle des jungen Mannes bemerkbar machte. Er empfand eine gewisse Unbequemlichkeit in der Herzgegend. Er sehnte sich aus den hohen Mauern ins Freie. Geradeswegs schritt er über den Schloßhof und zum längst geöffneten großen Thore hinaus. Das Wohin war ihm gleichgültig, verlieren konnte er sich nicht; das Schloß mit seinen Thürmen und Zinnen beherrschte die Gegend. Es war wieder so menschenleer in diesen weiten Räumen; dem Städter, der an das lebendige Wesen der städtischen Straßen gewöhnt ist, muß die Menschenarmuth eines ländlichen Sitzes auffallen. Und wenn ihm jemand begegnet wäre? Ach, es war ja doch nur ein Fremder! Wo waren sie, die vielen bekannten Gestalten, die uns in der Vaterstadt begegnen, und die mancherlei Freunde unter ihnen, denen man ein Wort im Vertrauen sagen, die man um einen guten Rath fragen, deren Theilnahme in schlimmen Fällen man gewiß sein kann!

Die schöne Natur, unsere älteste, treueste, liebevollste Freundin entschädigt. Sie ersetzt uns die theilnehmenden, tröstenden Freunde. Sie richtet das gebeugte Gemüth auf, klärt das trübe Auge und erheitert das traurige

Herz. Sie gießt andere Gefühle in die aufgebrachte Brust. Sie beruhigt, versöhnt und läßt uns hoffen. Und der Mai in seiner Mitte war so schön. Und wie schön er sein kann, dessen erinnern wir uns noch aus unserer Jugend, wo wir noch Freude an den Blüten hatten, und an die herbstliche Frucht nicht eher dachten, als bis sie gereift vom Baume winkte. Jugend und Mai sind die schönsten Erdengedanken.

Sobald Fritz das ernsthafte und melancholische Thor hinter sich hatte, machte er einen Sprung, wir glauben fast in Wirklichkeit; obwol es eigentlich nur ein Aufschnellen seines Geistes war. Er bog zur Linken. Er wollte an den See, dessen westliche Bucht von seinem Zimmer aus zu sehen war. Ein breiter Weg schien dorthin zu führen. Er war zu beiden Seiten mit Ahornbäumen besetzt; eine schöne, ländliche Promenade neben dem Schlosse und den Schloßmauern, die den Zwinger einschlossen, mit ruhiger Hingabe an den Wanderer, entlang. An der südöstlichen Spitze, oder Ecke des Schlosses endete dieser Weg, oder schien sich vielmehr in zwei Arme zu spalten. Hier kam man auf ein kleines Plateau von mäßiger Höhe, das aber die sich unter ihm ausstreckende Weitebene vollkommen beherrschte. Hier war ein sogenanntes Belvedere, ein Tempel auf Säulen, ein Pavillon, von dem herab man in der That eine überraschende Aussicht genoß. In südöstlicher Richtung hin streckte sich der mehr länglich ovale als zirkelrunde, tiefblaue See mit niedrigen Ufern aus. Einige Ortschaften lagen so nahe daran, daß ihre Häuser und Bäume sich darin spiegelten. Hinter dem See, gleichfalls in südöst=

licher Richtung und etwa eine Achtelmeile davon entfernt, hob ein mächtiger Forst an, der sich in weiter Ausdehnung auf die Landschaft legte und dadurch an Massenhaftigkeit gewann, daß er auf einem wellenförmigen Grund und Boden stand. Dadurch erschien der dunkle gelagerte Riese so kräftig an Gliedern. Sein Hauptinhalt schien das dunkelgrüne Nadelholz zu sein, doch wechselten mit dem Schatten auch viele helle Lichter, wenn das Wolkenspiel des Himmels dies so fügte. Die übrigen anliegenden Gelände waren Fruchtgefilde, und das Gesegnete der Landschaft drängte sich auf. Der Tempel trug, wie alle Gebäude dieser Art, eine Inschrift an dem Friese und der Kuppel. Sie war erbauet diese Halle, um dem Wanderer einen freien, schönen Blick in die Natur zu verstatten, und zur Anbetung dessen zu mahnen, der diese große Welt ins Dasein gerufen. In der Regel sind diese Inschriften sehr gesucht und geschmacklos; sie sollten schweigen, wenn die uns umgebende Natur etwas viel Besseres zu sagen hat. Nur dann fühlen wir uns angesprochen, wenn die Worte unsere Stimmung treffen. Aber die Worte sind so hartnäckig einerlei, und unsere Gefühle wechseln so oft. Und wenn man das immer wieder lesen soll, ihr wißt, wie fade das am Ende wird und wie zum Spotte reizend. Und doch kann man es nicht lassen, die ärgerlichsten Zeilen muß man immer wieder und wieder lesen, wenn sie an Schildern, Frontispizen und Säulen prangen. Das Ding hatte zugleich einen Titel: „Wilhelminens Höhe“, und eine Jahreszahl, wahrscheinlich von Bedeutung: 1846. Dies machte einen Eindruck

auf Markbrand; doch wußte er nicht, warum es gerade kein angenehmer war. Auch Worte, deren Sinn für uns räthselhaft ist, üben oft einen geisterhaften Einfluß auf uns aus. Markbrand hielt sich kaum die wenigen Minuten in diesem wirklich schön gelegenen Tempel auf, die erforderlich waren, um die aufdringlichen Worte zu lesen, die des Wanderers Aufmerksamkeit erregen sollten. Es gibt redende Gebäude, deren Mittheilungen immer eine schaurige Wirkung auf uns ausüben, und wir entweichen ihnen, wenn wir allein sind. Wir wünschen nicht, von ihnen angesprochen zu werden, es ist uns unheimlich. Es gibt Stellen, zu denen wir einmal kein Vertrauen haben. Der fast übersanfte Abhang bis zu jener Bucht im See war mit dem schönsten Rasenteppich belegt, mit allerlei bunten Blumen durchwirkt, hier und dort mit einem einzelnen malerischen Baume, mit einer Gesträuchgruppe, selbst mit einem gewählten Blumenbeete besetzt, in guter englischer Manier. An dem nördlichen Ende der Bucht war ein köstliches Bosket angebracht, herrlich jetzt strahlend von allerlei blühendem Gehölz; auch aus ihm ließ sich die Bedachung eines kleinen Häuschens, oder vielmehr einer sogenannten Mooshütte wahrnehmen. Es war die bekannte Naturarbeit. Die Form war die einer Einsiedelei. Dahin richtete der junge Markbrand seine fast flüchtigen Schritte. Die Landschaft war ihm mit einem mal so offen, so weitläufig wie die Welt, wenn der Heimatlose keine bleibende Stätte finden kann. Das Gebüsch mit dem Birkenhäuschen war so einladend, so traulich! Es war ein Asyl für die aufgeschreckte Seele. Man sah auch

durch das Gebüsch feine goldgelbe Wege schimmern, und an dem Ufer wiegte sich eine Gondel, die nur des Ruderers harrte, um den schönen See zu befahren. Auch war in einiger Entfernung von dem Gebüsch im See hinein ein kleiner künstlicher Felsen aufgethürmt, und auf demselben war ein Schwanenhäuschen; doch sah man keinen dieser sanften Gleiter auf des Gewässers stillen Wogen. Fritz ward hingezogen zu der kleinen Einsiedelei an einem unsichtbaren Sehnsuchtsbande. War er doch auch so allein und seinen Gefühlen und Gedanken allein vertraut. Das Gebüsch nahm ihn freundlich auf. Unendliche Wohlgerüche strömten auf ihn ein. Er wollte einen Augenblick ruhen, wenn es möglich wäre, und seine Augen in dem frischen Hauche baden, den der anmuthige See entsandte. Er trat in die Klause. An einer eisernen Tafel mit goldenen Buchstaben stand geschrieben: „Helenens Lieblingsstelle. 1850.“

Auch diese Inschrift übte eine Wirkung auf unsern Fremdling aus. Nicht weh' that sie dem Herzen, sondern in einer Weise wohl, wie er es nie empfunden hatte. Dieses Wort bekam Klang, Farbe, Gestalt, feierlichen, anbetungswürdigen Inhalt für ihn, nur daß er sich dies nicht deuten konnte. Er war sich dessen vollkommen bewußt, daß er allein in dieser lieblichen Hütte war, und doch sah er sich um, ob ihn dennoch nicht jemand belausche und ihn in seinen sonderbaren Betrachtungen und Handlungen überrasche. Was kann ein Wort in der Welt thun und an einem Herzen ausüben, wenn es nicht blos an den Augen und an der Reflexion vorübergeht, sondern auch in der Seele sich festsetzt und

Gestalt gewinnt! Was kann es thun, wenn es das Thema zu unendlichen Variationen wird, welche die Phantasie improvisirt! Dies eine Wort fesselte ihn mit eudämonistischer Gewalt an die Stelle, wo er stand; sie ward ihm eine Weihestelle, obwol es nur die Lieblingsstelle einer andern Person sein sollte; sie ward ihm in der That zu einer heiligen Kapelle, deren Form sie hatte, und zu einem hehren Raume, in welchem Engel ihre heiligen Dienste verrichten, die Seelen der Sterblichen vor den Gefahren der Sünde zu bewahren und in den reinen Aether der himmlischen Seligkeit zu leiten. Wir eifern so heftig gegen alle, die sich einer Idololatrie schuldig machen, und hier war ein junger Mensch, der im Stande war, einen Namen anzubeten, und ohne sich nur die geringste Rechenschaft darüber ablegen zu können, warum. Seid ihr nie jung gewesen? Habt ihr nie Namen angebetet? Habt ihr sie nie in eure heiligsten Gebete und Gedanken gemischt? Haben sie euch nie in die lieblichen Gefilde der Poesie gelockt? Habt ihr sie nicht in den frischgefallenen Schnee geschrieben, aus Blumen zusammengeflochten, auf heimlichen und kühnen Stellen zu verewigen gesucht? Wäret ihr nicht mit jedem zerfallen, der mit diesen euch so theuern Namen einen losen Scherz hätte spielen wollen? Namen können Personen sein und — dann sind sie mit zauberhafter Gewalt begabt. Nicht mit der zufriedensten Laune war der Fremdling auf diesem Boden von jenem stolzen, luftigen Tempel mit dem gebieterischen Namen „Wilhelminens Höhe“, in diese von blühendem Gesträuch umgebene stille Mooshütte hinabgestiegen — und sein

Herz empfand anders, fühlte sich angesprochen, ja angeheimelt von der frischen Natur, die ihn hier umgab, freundlich aufgenommen in dieses stille Asyl, und er fand es eben schön auf dieser fremden Erde, schön zum Bleiben, zum ewigen Bleiben. Alle Unannehmlichkeiten flohen, denn der unsichtbare Schutzgeist, der aus diesem Namen sprach, nahm sich seiner wohlwollend an, versprach ihm mit Worten, die unnachahmlich klangen, alle Bitterkeiten zu versüßen und alle Thränen aus den Augen zu wischen. Und es quoll eine Thräne aus seinen Augen, und diese Thräne kam aus einer so tiefen Quelle seines Herzens, daß ihr Gefühl ein bisher von ihm ganz unerkanntes war — es war so süß! Er hätte recht viel Thränen dieser Art vergießen mögen; denn er wollte nicht einen Schmerz ausweinen, sondern eine unendliche Freude benetzen, wie der Thau die zartesten Blumen benetzt. O schönes, erstes Schwärmen, wie bist du der Jugend himmlisches Glück; wie bist du das letzte Streifchen Morgenroth des so traurig verlorenen Paradieses!

Wir wollen nicht genau nachrechnen, wie lange dies Sinnen und Säumen unsers jungen Freundes auf dieser wunderbaren Stelle dauerte. Wir wollen ihm auch keinen Vorwurf darüber machen, daß er nicht weiter in die Landschaft drang, die doch so einladend vor ihm lag. Als er endlich erwachte und seine Uhr um seine Abwesenheit fragte, warf ihm dieselbe eine kleine Schwäche vor, es war um ein Phantom, um ein Nichts etwas lange gewesen. Er mußte sich losreißen von dieser heiligen Halle, wo für ihn und für seinen geheimnißvollen Opferdienst ein unsichtbarer Altar errichtet war.

Er sprach's nicht aus, aber er gelobte es dem angebeteten Namen, daß er wiederkommen, daß er dieser Kapelle ein treuer Priester bleiben werde.

Er ging mit Schritten, denen man die Gewalt ansah, die ihnen angethan wurde. Mehr als einmal blieb er stehen, mehr als einmal sah er sich um, und immer und immer wieder war das Schönste in der ganzen Landschaft: „Helenens Lieblingsstelle". Er kam zurück ans altersgraue, stolze, aristokratische Schloß. Es erschien ihm leutseliger, milder, einladender. Sie mußten ja darinnen wohnen, die den kleinen Blütenhain am See geschaffen, mit dem Mooshüttchen im traulichen Schatten, mit dem frischen Athem, der es umwehete. Es waren ja doch gewiß gute, empfindungsvolle Seelen, die solchen Willen gehabt, solchen Geschmack am wahrhaft Schönen. Und der unvergeßliche Name mußte ihnen doch theuer sein. Wie wenn der Name noch einer lebenden, in dem Schlosse lebenden Seele gehörte!? Wie liebenswürdig würde sie sein, die einen solchen Namen trug. Wie gern würde jeder unter demselben Dache leben, wo sie die Morgensonne grüßte und die schimmernden Sterne der Nacht um ihr geheimnißvolles Leuchten fragte. Und er hatte den Namen schon gehört. Es zuckte über seine Seele wie ein schneller feuriger Blitz. Ein lindes Beben ging mit unbestimmtem Gefühl über seine Glieder. Aber er schritt dann fröhlich über den Schloßhof. Der alte Treppenthurm seines Flügels war ihm schon ein alter, lieber Bekannter. Er tanzte die Wendelstiege hinan. Er sang wie sonst eine der kleinen Uhland'schen Romanzen. Wir hören's hinschallen auf den weiten

Corridor: „In Gras und Blumen läg' ich gern, wenn eine Flöte tönt von fern, und wenn hoch oben an dem Himmel hin, die leichten Frühlingswolken ziehn." — Wie leicht ist doch die Jugend umgestimmt.

Er trat in sein liebes, trauliches Zimmer. Die Zeitungen lagen pünktlich auf dem Tische. Zehn war bereits vorüber. Er eilte ans Fenster. Er suchte mit den ungeschwächten Jünglingsaugen den blauen See, das blühende Gebüsch, die stille Hütte. Aber von hier aus war der köstliche Punkt nicht zu sehen, um den zu bleiben er längst beschlossen hatte. Vor einer Stunde waren ihm andere Gedanken näher. Wenn auch nicht die Pflicht, die Artigkeit gegen den Baron zwang ihn, die lästigen Zeitungen in die Hand zu nehmen. Es war das halbofficielle Blatt mit jener in der politischen Welt so wohlbekannten altliberalen Färbung. Es war das Organ der Gothaer Partei. Markbrand hatte die Halbheit, den guten Willen ohne energische Mittel, das den Umständen Rechnung Tragen, die absolut gewordenen Grundsätze einer doctrinären staatswissenschaftlichen Schule, die constitutionelle erborgte Schablone dieser Partei oftmals nennen hören, und nun war er an diese politische Krippe gebunden, die dem jugendlichen Rosse seines Geistes zu wenig bekömmliche Nahrung zu bieten schien. Aber er las, weil er lesen mußte; weil er gefällig sein wollte. Er bemühete sich, die Zeichen der Correspondenten sich zu merken und dann etwas weniges aus ihren Leitartikeln in sich aufzunehmen. Er war an das Regelnlernen, an das Zahlenlernen aus der Grammatik und Geschichte gewöhnt. Er speicherte etwas auf, und sein

Gedächtniß war ein ziemlich zuverlässiges Waarenlager, auch wenn die Fässer und Ballen etwas regellos durcheinandergeworfen waren. Es gibt keine entsetzlichere Arbeit, als ohne Interesse eine Zeitung lesen; es gibt nichts Verworreneres, als ohne alle Vorbereitung mitten in den politischen Weltwirrwarr versetzt zu werden, besonders in den gedruckten. Bei guter Laune kann man sich eine Zeit lang an dem Hahnenkampfe der Journalisten ergötzen. Aber was gehen uns groß die Ministerwechsel in diametral entgegengesetzter Weise an, was die politischen Sendungen gewiegter und ungewiegter Staatsmänner, die verunglückten Attentate der Italiener und die barbar schen Deportationen der politisch Gravirten nach Cayenne oder Sibirien, was die Depeschendiebstähle und die möglichen Kammerauflösungen, wenn wir uns mit angenehmern Dingen zu beschäftigen wissen. Es gehören zu allen Dingen die rechten Stimmungen. — Leicht aber ist die Jugend umgestimmt.

Siebentes Kapitel.

Achtung allen gerechten Thränen.

Endlich erschien Sauzet gegen halb zwei Uhr in der Deputirtenkammer und nahm seinen Sitz auf dem Präsidentenstuhle. Die tumultuöse Sitzung der Abgeordneten des Volks, am 24. Februar des gewitterreichen Jahres 1848, in welcher in kurz aufeinanderfolgenden Stößen die bisherigen Säulen des Staats aus ihren Fugen und Verbänden gerissen wurden und ein Anspruch nach dem andern, den die usurpatorische Dynastie der Orleans noch zu erheben versuchte, gegen den immer kräftiger werdenden Volkswillen aufgegeben werden mußte, wird bald die Kraft und das Ansehen auch dieses Vorsitzenden einer legalen Versammlung nicht mehr ausreichend finden. Doch noch ertönte seine Glocke. Und noch brachte sie einige Ruhe in das tosende Meer. Da stieg ein junger Offizier auf die Tribüne des Präsidenten und flüsterte ihm einige Worte ins Ohr. Der Präsident erhob sich und kündigte der Versammlung stehend an: „Meine

Herren, ich melde Ihnen die Ankunft der Herzogin von Orleans."

Es lag Bürgschaft, Muth und Bewunderung in der Wirkung dieser Worte. Drei Stühle wurden unter die Tribüne gestellt, dem Präsidentenstuhle gegenüber. Die größere Mittelthür des Saales öffnete sich und Helene von Orleans in Trauerkleidern, ihre beiden Prinzen zur Seite fest mit ihren Händen haltend, schritt durch die aufgeregte Versammlung der Männer, und die Mutter, die ihre Kinder löwenmuthig vertheidigt, und die Fürstin, die ihre Ehre fordert, erzwang sich in diesem Augenblick so hellentbrannter Leidenschaften hohe Achtung.

Der Verlauf dieser Scene steht, in die Geschichte des französischen Volks geschrieben, auch für die Nachwelt da, die dieser Frau ebenso viel Bewunderung und Gerechtigung zollen wird, wie sie den feigen Sturz Ludwig Philipp's dem bösen Gewissen zuschreiben kann, das dem verrätherischen Namen Orleans folgen wird, wohin er auch fliehen mag.

Helene von Mecklenburg blieb unter tausend Schrecken und Gefahren, bis nichts mehr zu hoffen war, bis der Ruf der eingedrungenen Menge die Oberhand gewann: „Pas de Bourbons! A bas les traitres! Pas de régence! Un gouvernement provisoire immédiatement!" Das waren die Stimmen eines Weltgerichts aus ungezählten dämonischen Kehlen.

Helene von Mecklenburg versuchte durch die Thür hinter den Bänken der äußersten Linken aus diesem furchtbaren Gewühle zu entkommen. Es kam ein Andrang von einer entgegengesetzten Seite. Ein gewaltiger

Stoß schleuderte sie gegen die Glasthür des Salle des Pas-perdus. Die Thür gab nach. Sie kam hindurch. Zwei Arme schützten sie vor einem unwürdigen Falle. Sie fand augenblickliche Zuflucht im Invalidenhotel mit dem ältesten Prinzen. Der jüngere, Charles, blieb in dem Gange unter den Füßen der Menge. Mit ihm war zugleich der junge Offizier, der die Herzogin schützte, zu Boden gestoßen. Es war ein Ordonnanzoffizier der königlichen Garde, — Charles de Debonal war sein Name.

Ein Pedell des Hauses rettete den Sohn Frankreichs, der unter den Füßen des Volks das traurige Los eines Bourbon erntete. Er kam in die Arme seiner edeln Mutter zurück, die es werth gewesen wäre, Königin dieses stolzen Landes und Mutter seiner Thronerben zu sein. Charles von Debonal war auf den Tod verletzt durch einen riesenmäßigen Kolbenschlag auf seine Brust und durch die roheste Mishandlung, die der ohnmächtige Mann in der königlichen Uniform in diesem wilden, unzurechnungsfähigen Getümmel erlitt. Er ward auch, vielleicht aber zu spät von mitleidigen kameradschaftlichen Armen aufgehoben, in einem Fiaker nach seinem Hotel in der Rue St.-Denis gebracht. Man übergab den halbtodten jungen schönen Mann einer ebenfalls jungen und schönen Frau. Es war seine angebetete Gemahlin Emilie von Acremont. Ein Blutsturz konnte ihn nicht retten. Er verblich nach drei qualvollen, thränenreichen Tagen in ihren treuen Armen. Und es gab eine Witwe von Debonal.

Emilie war untröstlich. Die heiligste Liebe hatte sie mit diesem Manne der edelsten Eigenschaften auf eine

begütigende Weise verknüpft. Sie selbst war eine Waise von der Julirevolution her. Ihr Vater, der damals in Paris lebte und so glücklich war, als beliebter Künstler seine reichlichen Bestellungen immer zur Zufriedenheit seiner alten und neuen Kunden zu liefern, auch sein anständiges Auskommen, freilich bei bescheidenen Ansprüchen, zu finden, mußte traurigerweise, wie es schien, dem Verhängniß seiner Familie erliegen. Er war in reichen, aristokratischen Verhältnissen geboren. Die gewählteste Erziehung und Ausbildung seiner Talente war ihm zutheil geworden. Sein ausgezeichnetes Geschick im Zeichnen und Malen hob ihn unter der Leitung tüchtiger Lehrer über die gewöhnliche Grenze des Dilettantismus hinaus. Er errang die rühmlichste Meisterschaft im Porträtiren. Seine Bilder waren sprechend. In ihnen war das vollste, innerste Leben derer wiedergegeben, die sie darstellten. Die Bilder in Miniatur auf Elfenbein oder Email von seiner Hand waren reizend und werthvoll. Sie eigneten sich zu den erwünschtesten Geschenken. Sie gingen reißend ab. Sie wurden in spätern, bedrängten Zeiten seine Nahrungsquelle, sein ehrenvolles Brot, sein einziger Trost und seine einzige Freude in seiner Familie, die ihn mit einer Liebe beglückte, wie sie eine Gattin, die ihren Gatten nach seinem ganzen Werthe zu schätzen weiß, und eine einzige Tochter, die mit Leidenschaft an ihrem zärtlichen, immer freundlichen Vater hängt, nur zu geben vermag. Dieser Mann, seiner politischen Richtung nach ein Bonapartist, sucht in den Club seiner Gesinnungsgenossen zu kommen, um einen möglichen Antheil an der Revolution in seinem

Sinne zu nehmen und wird, indem er die Tricolore auf einer Barrikade aufpflanzen will, von einer gegnerischen Kugel durchbohrt. Sein Blut tränkte Frankreichs Erde. Seine Witwe legte Trauerkleider an. Sie war noch jung und starb doch bald vor Kummer; eine Anlage zu einer verzehrenden Krankheit, deren täuschende Rosen auf ihren zarten, oft so durchsichtigen Wangen flammten, ward durch diesen grausamen Schlag des Schicksals ausgebildet und zur Beschleunigung ihrer verderblichen Wirkungen getrieben. Mit schweren Seufzern, den Zeugen ihrer großen Sorgen, aber mit frommen Gebeten sank sie in den alles bedeckenden Todesschlaf. Ein Engel weinte an ihrem Lager und rang die kleinen Hände; es war die nun vater- und mutterlose Waise Emilie d'Acremont.

Doch der Herr, der unser aller Schicksal ordnet, hat schon für einen Beschützer dieses reizenden kleinen Mädchens gesorgt. Kindesthränen können noch getrocknet werden, und ein Kind entwächst auch noch dem ernsten Bilde früher Särge.

Während der Krankheitszeit der immer schwächer werdenden Mutter erschien an dem Prüfungslager derselben in fleißiger Regelmäßigkeit der schon sehr hochbetagte protestantische Prediger der Gemeinde, zu welcher die protestantische Familie d'Acremont gehörte, um der sorgenschweren Hinschwindenden den Trost und die Stärkung des evangelischen Glaubens zu spenden. Wie gern wäre die Schwergeprüfte ihrem geliebten Gatten in die Gefilde himmlischer Ruhe gefolgt, wo es keine Stürme, Schmerzen und Trennungen mehr gibt, wo die

schweren und müden Fesseln der sehnsuchtsvollen Seele abgenommen werden; allein es gab noch ein Band, welches die Sterbensbereite an diese thränenreiche Erde knüpfte und welches unzerreißbar schien, obschon sich ein Lebensfaden nach dem andern löste: es war die mütterliche Liebe zu dem einzigen Kinde. Es gab keinen Verwandten mehr, dem sie diesen heiligen Schatz ihres Herzens hätte anvertrauen können. Sie waren alle, sowol von ihrer als von ihres edeln Gatten Seite alle dahin, alle Opfer der religiösen oder der politischen Stürme geworden, die mit entsetzlichen Verwüstungen über das schöne Frankreich gezogen waren. Auch lebte ihr kein Freund, dem sie ein so theueres Vermächtniß weihen konnte. Der fromme, glaubensinnige Seelsorger war der einzige, auf dessen Hand sie ihre heißen Thränen fallen ließ, und dem sie ihre bängsten Sorgen anvertrauete. Sie starb ruhig, ergeben, mit Sehnsucht nach dem Frieden einer bessern Welt, nachdem sie sein heiliges, väterliches Versprechen hatte, daß er seine Hände über ihr Kleinod breiten, daß ihr theueres Kind sein Kind, die Freude und der Segen seines Hauses werden sollte, da ihm die Vorsehung das Glück eines eigenen Kindes versagt und seine Gattin bereits das Zeitliche gesegnet habe. Er würde sich fortan der Erziehung dieses Kindes mit aller Freude und mit dem ganzen Eifer seiner kinderliebenden Seele widmen, und er zweifle keinen Augenblick, daß er bei diesem gottgewollten und gottgesegneten Werke die theilnehmendste Unterstützung seiner einzigen, edeln, unverheiratheten Schwester finden würde, und der er gewiß, da sie ein Herz habe wie er, ja noch

viel reiner und tugendhafter, gottgeweiheter als er, kein köstlicheres Geschenk von einer sterbenden, frommen Mutter übergeben könne, als ihr einziges geliebtes Kind, dem sie Pflegerin, Erzieherin, Freundin, Mutter sein sollte.

Emilie ward durch die unsichtbare, himmlische Gnadenhand Gottes aufs liebevollste geführt. Sie ward mit einer solchen Zärtlichkeit umgeben, daß sie ihren Waisenstand kaum fühlen konnte. Sie ward mit so viel Hingabe und Treue erzogen, daß sie kein Kind um seine Aeltern beneiden durfte. Sie hatte ein glückliches Jugendspiel. In seltener und reiner Harmonie entwickelte sich ihr Wesen. Ihre Schönheit strahlte. Ihre Talente glänzten. Ihre Tugenden blüheten in bescheidener Stille und bereiteten die Früchte vor, die sie tragen würden. Sie war die persönliche Anmuth und Liebenswürdigkeit; aber auch die reinste, vollkommenste Freude, der dankbarste, ja der verzeihlichste Stolz ihrer angebeteten, theuern Pflegeältern.

Als sie am heiligen Osterfeste zum ersten mal mit der Gemeinde die heilige Communion feierte, richteten sich auf die damals funfzehnjährige Jungfrau ein paar glühende, begeisterte Augen, die von dieser seltenen Schönheit hingerissen wurden und dieselbe nicht wieder vergessen konnten. Karl von Debonal, auch reformirten Glaubens, war ein eifriger Anhänger seiner Kirche, um die seine Väter gekämpft und geblutet hatten. Er nahm das heilige Abendmahl auch an diesem Tage; aber wenn auch seine Andacht himmlisch gestört war, so war sie doch gestört und die Unruhe eines bis ins Innerste

seines Herzens verwundeten Jünglings begann. Wenn ihn an diesem Tage eine weltliche Eitelkeit in die bescheidene und fast versteckte Kirche seines Glaubens begleitete, so war es nicht die auf seine Schönheit; denn dies beschlich den Jüngling von kräftigen Anlagen nicht, sondern eine für seine Jahre und für sein männliches Geschlecht verzeihliche. Er gefiel sich in seiner reichen und glänzenden Uniform, die er als einer der jüngsten Lieutenants der königlichen Garde trug. Und der junge Mann mit dem ganzen Zauber der aufblühenden männlichen Kraft und Schönheit, und mit dem glänzenden Staate seines Standes, erregte Aufsehen — und auch zwei andere Augen fühlten sich geblendet —, aber auch nur das; denn die Andacht eines frommen weiblichen Herzens, das zum ersten mal die Allgewalt des heiligen Altarcultus fühlt, ist doch so rein und lauter, daß Erdengedanken über Himmelsgefühle nicht die Oberhand gewinnen können.

Es liegt nicht in dem Plan der Geschichte, der wir das Hauptinteresse der Leser zuwenden wollen, diese Nebenpartie so ins einzelne zu behandeln, daß wir die Herzensangelegenheit der beiden jungen Leute, die sich nie wieder vergessen konnten, bis in alle ihre Einzelheiten verfolgen möchten. Der junge Mann hatte einen Mittelpunkt seines Daseins, seines Denkens, Fühlens, Strebens gewonnen, nach welchem es ihn zog, nach dem Gesetze der Anziehungskraft, nach welchem auch in der psychischen Sphäre der lichtvollere, stärkere und heiligere Körper den andern verwandten an sich zieht. Er näherte sich diesem Anziehungspunkte in der stetigen Weise einer

spiralförmigen Kreisbewegung, bis er am Herzen derjenigen lag, die für ihn eine Welt, ein Himmel, eine Seligkeit war.

Der Herr von Debonal durfte das Haus seines Pfarrers besuchen; er wurde von den Pflegeältern Emiliens mit einer Freundlichkeit behandelt, die jeden Zweifel entfernte, wie gern er gesehen wurde. Das Verhältniß der jungen Leute wurde in der zartesten Weise genährt; nur daß der junge Offizier erst eine höhere Charge abwarten mußte, um förmlich um die Hand seiner angebeteten Geliebten anhalten zu können. Eine Unterbrechung der glücklichsten Gemeinschaft trat dadurch ein, daß der Lieutenant Debonal auf Veranlassung seines hohen Gönners, des Herzogs von Orleans, auf eine Zeit lang zu den neuerrichteten Vincenner Jägern, der Lieblingswaffe des Kronprinzen abcommandirt wurde, und in der Eigenschaft eines Offiziers der Suite eine kurze Campagne in Afrika mitmachen mußte; doch war dies eben die gesuchte Gelegenheit zu einem schnellern Avancement, das man von einflußreicher Stelle so gern beförderte. Früher, als es sonst der gewöhnliche Dienstlauf mit sich bringt, erhielt der Herr von Debonal sein Patent als Kapitän und wurde als solcher zur Garde nach Paris zurückversetzt. Frankreich hatte Grund gegen diesen, wie noch gegen manchen andern Nachkömmling jener Männer, die für das Recht, die Freiheit und die Ehre ihres Vaterlandes geblutet und alle ihre Habe geopfert hatten, in irgendeiner Weise gerecht zu werden. Die gegenwärtige Dynastie fühlte dies und that auch das Mögliche, soweit es nicht als

Parteilichkeit verschrien werden konnte. Der Hauptmann von Debonal warb in geziemender Weise um die Hand der fröhlich und köstlich aufgeblühten Emilie von Acremont, und nach einem glücklichen Brautstande, welcher den zärtlichen Pflegeältern die heitersten Stunden in ihre stille Behausung, die angenehmste Unterhaltung in ihre zurückgezogene Lage brachte, segnete der fromme Greis den Ehebund dieser geliebten Kinder mit den wärmsten Gebeten und reinsten Thränen, und unter den mancherlei theilnehmenden Seelen, die diesem feierlichen Acte in der reformirten Kirche beiwohnten, bemerkte man auch die edle, liebreiche Gestalt der Herzogin Helene von Orleans. Sie war es, die in üblicher Weise den Getrauten nach der Ceremonie ihre herzlichsten Glückwünsche darbrachte; ja es gefiel allen Anwesenden bis ins innerste Herz hinein, daß sie die Braut, die schöne Braut, erst auf die Stirn und dann auch in herzlichster Weise auf den Mund küßte, als diese sich vor der edeln Fürstin bis zur gebührenden Tiefe neigen und für die hohe und unverdiente Huld mit einem Saumkuß danken wollte. Auch die Herzogin, wie die übrigen gegenwärtigen Frauen alle, nahm eine Thräne mit ihrem weißen Tuche von ihrer Wange. Sie trat fortan in nähere Beziehung zu diesem liebenswürdigen jungen Ehepaare. Es waren ihre Glaubensgenossen, und zu diesen hat man doch immer das größste Vertrauen, wenn es die andern auch noch so gut meinen. Die junge Frau war oft zur Gesellschaft bei der Fürstin, und als diese der härteste Schlag ihres Schicksals traf, als sie selbst die frühe, allbeklagte Witwe wurde, da fand sie oft einen sanften Trost an

dem theilnehmenden, feinfühlenden Herzen ihrer jungen Freundin, der Frau von Debonal.

Es folgen dann oft die Störungen des Glücks, die Schläge des Schicksals, rasch hintereinander. Der alternde Prediger, der noch heitere Abendstunden nach einem thätigen Arbeitstage im Kreise seiner geliebten Kinder vor sich sah, ging eines schnellen Todes aus dieser wechselvollen Welt. Mitten im Gefühl der Gesundheit endete ein Schlagfluß ein Leben, das reich an Erfahrungen und reich an Segen war. Eigene Kinder konnten nicht aufrichtiger am Sarge ihres Vaters weinen und andächtiger die ersten Blumen auf sein Grab pflanzen, als es diese Kinder thaten, die Gott ihm auf seinem wunderbaren Wege zugeführt hatte. Etwa zwei Jahre darauf folgte auch die treue Schwester dem Bruder, um mit ihm die Gemeinschaft des seligmachenden Glaubens und der bleibenden Liebe in jenen Friedensgefilden zu theilen.

Als eine Zwischenergänzung müssen wir aber noch in der Geschichte der Frau von Debonal mit aufnehmen, daß ihr Großvater männlicher Seite als Colonel der alten Napoleonischen Garde auf Waterloos blutigen Gefilden blieb. Ihr Urgroßvater bestieg mit vielen der bravsten Girondisten das Schaffot der grausigen Revolution, und durch Familienlegende wußte sie, daß der größeste Theil der männlichen Debonals entweder den Tod oder die Verbannung der ungerecht verfolgten Hugenotten davon getragen hatte. Mütterlicherseits war auch der Stammbaum durch ähnliche Stürme zerrissen, und so hatte sie niemand auf dieser weiten Erde zur Stütze, zum

Troste, zur Freude, als ihren über alles geliebten Karl. Er war ihr alles, er ging ihr über alles. Sie verlor alles, als er in ihren Armen seine letzten Seufzer aushauchte. Sie war Waise, Witwe, ein Kind, dem Frankreich alles abgefordert hatte.

Charles von Debonal, einem alten, ruhmreichen, hocharistokratischen Hause angehörig, wußte auch von seinen Vorfahren, von seinem Vater abwärts bis zu den Hugenottenverfolgungen keine freudigern Nachrichten zu geben, als daß sie alle mit theuerm, echt französischem Blut für ihre Rechte und Freiheiten dahingegangen seien, und daß auf ihm das Erbe eines geachteten Namens und der erloschene Glanz eines ehemals reichbegüterten Hauses ruhe. Er sprach nie gern von der Geschichte seines Hauses. Und wenn er dem nicht ausweichen konnte, so legte sich stets ein düsterer Trübsinn um sein frohes, offenes Auge.

Es hätte ein neuer Familienzweig aus dem alten Stammbaum, der so viel Gewalt hatte erleiden müssen, aufblühen können; allein es war dies nicht in Gottes Rath beschlossen. Geschlechter blühen auf und gehen aus, wie Reiche erstehen und vergehen.

Emilie Debonal lebte nur kurze Zeit dem Schmerze, der ohnmächtig in sich selbst versinkt. Sie erhob sich über denselben, um der Liebe zu ihrem unvergeßlichen Gatten, um der Tradition ihres Hauses, um den Lehren ihres Pflegevaters Ehre zu machen. Sie übernahm mit männlichem Muthe die Sorge für sich. Sie stand allein und mußte ihre Hülfsquellen in sich selber suchen. Sie war wohl unterrichtet und besaß eine große Kunstfertig=

keit in vielen Dingen, die sich Damen höhern Standes gern anzueignen wünschen, aber nicht im vollkommenen Grade erreichen, weil tüchtige Leistungen nur möglich sind, wo die nöthige Ausdauer nicht fehlt. Sie wollte sich durch Unterricht eine angemessene Nahrungsquelle sichern, wie es einst ihr Vater gethan, dem auch das ausgebildete Talent erst zum Glanze, dann zum Brote diente. Und es gelang ihr bald, in einigen vornehmen deutschen Familien der Diplomatie die gewünschte Beschäftigung zu finden. Sie war des Deutschen mächtig von der Mutter, die eine Elsasserin war, und von ihrem väterlichen Lehrer und Seelsorger her, der ein gutes Deutsch aus Genf mitgebracht hatte. Sie liebte um dieser beiden willen diese Sprache, und das Volk, das sie sprach. Auch ihre angebetete Herzogin von Orleans hatte sie darum so gern um sich, weil sie sich mit ihr so traut in ihrer vaterländischen Sprache unterhielt. Aus dieser Liebe entstand allgemach eine Sehnsucht nach deutscher Erde; doch war diese Sehnsucht eine Täuschung, von der edle Seelen so leicht befallen werden, wenn sie sich aus einer gewissen Pietät gegen ewig ehrwürdige Dinge die reine Wahrheit nicht eingestehen wollen; ihre Sehnsucht nach Deutschland war ein Widerwille gegen Frankreich, das ihr alles, alles genommen hatte. Und als im Jahre 1850 die Silberschild'sche Familie aus der neubelebenden Luft des südlichen Frankreich, die der kränkelnden Baronin ärztlich angerathen war, über Paris zurückreiste und bei dieser Gelegenheit eine elegante, eine vornehme Erzieherin für ihre heranwachsende Tochter, die zehnjährige Helene, suchte, und Frau von Debonal von dem Legations-

rath der österreichischen Gesandtschaft als völlig qualificirt für diese Stellung empfohlen wurde, da verließ Emilie von Acremont die französische Erde, um auf fremdem Boden sich leichter mit der Unbill ihres bittern Schicksals auszusöhnen. Sie war Silberschilds bald mehr, als ihre eigentliche Stellung mit sich brachte. Sie ward ein hochgeehrter Schatz der Familie, an der alle mit gleicher Achtung und Liebe hingen.

Im Herbst des Jahres ihrer Uebersiedelung nach Deutschland ward sie eines Tags freudig überrascht von einem hohen, theuern Besuche. Die Herzogin von Orleans, mit der sie in ununterbrochener Correspondenz stand, weihete ihrer Freundin und Genossin schöner Zeiten und herber Opfer einige Tage, als sie einige ihr verwandte deutsche Höfe besuchte. Es gefiel der Herzogin bei Silberschilds, die dieser Frau, die bei allen Deutschen einen Namen des reinsten Klanges führt, mit aller der Ergebenheit entgegenkamen, worauf diese Dulderin und Heldin Anspruch hatte. Gern weilte sie an jenem See, wenn die Abendstrahlen den hellen Spiegel seltsam erleuchteten. Die Mooshütte, in jenem uns bekannten anmuthigen Gebüsch, war ein stetes Ziel für ihre gewünschte Ruhe. Um das Andenken an diese edle, still und tugendhaft tragende Fürstin zu ehren, ließ der Baron nachmals die eiserne Gedenktafel aufrichten, mit der Inschrift: „Helenens Lieblingsstelle. 1850.“

Die Schloßuhr hatte elf geschlagen, als der Hofmeister Markbrand bei Frau von Debonal eintrat, um ihr einen Besuch zu machen, wozu er sich kurz vorher durch seinen Bedienten die Erlaubniß erbeten hatte.

Frau von Debonal, diese schöne junge Frau, noch unter der Mitte der dreißiger Jahre, saß in der uns bekannten einfachen, aber geschmackvollen seidenen Robe vor ihrem Arbeitstisch, der in einer Fensternische stand, das Fenster ebenso wol durch die Vorhänge als durch hohe grüne Blattgewächse verdunkelt. Vor ihr auf dem Tisch lagen Monod's erbauliche Reden für trauernde christliche Kreuzträger und in einem Kränzchen von Vergißmeinnicht versteckt ein Porträt in Miniatur. Als sie sich zu dem Eintretenden umwandte, glänzten ihre großen dunkelblauen Augen von deutlichen Thränen, und das feine schmale, diesmal von Aufregung nur schwachgeröthete Gesicht, dessen Oval dadurch noch feiner erschien, daß sich um seine Schläfe bis auf den Zipfel des kaum bemerkbaren Ohres hinab ein dichter glattgelegter Haarzopf in der Gestalt und von der Farbe eines glänzend schwarzen fast ins Stahlblaue schillernden Rabenflügels legte. Die Frau war in ihrer Betrübniß nicht ohne die tiefste Rührung anzusehen, so sehr contrastirten Jugend und Schönheit mit Kummer und Zähren.

„Wenn ich irgend stören sollte", nahm Markbrand mit einer aufrichtigen Verbeugung und Theilnahme das Wort, „gnädige Frau, so bitte ich um gütige Verzeihung; doch da Sie mir's erlaubten, Ihnen meine ergebenste Achtung zu bezeugen — —"

„Ich habe um Ihren freundlichen Besuch gebeten, Herr Gouverneur, und wenn ich hätte vermuthen können, daß Sie meinem Wunsche so schnell Folge geben würden, so würden Sie mich in einer beherrschtern Stimmung finden. Aber Sie verzeihen mir, wenn ich Ihnen

die Ursache und die Heiligkeit meiner Thränen erkläre: der Sterbetag meiner lieben, seligen Mutter, deren lebendiges Bild sich in meine Kindesseele gedrückt, und deren wohlgetroffenes liebes Abbild, von der talentvollen und begeisterten Hand meines ebenfalls seligen Vaters, hier vor mir liegt, der Sterbetag dieser engelgleichen Mutter ist heute, und die dankbare Erinnerung an diese Unvergeßliche fordert stets die willigen, heiligen Thränen, die ich ihrem Andenken, ihrem schmerzlichen Schicksal und ihrem sanften Tode zolle. Mögen Sie, lieber Herr Markbrand, noch lange vor solchen Thränen bewahrt bleiben, und ach, Sie, Sie werden sie nie in dieser Bitterkeit kennen lernen."

„Seien Sie versichert, gnädige Frau, daß ich den gerechten Thränen, die Sie dem Andenken Ihrer verklärten Mutter weihen, alle Achtung eines kindlichen Herzens zolle, das von der Größe und Wahrheit der mütterlichen Liebe durchdrungen ist. Auch ich liebe meine theuere Mutter mit heißer Liebe, und ich habe schon heute ihre gewohnten Umarmungen in sehnsüchtigster Weise entbehrt" — und hier entsank dem gerührten Jüngling auch eine aufrichtige Thräne, und Fritz mit seinen hellern blauen Augen, sonst lächelnd unter der mit üppigen blonden Locken bedeckten Stirn, war auch schön in dem Ausdruck dieser aufrichtigen Gefühle.

Beide sahen sich an, oder vielmehr sie blickten in die Tiefen ihrer Seelen, und es fand ein Berühren der Geister statt, die sich verstehen.

Mit jener liebenswürdigen Courtoisie, die den gebildeten und vornehmen Französinnen so eigen ist, ward

Fritz von der schönen Trauernden zum Niedersitzen an ihre Seite eingeladen, und ohne daß sie etwas Besonderes that und er auch desgleichen nicht bemerkte, war eine recht angenehme Situation hergestellt, der das steife Ceremoniel mit sanfter Hand entnommen und eine freiere Bewegung angethan war.

„Sie werden mich meistentheils in einer etwas ernsten Stimmung finden, Herr Gouverneur, zuweilen mich still entfernen sehen, wenn sich im geselligen Kreise Frohsinn und Laune niederlassen wollen, lassen Sie sich das nicht auffallen; um so weniger, da man mich niemand in dieser Neigung zur Traurigkeit, wo andere fröhlich sind, hindert. Die Ursache dazu liegt in meinen prüfungsvollen Schicksalen. Sie werden bei längerm Umgange mit der liebenswürdigen Familie, deren Freundin zu sein ich mich rühmen darf, die Einzelheiten meiner Lebensgeschichte erfahren; und wenn ich Sie um eins bitten dürfte, ich mache mir das in der Hoffnung unserer nähern Bekanntschaft zum voraus zur Bedingung, schonen Sie meiner, soweit Sie können, und ehren Sie den Schleier, der auf dem Sarge meiner frühverblühten Hoffnungen ruht. Ich fühle stets einen starken Schmerz an meinem Herzen, dessen furchtbare Durchdringlichkeit nur derjenige zu würdigen verstehen würde, der ihn auch bei gewissen Erinnerungen empfinden muß. Um dieses Schmerzes willen bitte ich alle, die mir näher stehen, um freundliche Schonung.“

„Gnädige Frau, es bedurfte wol kaum dieser erklärenden Bemerkung, um die Heilighaltung der Geheimnisse anderer bei einem Manne vorauszusetzen, der

außer der moralischen Bildung seines Standes, auch die geistlichen Pflichten kennt, die ein gefühlvoller Christ dem andern schuldig ist. Wie zart leitet uns hierbei schon das Beispiel unsers Meisters. Wie oft, ach, wie oft schaute er bis in die tiefsten Gründe, Leiden und Schmerzen der Seelen hinab — und doch schonte er die Geheimnisse der tief betrübten Seelen —, und tröstete nur und vergab, wo er hätte richten und strafen können."

„Schön, sprach die junge Frau mit Lebhaftigkeit! Ich höre gern diesen feierlichen Ton. Ich bin die Pflegetochter eines Predigers und sauge mit Begierde die Tröstungen meines protestantischen Glaubens ein, und da liegt mein lieber Freund Monod, dieser junge und doch so tief und reich gereifte Christ und Prediger, dessen Worten auch die Thautropfen der christlichen Gnadenlehre entquellen, wie der Thau vom Libanon; aber, Herr Gouverneur, obschon ich mich auch für eine große Sünderin bekenne, die auch nur würdig wäre, des Herrn Füße mit ihren Thränen zu netzen und mit ihren Haaren zu trocknen, so bitte ich Sie doch meine diesmalige, meine gewöhnliche Betrübniß nicht falsch zu fassen: sie ist nicht die Frucht einer Reue, die ein beklagenswerthes Leben umsonst wieder rückgängig zu machen sucht, sie ist die Frucht einer Erinnerung, die auf schöne und heilige Tage fällt, nur leider, leider geröthet mit blutigen schrecklichen Spuren. Ich bin früh an den bittern Leidenskelch gewiesen — nach kurzem Paradiese; der Herr stärke mich, daß ich ihn stets mit stillem Gehorsam ehre."

„Gnädige Frau, ich hoffe künftig glücklicher zu sein, wenn ich Ihnen in christlicher Weise einen oder den andern Gedanken des Trostes und der Aufrichtung aussprechen darf. Ich werde Sie gewiß verstehen, wenn Sie mich stets mit derselben Güte anhören wie heute. Ich bin erst Theolog und noch kein erfahrener Seelsorger, und ich verstehe mich noch nicht auf die Seelen, am wenigsten auf die leidenden Seelen, da ich bisjetzt immer so glücklich war. Ach —"

„Sie dürfen noch nicht seufzen, Herr Gouverneur, — und doch ach, ja, die Betrübniß steckt an. Ich darf Sie nicht traurig stimmen. Gefällt's Ihnen nicht hier, oder vielmehr hoffen Sie nicht, daß es Ihnen hier gefallen werde?"

„Um von dem zu schließen, gnädige Frau, was ich bisjetzt hier erfahren und gesehen habe, darf ich auf Zufriedenheit mit meiner Lage hoffen, besonders dann, wenn die Kinder, die meinem Unterricht anvertraut werden sollen, gutartige und begabte Knaben sind."

„Es trifft beides zu. Sie haben an diesen beiden wilden Burschen aufgeschlossene Geister und Herzen. Sie werden mit Liebe an Ihnen hangen und Ihnen Freude machen."

„Sie werden einen Unterschied zwischen uns beiden machen, gnädige Frau —"

„Der nur zu Ihrem Vortheil ausschlagen wird, Herr Gouverneur, da Sie das männliche Wesen haben, an das sich Knaben immer so gern anschmiegen."

In fortgesetzter Unterhaltung wurde der Hofmeister ebenso wol von den geistigen Fähigkeiten wie vom Stande der Kenntnisse der beiden Junker von Frau von

Debonal, soweit deren Urtheil in dieser Beziehung reichen konnte, in Kenntniß gesetzt. Da sie die Kinder seit zwei Jahren wenigstens in einigen Zweigen unterrichtet hatte, so hatte sie wol Gelegenheit, ihre Eigenthümlichkeiten genauer kennen zu lernen, und ihre Urtheile konnten für competent, ihre Rathschläge für maßgebend gelten. Ihre Mittheilungen waren für den Hofmeister schätzenswerth, und bewiesen ihm ebenso wol den reichen Geist wie den feinen Beobachtungssinn dieser anziehenden Frau. Die pädagogischen Grundsätze, die von beiden Seiten zur Unterstützung der ausgesprochenen Ansichten geltend gemacht wurden, traten in eine seltene Uebereinstimmung in der Hauptsache. Ausbildung des ganzen Menschen nach allen seinen Fähigkeiten auf dem Grunde der Religion für den moralischen Beruf, dessen sich jeder einzelne zu befleißigen hat, das war ungefähr das Hauptprincip, von dem beide ausgingen. Fritz durfte sich auf die bereits gelegten Grundlagen freuen, und in ihrem weitern Anbau auf gute Früchte sich vertrösten.

In aufsteigender Linie ging man auf die beiden Fräulein über, denen der Hofmeister doch auch in gewisser Hinsicht nützlich werden sollte. Nicht er berührte zuerst dies neue zarte Thema, weil ihm die Dreistigkeit dazu fehlte, einer Frau gegenüber, die sich als eine feine Menschenkennerin trotz ihrer Jugend bemerklich machte. Sie ging in ruhiger und ungesuchter Weise, weil es doch sein mußte, auf das ein, wonach ihn schon so lange verlangte. Sie konnte sich das denken, was ein junger Mann wünschen muß, dem solche Aussichten sich öffnen, solche Aufgaben drohen.

„Sie sind, wie ich mit Vergnügen vernommen habe, sehr musikalisch, Herr Gouverneur, Virtuos auf dem Piano, da werden Sie dann auch recht oft in Anspruch genommen werden. Wir lieben hier die Musik alle. Die lieben Fräulein, die ich bisher nach meinen geringen Kräften unterrichtet habe, sind über die ersten Schwierigkeiten hinaus, besitzen bereits eine ziemlich bedeutende Fertigkeit vom Blatte zu spielen, und fangen eben an, ihren Vortrag zu veredeln, ihren Geschmack zu verfeinern. Ich bin an der Grenze mit ihnen, wo eine tüchtigere Leitung als die meinige eintreten muß."

„Gnädige Frau, wenn ich auch billigen Ansprüchen an diese schwere Kunst genüge, so wage ich es doch nicht, mich für einen meisterlichen Lehrer in einer Zeit auszugeben, wo bei demjenigen, der sich für einen solchen hergibt, von Schwierigkeiten, technischen Schwierigkeiten, die noch zu überwinden wären, die Rede nicht sein darf. Ich bitte Sie, erwarten Sie nicht zu viel; denn ich weiß, wie schwer man oft jetzt mit den Damen den Wettkampf besteht, da sie oft mehr als die Männer jene eiserne Geduld besitzen, um die ungeheuern Uebungen durchzumachen, die so viele neuere Sachen verlangen. Als studirenden Jüngling hatte ich hierzu meistens keine Zeit. Ich spiele nicht die Monstra, sondern die reinen geordneten Sachen; diese können auch ihre Schwierigkeiten haben, aber man überwindet sie um ihres Werthes willen."

„Um Ihnen meine Durchschnittsfertigkeit zu bezeichnen: ich spiele die Sachen Ihres braven Beethoven so ziemlich zum Anhören. Die Fräulein sind nicht ganz

so weit. Ihnen war auch bisjetzt mit leichtern, gewandtern, gefälligern Sachen gedient. Sie spielen gern, da sie einmal alles gern miteinander theilen, zu vier Händen, und da habe ich einen guten Grund durch die zwar etwas schon veralteten Haydn'schen Symphonien zu legen gesucht. Jetzt haben sie mit Erfolg die C-moll-Symphonie von meinem lieben Beethoven einstudirt. Ich halte Haydn für den Grundstein aller guten Musik. Die Melodie, wie klar; der Satz, wie rein; das Thema, wie durchgreifend; die Ausführung gesund und mit allem Schmuck des guten Geschmacks versehen."

„Gnädige Frau, es freut mich, daß Sie unserm alten Meister so hold sind; aber unsere romantische Schule seit Weber, unsere heroische seit Liszt, und unsere kosmopolitische seit Wagner haben untereinander Schattirungen, die doch herrliche Genüsse darbieten."

„Die Kunst wird ebenso wenig stillstehen und sich abschließen, als sie für den Geschmack jeder Zeit ausreichen wird. Ich bestreite weder der Gegenwart, noch der Zukunft das Recht, ihre Musik haben zu wollen. Die Musik steht nie vereinzelt in der Mitte oder an der Seite der Cultur. Sie ist stets der redende Ausdruck dafür. Wie die Dichter der Periode, so die Musiker; wie die Philosophen und Politiker, so die Dichter und die Musiker. Man liebt sich immer diejenigen Componisten am meisten, deren Klänge in unsere Jugend und in die Geschichte unserer Jugendzeit fallen."

„Dann, gnädige Frau, stehen Sie gerade auf der Höhe der Zeit, und die Leistungen der Gegenwart müssen von Ihnen ihre volle Würdigung finden."

„Denken Sie das nicht, Herr Gouverneur, ich lebe meistens nur in der Vergangenheit. Es gibt eine Sonne, an welcher unsere Früchte sehr früh reifen. Sie kennen die Hitze der irdischen Trübsale nur aus der Schrift; andere kennen sie aus Erfahrung.“

„Glauben Sie, gnädige Frau, daß ich den Fräulein wirklich nützlich werden kann, und wenn dies Ihre Meinung wäre, dann darf ich Sie wol fragen, wie ich mir wol eine Stellung zu diesen vornehmen Damen aneignen kann, die die Billigung der Betreffenden finden dürfte? Verzeihen Sie, wenn ich mich ein wenig ungeschickt ausgedrückt haben sollte.“

Ein ganz feines Lächeln, wie das feinste Wetterleuchten, zuckte über das bildschöne Gesicht der Frau von Debonal, welches doch verrieth, daß sie noch eine junge Frau war und den Ernst des Lebens nicht affectiren wollte.

„Freilich erwartet man, daß Sie den Fräulein nützlich werden. Ich sehne mich aus dem Musikunterricht heraus, mir fehlt es oft an der nöthigen Freudigkeit dazu. Die Fräulein würden einseitig werden; ihr Geschmack würde zuletzt an Trübseligkeit leiden. Sie werden zusammen heiter, glücklich spielen, den Himmel bei ihren Uebungen und Vorträgen haben, und diese Arbeit wird ihnen die süßeste Lust bereiten. Ach, ich spielte sonst mit meinem Karl auch so heiter, so selig. Wir sangen reizende Duetten, und die lieben Aeltern hatten ein vergnügtes Zusehen. Aber dem Trauernden wird nichts mühseliger als Musikunterricht. Das wird sich nun besser machen, und da Sie auf leidliche Talente und

eifrige Neigungen stoßen, so können Sie sich in dieser Beziehung schöne Hoffnungen machen. Aber dieser Unterricht hat seine Gefahren, Herr Gouverneur."

Sie sprach dies mit langsamer, nachhaltiger Stimme. Der Gouverneur war nicht vorbereitet auf diese unerwartete Wendung. Er ward verlegen und — erröthete.

„So wie ich mich aus dem Musikunterricht hinwegsehne, so gern lege ich auch den Unterricht in der englischen Sprache nieder. Ich verstehe ein englisches Buch sehr gut, habe auch unter den Engländern einige Schriftsteller, die ich gern mag; aber meine grammatikalischen Kenntnisse sind schwach, und meine Aussprache ist gewiß sehr fehlerhaft. Mein französischer Mund paßt nicht dazu. Ich hätte die Fräulein gern im Italienischen unterrichtet. In dieser wohlklingenden Sprache finde ich so viel Genüge, daß ich sie liebe wie eine schöne, romantische Gegend, in welcher alles so wohlthuend anspricht; allein da es jetzt Sitte, Ton in den vornehmen deutschen Häusern geworden ist, das Englische zu treiben um der Autoren willen, wie man sich ausdrückt, die an Tiefe und Moralität weit über den übrigen Nationen, namentlich den leichtsinnigen Franzosen stehen sollen, so ist auch hier das Englische beliebt. Sie sollen ein guter Engländer sein, wie Ihr Protector gemeldet hat; folglich werden Sie diesen Unterrichtszweig übernehmen, Herr Gouverneur."

„Mir steht als Deutschen von den lebenden Sprachen die englische am nächsten. Sie hat in der That eine gute Literatur; doch wird ein Streit über die Leistungen der Nationen nie ohne Parteilichkeit ausgefochten wer-

den können. Ich hatte auf der Universität einen jungen Engländer zum täglichen Umgange. Wir tauschten einander unsere Sprachen aus, und so gelangte ich zu einem ziemlich reinen englischen Ausdrucke, der immer für einen Fremden seine Schwierigkeiten behalten wird. — Werde ich da regelmäßige Stunden zu ertheilen haben? Ich traue mir kaum das Geschick dazu zu, da ich noch nie in der Lage war, mit jungen Mädchen auf irgendeine Weise in nähere Beziehung zu treten."

„Das wird auch hier nicht geschehen dürfen, Herr Gouverneur. Sie werden, soweit dies gewünscht wird, als Informator der gnädigen Fräulein, Ihre Pflichten erfüllen. Hören Sie, Herr Gouverneur, daß Sie mit allem Anstande und Eifer Ihre Pflichten erfüllen, kommen, wenn man befiehlt, und gehen, wenn man es wünscht. Sie dürfen nie Vorschriften machen, nie pedantisch, heftig, stürmisch werden. Sie müssen die Sache immer so einzurichten suchen, daß Sie zufrieden sein können und die Schülerinnen müssen sich auf ihre Lectionen freuen und — vor allen Dingen müssen Sie ganz unparteiisch sein; hören Sie, keiner darf der geringste Vorschub geleistet, keiner darf eine Vernachlässigung widerfahren. Fräulein Helene, mit dem milden sanften Charakter, mit dem tiefen und reichen Geiste, ist eine stille, gründliche, dankbare Schülerin; man muß ihr gewogen sein und alles zu Liebe thun. Fräulein Sophie, mit dem muntern Wesen, mit dem offenen Gemüthe, mit dem rapiden Geiste, macht dem Lehrer oft zu schaffen; aber wer kann ihr böse sein, und ihre Leistungen sind immer originell und eclatant. Seien

Sie unbesorgt, Herr Gouverneur, ich, die ich von jetzt ab mehr die Oberhofmeisterin der jungen Damen zu spielen berufen bin, die ich sie nur noch im Französischen, im Zeichnen und einigen andern untergeordneten Dingen zu unterrichten habe, werde ja immer bei den Lectionen gegenwärtig sein. Seien Sie unbesorgt, schon aus collegialischer Freundschaft werde ich immer auf Ihrer Seite sein. Aber ohne mich geht's nicht, Herr Gouverneur."

Und die schöne Französin lächelte wieder, und Fritz war wieder etwas verlegen. Es gibt doch recht oft Augenblicke und Situationen, wo die Frauen die Männer in ihrer Gewalt haben und mit den zartesten Gefühlen derselben ein Herausfordern spielen können. Und es war in der That so schön, daß diese schöne Französin sich nicht ganz verleugnen konnte. Sah sie doch dabei ein wenig heiterer aus.

„Gnädige Frau, ich nehme in jeder Beziehung Ihren gütigen Rath und unter Umständen auch Ihren liebevollen Schutz an. In jedem Falle könnten mir doch einige Winke auch nützlich sein in Bezug auf die Herrschaften selbst, und auf das, was sie von mir wünschen und erwarten. Fast möchte ich Ihnen gestehen, gnädige Frau, daß ich mich nicht vollkommen auf meinem Terrain fühle. Ich habe dem Herrn Baron bereits heute früh meine Aufwartung gemacht. Allein wenn auch die Mitte der Conferenz nicht ungünstig für mich ausgefallen sein mag, Anfang und Ende wies mir doch eine Dienststellung an, die mir schließlich nicht zusagen dürfte. Ich bin nicht gewöhnt an hocharistokratische Behandlung."

„Ich auch nicht, Herr Gouverneur, und doch nehme ich jetzt die Stellung einer Freundin der Familie ein. Man mag hierbei etwas auf meine adeliche Abkunft gegeben haben; aber der Stolz des deutschen Adels hat seine eigene Richtung genommen. Er ist in seinen Vorurtheilen stecken geblieben. Wir Franzosen haben auf der Guillotine und auf den Barrikaden viel von unsern alten Anmaßungen abgelassen. Aber der Kern ist hier sehr gut, Herr Gouverneur, und Sie, ich weiß es im voraus, werden in ein sehr gutes Vernehmen mit dem Herrn Baron zu stehen kommen. Vorläufig merken Sie sich, daß er Sie auf das Adels-Lexikon verwiesen hat. Ist das nicht geschehen?“

Markbrand bejahete mit einem sehr heitern Lächeln.

„Da werden Sie etwas über den Ursprung und die Bedeutung der Familie finden. Diese Kenntniß genügt dem Herrn Baron nicht. Er wird Ihnen folgende Familientradition erzählen. In der Mitte des 14. Jahrhunderts hielt, ich weiß nicht welcher märkische Markgraf ein großes, weltberühmtes Turnier in Köln an der Spree. Die berühmtesten Kämpfer der deutschen Lande und auch aus den Nachbarlanden fanden sich dazu ein. Es war ein Fest und ein Aufwand sondergleichen. Die wunderschöne und reiche Prinzessin Hedwig von Brieg theilte den ersten Preis aus. Die tüchtigsten Ritter zu Roß und zu Fuß, mit Speer, Streitaxt und Schwert, mußten einem nordischen Ritter weichen, der ohne Wappen und Devise in den Schranken, aber mit voller ritterlicher Eigenschaft, erschienen war. Er blieb nach allen Rennen der Sieger und empfing den werth-

vollen Preis aus den Händen der schönen Prinzessin Hedwig von Brieg. Es ergab sich, daß er ein nordischer Edler, Namens Bark, war, der unter dem Blutbann stand und sich jetzt Erlösung erkämpfte. Der Markgraf nahm ihn wegen seiner Tapferkeit und Streitbarkeit in seinen Landen auf, belieh ihn mit der Landschaft hier, und er ward Baron von Barkow. Wegen seiner Schönheit ward er auch der beglückte Gemahl der reichen Prinzessin Hedwig. Von da an hieß er von Silberschild, und der Querbalken im Schilde deutet auf die fürstliche Liirung. Und weil denn sonst fürstliches Blut in den Silberschilds rinnt, so ist auch ihr Stolz erklärlich. Diese Geschichte merken Sie sich zunächst, Herr Gouverneur. Das Weitere wird sich mit dem Herrn Baron schon finden; denn wie gesagt: der Kern ist gut."

„Womit aber, gnädige Frau, erklären Sie diese Schwäche bei einem Mann von Charakter und Bildung und bei den fortgeschrittenen socialen Verhältnissen?"

„Das soll ich Ihnen sagen, Herr Gouverneur, der Sie aus der Schrift die Eitelkeit des menschlichen Herzens kennen müssen, eine Sünde, die sogar die Geister des Lichts befallen kann und leider unter den verschiedensten Formen auch die Kinder Gottes, die geheiligten Glieder des Reichs beherrschen kann. Ach, wie viel Eitelkeit mischt sich in die christlichen Tugendübungen, wie oft ist gerade die Frömmigkeit, ja die Demuth selbst nur eine versteckte Eitelkeit, und die Kinder dieser Welt sollten diesem allgemeinsten Laster nicht huldigen und unter Umständen sogar erliegen! Sind wir frei von dieser Sünde, und bildet sie nicht das bedeutendste Hinderniß

auf dem Wege des Heils? Ich bekenne in dieser Hinsicht sehr gern meinen Fehler, weil ich entschlossen bin, mich je mehr und mehr von ihm zu reinigen. Wir sollen uns nicht wegwerfen; es gibt nichts Cynisches im wahren Christenthum, dazu ist es zu rein; aber wie fern, ach, wie fern sind wir von dem Musterbilde dessen, der da sprach: „Ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig.“ Eitelkeit, Hochmuth, das ist einer der Götzen, dem die Menschen mit einem heidnischen Cultus dienen, stärker als man glauben sollte. Und dabei geht in der Regel der wahre Adel des Herzens so leicht verloren. Der Adel sollte nicht den Stolz, sondern die Demuth zu seinem wahren Attribut wählen, dann wäre er opferfähiger, christlicher, achtungsvoller.“

„Sie berühren in Ihren Bemerkungen Seiten der Moral, aus deren Schwingungen mir Töne entgegenhallen, denen ich bis hierher solchen Werth und solche Bedeutung nicht beigemessen habe. Aber es ist so, gnädige Frau, die christliche Religion ist so ideenreich, daß man oft die Menge von Gedanken nicht zu bewältigen weiß, die uns durch eine empfindsame und geistreiche Auffassung ihrer heiligen Lehren und Grundsätze in einem Augenblicke dargeboten werden.“

„Sagen Sie vielmehr, das Christenthum, das wahre, ist so reich an praktischen Anweisungen und Seelen- und Lebenserfahrungen, daß man sich besonders darüber wundern muß, daß es noch so wenig christliches Leben unter den Menschen gibt. Die meisten stecken noch im Heidenthum mit ihrer Mischbildung von Philosophie und Moral; die wenigen dringen bis in

die Vorhalle des heiligen Tempels und kommen nicht durch die Symbole — sie haben Augen zu sehen und sehen nicht, und Ohren zu hören und hören nicht —, für sie bleibt die heilige Religion Jesu ein ewiges Gleichnißreden und wird nie zum Gnaden- und Erlösungswerk. Nur die einzelnen Auserwählten dürfen hinter den Vorhang treten, der die heiligen Geheimnisse bedeckt, und diese Geheimnisse? — sie sind nichts weiter als der Erlöser, der sein Kreuz auf sich genommen und von seinen Jüngern eine treue Nachfolge fordert. Und doch, mein Gott, wie drückt dies liebe, liebe Kreuz!"

Die schönen Augen der Redenden leuchteten und ließen jenen Strahl bemerken, der halb aus Begeisterung, halb aus Devotion gemischt ist. Dem jungen Theologen war zwar diese religiöse Anschauung der christlichen Dinge nicht ganz fremd. Er merkte die Anklänge aus der christlichen Mystik. Nur die Sprache aus einem so beredten, schönen weiblichen Munde hatte etwas Anziehendes, Bezauberndes für ihn. Es lag in der That etwas Heiliges, Seraphisches darin. Er nahm's für unverwerfliche Schwärmerei. Er wünschte wieder in das greifbare Dasein hinabzukommen und wagte nach einer kleinen Pause, die er der Huldigung dieser engelgleichen Frau weihete, eine neue Frage.

„Wie steht es denn mit dem Christenthum in diesem Hause, gnädige Frau, ist die Förderung der einzelnen soweit gediehen, daß man ohne Rückhalt sich zu allen Lehren und Forderungen der Religion Jesu bekennen darf, daß ein Gespräch über religiöse Gegenstände zur Freude aller geführt werden kann?"

„Auf diese Frage, weil sie mehrere in sich schließt, kann ich Ihnen jetzt keine ausführliche oder vielmehr eingehende Antwort geben, aus Discretion gegen die schätzenswerthe und liebenswürdige Familie, die uns der Aufnahme unter sich gewürdigt hat, Herr Gouverneur. Es wird genügen müssen, wenn ich mich Ihnen jetzt pflichtgemäß in der Negative hierüber ausdrücke. Man ist hier nicht gegen die Religion; man ist nicht gegen das Christenthum und nicht gegen die Kirche. Denn dies ist im allgemeinen der Standpunkt der Gebildeten heutzutage, die in Religion, Christenthum und Kirche etwas erblicken, das nicht zu entbehren ist. Aber sein dafür, das setzt jenen hohen Grad von Selbstverleugnung voraus, die im Stande ist jeden weltlichen Anspruch am Fuße des Kreuzes niederzulegen; sein für das Christenthum jetzt, d. h. ein Märtyrerthum zu wählen, dem sich nicht diejenigen unterziehen werden, die noch an den Auszeichnungen und Freuden dieser Welt hangen. Bewahre Gott meine vortrefflichen Silberschilds, daß sie nicht in die moderne äußere Religiosität und Kirchlichkeit verfallen, die sich in so manchen Häusern aus Nachahmung, oder Furcht, oder Schlauheit eingenistet hat. Darüber habe ich gewacht. Man schätzt meine religiösen Einsichten, weil ich eine Predigerstochter und eine Schülerin einer sehr ernsten Prüfungsschule des Lebens bin. Ich habe mich dieser Achtung und diesem Einflusse nicht widersetzt, nicht aus Ehre, die ich für mich suche, sondern um Einfluß auf die guten Herzen dieser braven Menschen zu behalten. Daß ich weiter bin als sie, das verdanke ich meinem ewiggeliebten Pflege=

vater, diesem Mann mit der ganzen Salbung des heiligen Geistes."

Wiederum glänzten die schönen Augen dieser Priesterin im himmlischen Feuer; aber eine Thräne beflorte den Glanz, der sonst fast überirdisch geworden wäre.

„Sie haben die jungen Damen im Christenthum unterrichtet, gnädige Frau?"

„Ja, sie und die beiden Knaben auch. Wie empfänglich waren die lieben Kinder für das Evangelium. Wir haben köstliche Stunden der Erbauung gehabt. Ich habe mit ihnen fleißig die Schrift gelesen, auch die Geschichte des Christenthums und der christlichen Kirche. Die Reformation, die reformatorische Lehre, die Schicksale der Protestanten in den einzelnen Ländern, wie reich waren diese Gegenstände zur Begründung des Glaubens, zur Befestigung des Bekenntnisses. Hier ist ein guter Grund gelegt. Die Knaben erfreuen sich noch an den biblischen Geschichten. Aber sehen Sie, Herr Gouverneur, wir sind nicht an diese Stellen berufen, um unsere Zöglinge für die Kirche, sondern für das Leben zu erziehen, und letzteres ist nicht das Leben eines wahren Christen, sondern das Leben eines feinen, vornehmen, gebildeten Menschen. Man glaubt beides miteinander erreichen zu können, aber wenn es kein großer Irrthum ist, so muß ich wenigstens bekennen, daß ich dazu kein Geschick habe; hierbei habe ich kein Glück gehabt. Es wechseln Welt und Reich Gottes in diesen Sphären so schnell miteinander, daß man eigentlich nicht recht zugute hierüber kommen kann; auf reine, warme Andachtsstunden des Morgens folgt oft das glänzende Diner,

der zauberische Ball. Mein Gott, wie still und friedlich und doch wie heiter war es bei meinen lieben Pflegeältern. In dieser Abgeschiedenheit von den rauschenden Vergnügungen der Welt konnte die Seele gedeihen. Da allein, mein Gott, mein Gott! — Aber wir thun was wir können, Herr Gouverneur, und der Herr will vielerlei Pflanzen in seines Vaters Garten haben. Bewahren wir diese lieben Pflanzen vor giftigen, tödlichen Würmern, die sich daran setzen können. Schon die Bewahrung der Seelen ist ein Werk, dem wir unsere besten Kräfte weihen sollen."

„Gnädige Frau, dies Bild ist nicht überall freundlich."

„Lassen wir diesen Gegenstand vor der Hand fallen. Wir dürfen nicht weiter gehen aus schuldiger Achtung vor unserer sehr ehrenwerthen Principalität."

„Ich gehorche Ihnen gern, gnädige Frau, und verzeihen Sie, wenn mir Ihre Worte den Wunsch entlockten, Sie noch länger anhören zu dürfen."

„Ich möchte Sie wol noch darauf aufmerksam machen, Herr Gouverneur, daß Sie nicht gleich irre werden, wenn Ihnen manches nicht augenblicklich zusagen, gefallen sollte. Jedes Haus hat seine Gewohnheiten, jede Familie ihre Sitten, jede Person ihre Eigenheiten. Seien Sie anfangs ruhig und beobachten Sie still. Sie werden sich bald hier heimisch, glücklich fühlen. Ich bürge Ihnen dafür. Fügen Sie sich soweit Sie können anfangs in die Wünsche, in die Prätensionen der Herrschaften. Der Zwang hört auf, ich versichere Ihnen. Sie werden bald frei und leicht sein. Die Frau Baronin hält sehr streng auf Etikette. Seien Sie gelehrig. Es

muß sein. Unsere hohe Dame vom Hause ist aus einer der ersten Familien ihres kleinen deutschen Großherzogthums, wo der Adel noch Kaste ist und wo in dieser Kaste noch die feinsten Unterschiede des Ranges und des Ahnenzuges gemacht werden. Unsere Frau ist bei Hofe gewesen, und wenn sie auch nicht die bestimmte Absicht ausgesprochen hat, so geht doch ihr Bestreben dahin, den Hof hier im Kleinen fortzusetzen. Sie hat Aussicht für ihre Tochter dorthin — die arme Helene — sie eignet sich so wenig dazu; denn dies Kind ist fromm und gut, ich wünschte ihm das Gedeihliche meines älterlichen Hauses. Aber die Mutter, eine so kluge, scharf verständige, gewandte Frau sieht dies nicht, weil sie der Stolz verblendet, und ich fürchte, sie kann tyrannisch genug sein, um ihr Kind solchen thörichten Ansprüchen zu opfern. Doch sie ist doch wieder so gut, so liebreich, diese Baronin. Ach, welche Seele! Groß, unternehmend, königlich. Ich verehre diese hohe Frau, und sie ist im wahrsten Sinne des Worts meine Freundin. Wie unschätzbar für mich! Mein Gott, womit habe ich soviel Güte verdient! Ich muß, ich muß an dem Glücke ihrer Tochter arbeiten, das ist die einzige Vergeltung, die ich habe."

„Gnädige Frau, meine Lage erscheint mir jetzt schwerer denn je" — und Fritz hatte sein Taschentuch aus seiner Tasche gezogen, um zuerst nur etwas in den Händen zu haben und dann sich einige Perlen von der Stirn zu wischen. „Wie soll ich junger, unerfahrener, mit der vornehmen Welt so wenig bekannter Mann hier fertig werden!"

„Mit Redlichkeit und gutem Willen. Und dann stehe ich Ihnen ja zur Seite. Ich bin länger hier. Ich werde Ihnen rathen. Haben Sie Muth. Ich bin Ihr Aide. Und sagen Sie, finden Sie nicht, daß es hier schön ist, sehr schön. Wo waren Sie schon, Herr Gouverneur? Im Park vielleicht?"

„Ich bin am See gewesen, gnädige Frau, vor einer Stunde. Eine frische Morgenpromenade hat mir wohlgethan. Die Landschaft hat günstige Eindrücke auf mich gemacht."

Er schwieg. Die junge Französin auch. Ihr Geist war wo anders. Ihr Auge wurde unruhiger. Sie erhob sich, die reizende, schwankende Figur, etwas über Mittelgröße, aber nur um einige Linien. Fritz folgte ihrer Bewegung und erhob sich auch. Es war das Zeichen, daß er lange genug geweilt hatte. Er merkte dies nicht. Sein Takt war noch nicht fein genug.

„Auch habe ich das schöne blühende Gehölz am Ufer des Sees besucht und auch die reizende Einsiedelei habe ich betreten, Helenens Lieblingssitz, wenn ich nicht irre."

„Helenens" — seufzte Emilie. Herr Gouverneur, wir sehen uns bei Tische wieder, und dann werden wir heiter sein.

Nun verstand Fritz. Er empfahl sich mit tiefempfundener Achtung. Noch einmal sah er die schönen Augen zum Abschied winken; aber Thränen, große Thränen entquollen ihnen. Die Thränen einer Frau, wie dieser, konnten nur gerecht sein, und der sie sah, ehrte sie von ganzer Seele.

Achtes Kapitel.

Für unbestimmte Gefühle gibt es keine genügende Erklärung.

Einen tiefen, sehr tiefen Eindruck nahm unser junge Freund aus dieser Stunde mit. Diese schöne Frau mit dem thränenfeuchten Auge, mit dem wehmüthigen und doch so freundlichen Ausdrucke ihres wunderholden Gesichts, mit dem reichen Geiste und mit dem gewandten Wesen, ihren Gedanken und Gefühlen den entsprechenden Ausdruck zu verleihen, diese ganze reine und klare und engelgleiche Erscheinung, von der soviel Güte, soviel Wohlthuendes und Einnehmendes ausströmte, dieser Schutzgeist, der mit soviel zarter Weiblichkeit seine schirmenden Flügel über die ausbreitete, die seines Schutzes würdig waren, ja dieses himmlische Wesen in Menschengestalt hatte den jungen Markbrand in jene Entzückung, in jene Begeisterung versetzt, die sich der jugendlichen männlichen Gemüther, wenn sie wahr und warm fühlen, gar leicht bei solchen Begegnungen bemächtigt. Dies war ein Idol, für das der Jüngling schwärmen konnte. Hier wäre ihm Anbetung

einer göttlichen Natur in menschlichem Gewande nicht zu schwer geworden. Was wäre ihm möglich gewesen für diese Frau; was hätte er wagen, opfern können für sie! Junge Leute sind überschwenglich in ihren Gefühlen. Sie sind noch junge Weine, welche gären. Sie haben noch keinen Einblick in die wahren Zustände ihres Herzens. Sie finden keine genügende Erklärung für ihre Gefühle. Es wird sich erst später ein inneres Gleichgewicht herstellen, wenn die starken Eindrücke, die sie von liebenswürdigen Frauen empfangen, mannichfaltiger werden und die Seele ruhiger machen. Es ist noch nicht die, die das ganze Dasein des Jünglings beherrschen wird, der man Bewunderung, Ehrfurcht, Folgsamkeit schuldig zu sein glaubt. Die wahre Liebe lodert dennoch heller auf. Sie ist ein verzehrendes Feuer, wenn keine Stillung eintritt. Um ein verlorenes Idol kann man trauern; eine verlorene Liebe macht uns unglücklich, auch wenn wir mit stiller Würde entsagen wollen.

Es ist aber jungen Leuten ein großer Gewinn und Segen, wenn ihnen die Vorsehung Gestalten entgegenführt, an denen sie hinanschauen müssen. Es ist ihnen gut, wenn sie Muster vor sich haben, nach denen sie ringen wollen. An edeln Frauen bilden sich Jünglinge von guter Art am reinsten und vollkommensten. Der weibliche Einfluß kann ein unschätzbarer sein.

Markbrand hatte noch ebenso viel Zeit, um sich auf die erste Mittagstafel vorzubereiten, zu der er ein für allemal gezogen war. Er wäre auch nicht in seiner Stellung geblieben, wenn man ihn an einen zweiten

Tisch, der doch immer ein Domestikentisch war, von der Familie hätte absondern wollen. Er hatte bei dergleichen drohenden Inconvenienzen das sichere Gefühl einer gewissen Unabhängigkeit. Welch ein Vortheil, wenn man gewissen Zumuthungen sich nicht zu fügen braucht. Wohl dem, der auch noch trotzen kann, wo andere in kleinlicher Unterwürfigkeit sich fügen müssen. Markbrand war etwas aufgeregt und wollte doch gern so ruhig wie möglich erscheinen. Er konnte nicht ohne eine gewisse unruhige Erwartung an diesen vornehmen Familientisch denken, und er bemühte sich so sichtlich, in jene Unbefangenheit hineinzugerathen, die die Dinge kommen läßt wie sie wollen. Es fiel ihm selbst die kleine Eitelkeit auf, mit der er seinen Anzug musterte und hier und da seiner Toilette nachhalf. Er dachte an die Damen, und er glaubte es sich schuldig zu sein, vor ihnen so anständig wie möglich zu erscheinen. Es ward ihm ängstlich zu Muthe, indem er bedachte, daß er ihnen so nahe sein würde, und daß es ihm obliegen werde, sich ihnen angenehm zu machen. Wie sollte er es überhaupt nur anfangen, der Familie ein liebenswürdiger, gern gesehener Tischgenosse zu werden. Womit sollte er ihnen allen, die ihn unter sich aufnahmen, den Zwang vergelten, den sie sich auferlegten, indem sie dem Neuhinzugetretenen die alte liebe Vertraulichkeit aufopferten! Es ist odiös für beide Theile, ein lästiger, unbequemer Tischgenosse zu sein, für die Zulassenden, wie für den Zugelassenen. Jene fühlen sich gelangweilt und gedrückt, dieser glaubt sich geduldet und ungern gesehen.

Man denkt sich manches anders wie es kommt. Es erweisen sich manche Betrachtungen als unnütz. Wir nehmen uns meistens gegen die Umstände zu viel vor.

Die Tafelstunde schlug. Markbrand trat in ein kleineres ihm angewiesenes Empfangszimmer in der Zimmersuite des Herrn Baron. Er war pünktlich und traf den Herrn Principal nur erst noch im Gespräch mit Frau von Debonal, die dennoch früher gekommen war als er. Sie begrüßten ihn beide gleich herzlich, beide mit sichtbarem Wohlwollen. Sie ließen ab von ihrem Zwiegespräch und zogen ihn mit in die Unterhaltung über allgemeine Dinge. Lange indessen dauerte diese Ausfüllung leerer Minuten nicht. Das Zimmer öffnete sich wieder und die Frau Baronin mit ihren Kindern trat ein. Sie, die hohe Frau war gütig, herablassend, die jungen Mädchen reizend wie gestern und bescheidentlich freundlich, die Zwillinge stürzten auf ihren Gouverneur, faßten seine Hände und verlangten mit solcher Fröhlichkeit einen Kuß von ihm, daß Fritz einen nach dem andern an sich hinaufhob und sie wirklich mit aller Innigkeit küßte. Die Umarmung war brüderlich. Sie thauete die Herzen auf. Die Jungen hatten mit einem mal alles gut gemacht. Die Scene war allerliebst. Man sah, wie sich hier ein schönes, inniges Band um diese Seelen weben würde. Markbrand ging zu offen, zu jugendlich und fröhlich mit diesen prächtigen Jungen um, als daß man etwas anderes, etwas Pedantisches dafür hätte wünschen sollen. Man sah, die Jungen hatten Zug zu ihrem Lehrer, und dieser

Neigung durfte man nicht entgegentreten. Diese Neigung war eine schöne Brücke, die über eine tiefe Kluft in die Herzen der Familie führte.

Man öffnete die Flügelthüren zum anstoßenden Zimmer. Es war ein Eßsalon in mäßiger Größe für die Familie, mit einfacher, aber schöner Decorirung. Alterthümlich. Starke, seidene Vorhänge. Gewebte Tapeten mit Dessins aus der Mythologie der Griechen. Hohe Stühle. Schwere Möbel: Servante, Büffet. Ein Kamin von Marmor, ebenfalls schwerfällig, oben in eine Urne auslaufend, mit Schildereien ringsum eingefaßt. Der Fußboden getäfelt und gebohnt. Die Zimmerdecke mit leichter Wölbung in den Kanten, Stuckarbeit nicht vollständig kräftig mehr, ein weit ausgebreiteter krystallener Kronleuchter aus einem gemalten Plafond herabfallend. Rococo das Ganze, ohne Gefälligkeit im einzelnen, und doch für den Zweck zusagend. Der Jäger und Anton waren zur Bedienung aufgestellt. Der Baron arrangirte die Gesellschaft. Er behielt, wie er sich ausdrückte, für sich den alten Ehrensitz, d. h. oben den Quersitz an der Tafel; ihm zur Rechten und Linken die beiden Fräulein, nach Belieben der schönen Nachbarinnen, wie er artig that. Den Hauptsitz in der Mitte der Tafel für die geehrte Frau Gemahlin, ihr gegenüber die geschätzte Freundin, Frau von Debonal, wie die verbindliche Anweisung lautete; dann hüben und drüben ein Junker. Louis oder Karl, der eine heute hier und der andere morgen dort, wie er dies zufriedenstellend bestimmte, und mir gegenüber, d. h. auf den untern Quersitz der Herr Hofmeister, damit sich die

Männer ins Gesicht sehen, die Tafel beherrschen könnten und die Zöglinge dem lieben Lehrer so nahe wie möglich wären, wogegen sich nichts einwenden ließ, weil es so passend erschien. Die Stühle scharrten, die Kleider rauschten. Man saß. Markbrand vermißte etwas. Die Suppe kam, von den Bedienten herzugetragen, und nur die trauernde Frau von Debonal senkte ihr Haupt und verrichtete in der Stille ihr Gebet. Sie war sein leitender Genius. Er konnte auch nicht anders. Man ließ das zu und störte nicht, und dann blieb es noch einige Augenblicke bei dem ersten Schweigen, das in der Regel den Beginn der Tafel beherrscht. Fritz wäre in diesem Augenblicke gern zu Hause gewesen. Es war ihm so bange um das Herz. Es fing dies so kalt an, so wenig vollkommen familienmäßig. O, glückliche Füße, die ihr noch unter dem Tische euers Vaters seid!

Das erste Unbehagen begann zu weichen, als sich dem minutenlangen Flüstern der Nachbarn ein behaglicherer Ton entschwang. Er ging vom Baron aus, welcher dem Bedienten befahl, die Gläser mit Wein zu versehen, um auf das freundliche Willkommen des neuen Hausgenossen zu trinken. In diesem Falle wollten es sich auch die Frauen gefallen lassen, daß ihnen die Gläser etwas höher als sonst zugemessen werden sollten. Der Baron bestand mit einer großen Liebenswürdigkeit auf diese Ausnahme, und selbst die Frau Baronin, die nicht leicht über die strenggezogene Linie ihrer Gewohnheiten hinausging, willigte diesmal mit einer solchen Leutseligkeit in die gastfreundliche Regel, daß man ihr dies wirklich recht hoch anrechnen mußte. Die jungen Damen

machten nicht den geringsten Einwand, und die muntere Sophie mit den schönen dunkeln Augen, trotz der hellblonden Haare, bat sogar um ein Glas von dem Herrenweine, um ihren allerbesten Willen bei dem fröhlichen Willkommen an den Tag zu legen. Helene ließ geschehen was geschah, doch zog eine eigenthümliche dunkle Röthe über ihr feines, sonst so marmorgleiches Gesicht. Mit recht herzlichen Worten sprach dann der Baron dies Willkommen auf den lieben Herrn Hofmeister aus mit dem Wunsche, daß es ihm immer recht gefallen möge unter dem Dache des Silberschild'schen Hauses, und jeder erhob sein Glas, sah den Hofmeister an, nickte ihm zu — die Junker stießen an mit Jubel und Freude —, und jeder trank nach guter Sitte, nach Vermögen und innerlichem Antheil an der Sache. Sie hatten ihn alle freundlich angeblickt. Helene kurz und verlegen. Aber es war ein tiefeindringender Blick. Sophie's Augenspiel gehörte unzweifelhaft einer Zauberin an; denn dergleichen Reizendes gab es sonst nicht mehr. Fritz mußte mit dieser Aufmerksamkeit sehr zufrieden sein. Es lag darin für ihn eine große Freude, eine erwünschte Genugthuung. Und als er, wie es sich ziemte, mit der redlichsten Offenheit für soviel unverdiente Güte dankte und diesem Ergusse seines Herzens das Versprechen beifügte, daß es sein aufrichtigstes Bestreben sein würde, diesem großen Wohlwollen mit aller Treue und Hingabe an die hochverehrte Familie zu entsprechen und namentlich ein warmer Freund seiner lieben Zöglinge sein zu wollen, da wurde von allen noch einmal das Glas aufgenommen und ihm in zusagendster

Weise Bescheid gethan. Diese nothwendige Ceremonie hatte etwas Bewegung in die Gesellschaft gebracht, und es konnte nicht mehr für unzeitig gelten, wenn nun der Baron ein allgemeines Gespräch auf das Tapet brachte, an welchem alle Antheil nehmen konnten. Er fing an die bis in das Schreckhafte, oder auch bis ins Lächerliche eingerissene Sitte der Trinksprüche zu kritisiren, die dadurch noch ganz besonders an Unbequemlichkeit litten, wenn sie von dem störenden Aufstehen und Umherschwärmen mit den Gläsern begleitet würden. Es ist nichts seltener als ein wirklich guter Toast; denn wenn er gut sein solle, so müsse er stets ein Zeugniß seines augenblicklichen Entstehens an den Tag legen. Er müsse, das sei seine wirksamste Haupteigenschaft, wirklich aus dem Stegreife genommen, er müsse ein Impromtu sein. Aber wie häufig werden diese faden Verse tagelang in der Westentasche herumgetragen; und wie selten sind sie mit Witz gewürzt; wie meistens sind sie fade und mit ihren Endreimen tausendmal abgeleiert. Und noch dazu die Reden, diese Wülste mit Pathos und Häcksel gestopft, diese Bratenkühler und Stimmungsverderber, was sollen wir von ihnen sagen! Und Gott weiß es, woher diese oratorischen Tafellecker nur den Muth hernehmen, ihr Papier aus der Tasche zu ziehen und ihre unverschämt langen stilistischen Arbeiten vorzulesen! Wer kann diese Eingebildeten sehen und seinen Spott über sie zurückhalten! Aber es gibt solche Tafeltyrannen, denen man die besten Bissen und die beste Laune opfern muß, indem man nicht essen und nicht trinken darf, während sie salbadern. Man kann dahin kommen, die

großen Gesellschaften lediglich um dieser erbärmlichen Redereien willen zu meiden. Und doch darf dies Lamento nicht fehlen bei officiellen Mählern, bei den zeitgemäßen Festessen. In guten Gesellschaften hören diese schlechten Moden auf; er wenigstens halte sein Haus und seinen Tisch möglichst rein von dieser albernen Sitte.

Und doch meinte die muntere Sophie, könne der strenge Herr Onkel zuweilen recht herzlich über ein kleines Reimchen lachen, besonders wenn es nicht über zwei Reihen hinauslaufe und einen kleinen Hieb enthalte.

„Besonders wenn der Scherz aus einem gewissen Munde kommt, so lasse ich ihn mir auch bei Tische gefallen und stoße auch wol mit darauf an, zum Beispiel: höchst munteres Reh!" und er klopfte mit seinem Messer an Sophiens Glas. „Nun heraus mit der Sprache, wenn man kann!"

„Nie ist er liebenswürdiger der Onkel Silberschild, als wenn er derb auf eine Sache schilt."

„Bravo, mein Rehchen! — Aber, wie ist es, Herr Hofmeister, da Sie nun einmal hier der Kritiker in allen freien und schönen Künsten sein müssen, ist denn an diesem Reime alles so, wie es sein muß?"

„Warum so streng, Herr Baron Silberschild? Ist's schön gedacht, beurtheilt's man auch mild."

„O weh! Noch ein Poet an meiner bescheidenen Tafel, wie wird's mir dabei ergehen?"

„Nun seh' der Herr Baron, wie er mir jetzt entlaufe, denn aus dem Regen geht's nun schnurstracks in die Traufe."

„Hülfe, Herr Hofmeister, das geht über mein Vermögen! Retten Sie mich!"

„Wenn's denn erlaubt ist, einen Speer zu brechen, so muß ich diesen Spott wol an dem Ritter rächen!"

„Es wird immer toller, dieser Skandal an meinem Tische!"

„So bitten Sie, gestrenger Herr, um Gnade, sonst werden Sie erwürgt mit gutgereimter Suade; denn da ich jetzt auf Beistand rechnen kann, so ist verloren nun der hartgedrängte Mann."

„Ich bleibe fechtend Ihnen stets zur Seite, und Ihre Farben trag' ich stolz in jedem Streite."

„Nun aber ist's genug. Ich bitte, ich flehe. Frau von Debonal predigen Sie Frieden, Sie sanfte Seele. Nehmen Sie sich Ihres Freundes an."

„So sei denn Friede", gebot Frau von Debonal mit weicher, versöhnlicher Stimme.

Fritz, der es nur zu gut wußte, wie wenig diese Frau heute von einem solchen Scherz angeregt werden konnte, wenn nicht unangenehm, bereuete seine Voreiligkeit, und dies um so mehr, da die Frau Baronin auch keinen sonderlichen Gefallen an diesen kleinen Neckereien zu haben schien. Fritz glaubte einen Verstoß gemacht zu haben und wollte sich deshalb entschuldigen; allein man beruhigte ihn deshalb vollkommen, und man rieth ihm nur, sich künftig etwas mehr vor den Verlockungen der listigen Sophie in Acht zu nehmen, damit sie ihn nicht einmal wie ein treuloses Irrlicht auf eine gefährliche Stelle führe und ihm dann entwische. Sie sei sehr schadenfroh, und sie habe die ganze Sache nur angefangen, um ihn herauszulocken. Wäre er nun in Verlegenheit gekommen, oder gar stecken geblieben, dann

würde sie in der Stille sich weidlich darüber ergötzt haben. Wenn sie den jungen Herren einen kleinen Schaden bereiten könne, so wäre ihr dies das allerhöchste Vergnügen. Sie meinte, daß sie diese Verdächtigung nicht auf sich sitzen lassen könne. Sie protestire gegen solche Anschuldigung mit allem erlaubten Eifer der Wahrheit, und da sie eine zu gute Meinung von dem Herrn Hofmeister habe, als daß er ihr, seiner poetischen Glaubensgenossin, solches schwarze Herz zutrauen könne, so trotze sie nun um so mehr auf ihr gutes Recht, fröhlich sein zu können, so lange sie jung und unter guten Menschen sei, und niemand würde es ihr übel nehmen dürfen, wenn sie als ein echtes deutsches Mädchen dem jungen Ritter, der ihr im Kampfe gegen einen grimmigen Feind aller poetischen Schwärmerei so treulich beigestanden, noch extra einen guten Tropfen Weines zutrinke. Und dabei nahm sie wieder ihr Glas in die Hand, nickte freundlich und nippte. Dieser Blick traf den armen Markbrand tief, sehr tief, und er gerieth wirklich in die ihm prophezeiete Verlegenheit; denn er gestand offen ein, daß er nun nicht wisse, ob er für vollen Ernst danken, oder für halbe Ironie eine Bitte um Verzeihung wagen solle. Helene wechselte bei diesem kleinen Treffen die Farbe mehr als einmal. Der Baron war in bester Laune. Die Junker aßen tapfer und lachten mit dicken Backen, wenn die andern lachten. Frau von Debonal war gütig genug, dies zu ertragen, aber sie litt dabei. Die Frau Baronin, ohne empfindlich geworden zu sein, so harmlos war der Hergang, suchte der Sache eine andere Wendung zu geben.

Die Baronin theilte ihrer Gesellschaft mit, daß sie heute mehrere Briefe erhalten habe, die ihr Freude machten und bessere Hoffnung auf einige Veränderung des stillen ländlichen Lebens verhießen. In nächster Zeit würden Föhrdaus auf Drübenitz und Wendheims auf Güntersdorf ihre ländliche Saison antreten und dann einiges Leben mitbringen. Auch der liebenswürdige, höchst ehrenwerthe Herr von Stüpern stehe in Aussicht, und Clärchen Wendheim hätte jetzt in der That mehr Aussicht auf seine langreservirte Hand, als Julie Föhrdau. Da die Herrschaften aus der Residenz kämen, so würde es gewiß nicht an Unterhaltung fehlen, und man könne mit Bestimmtheit darauf rechnen, daß man bis zum Monat August beieinanderbleiben würde, da man von hier aus nur noch in ein Seebad wolle, welches sich für die spätere Sommerzeit am besten eigne.

Diese Mittheilung machte einen sehr verschiedenartigen Eindruck auf die Hörer. Den Baron ließ die Sache offenbar sehr kalt; denn er machte ganz das Gesicht eines Mannes, der sich in das Unvermeidliche mit angewöhnter Ruhe fügt. Der Frau von Debonal sah man die kleine Störung an, die ihr jetzt eben widerfuhr, doch suchte sie sich zu beherrschen und schenkte der Baronin die möglichste Aufmerksamkeit auf einen Vortrag, dem sie gern widersprochen hätte, wenn es angemessen gewesen wäre. Helene drückte einfach ihr Gefühl aus, daß sie sich sehr auf Clärchen Wendheim freue, da diese mit ihr so manche stille Vergnügung theile. Sophie brauste auf und meinte: die Leute thäten besser, sie reisten lieber gleich ins Bad, als daß sie das

schöne Landleben durch ihre langweiligen Festivitäten verdürben. Was würden sie wieder alles aufstellen wollen, um ein ländliches Freudenleben zu affectiren, was in der That kaum in den abgeschmacktesten Romanen existire. Ein strenger Blick von der Baronin wies sie zurecht, und sie bat um Verzeihung wegen ihres voreiligen Urtheils. Die Jungen unterbrachen auf einen Augenblick die Thätigkeit ihres Appetits und drückten ihre stürmische Freude über die Aussicht auf den langen Herrn von Stüpern aus, der ihnen immer eine große Düte und einige Schachteln voll bleierner Soldaten mitbringe. Wenn Herr Markbrand den langen Herrn von Stüpern, — der Vater nenne ihn immer den langen Pavian und Bruder Hugo den ägyptischen Mumienkönig, — sehen werde, so würde er sich gewiß über denselben halb todtlachen; aber es sei ein so guter Mann, wie es weiter keinen gäbe. Und wenn es auch nur Namen sind, so substituirt man ihnen Persönlichkeiten, und Markbrand hatte hier mehr als bloße Namen vor sich, denn die Genannten erregten ein verschiedenes Interesse, hier anziehend, dort abstoßend. Soviel ließ sich im voraus absehen, daß in nächster Zeit einiger Tumult entstehen würde, nur welchen Antheil der Hofmeister des Silberschild'schen Hauses daran haben werde, darüber konnte er sich jetzt noch kein Urtheil bilden.

Die Artigkeit gegen die Baronin erforderte, daß man sich auf ihr Lieblingsthema, einigen Reiz in das ewige Einerlei des Landlebens durch Veränderung zu bringen, hinüberschwang. Sophie hatte zuerst etwas gut zu machen und meinte, es wäre ja recht amusant, wenn

die städtischen Herrschaften einige Bewegung in die ländliche Stille brächten, nur müßten sie nicht die abgelagerten winterlichen Vergnügungen der Residenz hier in zweiter, mislungener Auflage wieder hervorholen wollen. Ein Liebhabertheater, und wenn es auch ins Freie, nach dem alten abgedroschenen Goethe'schen Muster in Weimar verlegt würde und ins Sing- und Schäferspiel sich vertauschen wolle, die Aufführung von lebenden Bildern in glühend heißen Salons bei gewitterhaften Juliabenden, maskirte Bälle und dergleichen aufgeschniegelte Dinge paßten doch gewiß nicht aufs Land. — Was sie denn wolle? ward ihr entgegengeworfen. „Was ich will: freundliche Besuche und fröhliche Stunden, die man sich bereitet mit den natürlichsten Mitteln, die uns zu Gebote stehen. Können wir junge Leute nicht im Freien spielen, musiciren und singen, kleine Partien unternehmen, und wenn es uns erlaubt wird, auch ein Tänzchen im Freien machen, wobei sich eine improvisirte Illumination des Gartens recht gut ausnimmt? Die ältern Herrschaften brauchen sich dabei gar nicht zu langweilen; sie können mitspielen, wenn sie wollen, Herr von Stüpern ist gewiß immer von der jüngsten Partie und Laune; können uns necken, ihr großes Vergnügen an uns haben und sich der schönen Natur erfreuen im reichsten Maße." Der gute Rath Sophiens würde in Anspruch genommen werden, sobald man seiner bedürfe, wurde ihr entgegengehalten, — und sie fühlte sich zum zweiten mal mit Recht getroffen, und sie zog sich in bescheidene Stille zurück. Aber was für eine Geschichte wird das wieder werden, wenn auch Gründenthals und

Phalscheins kommen sollten und die alten Hochtories Bloch und Kremler. Mit letztern ist doch noch insoweit auszukommen, daß sie nicht gerade Feinde und Störer jeder Geselligkeit sind, wenn man nur ihren politischen Ueberzeugungen nicht entgegentritt. Sie sind einmal die echten Vertreter der Kreuzzeitungspartei, und dagegen läßt sich nichts sagen, weil dies mit aller Ehrenhaftigkeit der Fall sein kann. Aber Leute, wie die von Gründenthals und Phalscheins, und um das dreifache Wehe noch voll zu machen, die von der Oberdyks, diese ur- oder überfrommen Menschen, diese professionirten Kreuzwürdenträger der heiligen Kirche, diese nimmersatten Beter und ewigen Sauerseher, wo andere fröhlich sind und auch nichts Böses thun, diese Gottesgnadenpächter und durchgebrochenen Neugeborenen, diese Richter auf den Zwölf Stühlen Israels, die der armen sündlichen Creatur auch nicht ein einziges gutes Haar lassen, diese Lauerer auf alle Teufelsfänge — was wollen die hier? Was sollen wir mit ihnen? Sind nicht auch Briefe von ihnen eingegangen? — Der Baron hatte sich wirklich etwas über die anständige Grenze hinaus echauffirt, und um ihn gründlich abzukühlen, bemerkte die Baronin: auch ihre ländliche Uebersiedelung stehe allerdings in Aussicht, und sie theile keineswegs seine Aversion gegen diese Leute von strenger religiöser Richtung.

Der Baron kannte diesen eigenthümlichen Ton seiner Gemahlin. Sie war gereizt, aber ihre Selbstbeherrschung war sehr groß. Sie vergab sich nie etwas durch einen Ausfall in ähnlicher Weise. Sie vermied jeden Disput,

der zu einer Scene führen konnte. Aber sie konnte es deutlich genug fühlen lassen, wenn sie beleidigt war, und die geborene Gräfin suchte immer ein gewisses Uebergewicht zu behaupten durch hohe Manier des Blicks und des Ausdrucks. Der Baron wußte nur zu gut, worin der Punkt der Beleidigung für seine Gemahlin lag. Sie wollte zu der kleinen aber mächtigen Partei gehören, die sich auf eine stolze aristokratische Weise abschloß und die Restauration der alten Verhältnisse auf die kirchliche Frömmigkeit gründete. Es war dies etwas Neues, Appartes, ein Ersatz für so manche unwiederbringliche sociale Einbuße. Die Personen nun angreifen, die nicht blos dieser neuen Richtung huldigten, sondern auch als Größen der Coterie glänzten, hieß sie selbst in ihren neugewonnenen Ueberzeugungen stören, hieß sie beleidigen, verspotten. Dies war der Differenzpunkt zwischen den beiden Gatten, die sonst mit vollkommenster gegenseitiger Achtung ihr eheliches Band in unbefleckter Reinheit, in edler Gewissenhaftigkeit ehrten und das Glück einer zufriedenen Ehe genossen.

Frau von Debonal hatte einen bedeutsamen Blick auf Markbrand fallen lassen, den dieser auch zu verstehen schien. Wenigstens ließen beide es sich nicht merken, als ob sie lauschende Zeugen einer entstehenden Spannung zwischen den beiden Hauptpersonen des Hauses sein wollten. Markbrand suchte sich augenblicklich mit den Jungen zu beschäftigen und gab sich mit Glück den Anschein, als habe er kaum auf das eben Vorgefallene geachtet. Frau von Debonal fragte mit möglichster Unbefangenheit an, ob nicht Frau von Odemar, deren

Freundschaft ihr so schätzenswerth geworden war, mit Wendheims kommen würde, wie sie doch versprochen habe. Sie habe längst schon auf ein paar Zeilen von dieser lieben Freundin gehofft, allein bisjetzt sei sie noch nicht so glücklich gewesen, diesen Wunsch erfüllt zu sehen. Die Baronin hatte nichts hierüber von Wendheims erfahren, sie brach mit der Sache kurz ab und die Tafel wurde aufgehoben.

Der Baron hatte der etwas strengen Rüge seiner Gemahlin nicht ein Wort entgegengesetzt. Er ließ es bei dem, was nun einmal geschehen war. Wollte er sich auslassen über eine Sache, der er seinen Beifall nicht schenken konnte, ja, der er im Grunde seines Herzens abhold sein mußte? Wollte er in der That seiner Gemahlin ein starkes Wort über eine Neigung sagen, deren Hohlheit er kannte, deren Abgeschmacktheit ihm zuwider war? Es war keine Wahrheit, keine Kraft, keine Treue in dieser Richtung, darum widerte sie ihn an, darum war er entschlossen, sie in seinem Hause nicht aufkommen zu lassen. Kein Gedanke war ihm peinlicher, unausstehlicher, als daß sich seine Frau, diese sonst so kluge, edle Frau, auch zu einem feilen Werkzeuge elender Machinationen hergeben, daß sie die Mission einer politisch-kirchlichen Bekehrung in seinem eigenen Hause beginnen sollte. Schon hatte sie von einer lebendigern Theilnahme an der innern und äußern Mission, von der Einführung eines Hausgottesdienstes, von der allmählichen Heranziehung eines gläubigen Predigers aus der Nachbarschaft gesprochen; aber nur gesprochen. Der Baron war diesen Vorschlägen mit

aller Entschiedenheit seiner Abneigung entgegengetreten. An Frau von Debonal hatte die Baronin keine Unterstützung gefunden, weil diese fromme Frau behauptete, sie habe aus Erfahrung auch nicht die geringste Einsicht in diese Sache, ihr Gemüth könne kein Genüge an äußern Werken der Gottseligkeit finden. Der Hofmeister war von dem Professor als ein tüchtig gebildeter junger Theolog empfohlen worden, der gewiß einen sehr guten und fruchtbaren Religionsunterricht ertheilen würde, aber über seine eigentliche kirchliche Richtung hatte man keine bestimmte Auskunft bekommen. Was von ihm erwartet werden konnte, mußte sich erst herausstellen. Die jungen Mädchen würden zwar den Anordnungen der gebietenden Mutter Folge leisten, aber — da die Baronin selbst noch nicht mit sich im Reinen war und keinen festen Entschluß gefaßt hatte, so mußte die Sache vorläufig in Suspenso gehalten werden. Die Reise wurde noch vorbereitet. Der Bruch mit der Welt, wie ihn die strengen Freunde für nothwendig erklärten, war noch nicht erfolgt. Die Baronin hing wenigstens mit noch drei Viertel dieser Welt zusammen; sie merkte nur einen langsam sich nähernden Ueberdruß, weil die Welt, von der sie sich scheiden wollte, eine die gewohnten Ansprüche und Vorrechte ihres Standes leugnende geworden war. Sie wollte eine vornehme Welt und ihre Exclusivität, und nicht die gemein gewordene Welt, welche auf die Ausgleichung aller ungerechten Unterschiede drang. Die fromme Partei bot ihr eine neue vornehme Welt, darum neigte sie sich ihr zu. Dies entsprach ihrem klugen Geiste und ihrem stolzen Herzen. Markbrand fühlte

deutlich, daß ein Zug durch die Familie ging, der die reine Harmonie störte. Der Baron stand hastig auf. Sophie trank schnell noch den letzten Tropfen Wein ihres Glases. Helene konnte ein leises Zittern nicht verbergen und ließ einen flehenden Blick zwischen Vater und Mutter capituliren. Die andern folgten dem gegebenen Beispiel, und mit den üblichen Verbeugungen schloß diese vornehme Mahlzeit. Fritz hatte jene unbestimmten Gefühle, für die es keine Erklärung gibt.

Neuntes Kapitel.

Es gibt Stunden im Leben, die eine entschiedene Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft sind.

Dem Vorschlage des Barons, dem Kaffee auf dem Altan eine Stunde zu widmen, wurde von allen Seiten Beifall geschenkt. Es war ein sehr gutes Auskunftsmittel, die augenblickliche Spannung zu mildern. Mit liebenswürdiger und höchst versöhnlicher Manier bot er seiner geliebten Gemahlin den Arm, der ebenso gütig angenommen wurde, und ein herzliches fühlbares Andrücken von beiden Seiten verrieth, daß man nicht länger auf gespanntem Fuße sein wollte. Die wahre Liebe und Achtung war auf beiden Seiten so groß und so echt, daß man aufrichtig bereuete, wenn man in irgendeiner Aufwallung seiner zu wenig Herr geblieben war. O, wie glücklich noch ist das Verhältniß, wo man antipathetische Zustände nicht verhärten läßt, wo man über entstehende Misverständnisse durch verständiges Untersuchen des Rechts und des Unrechts hinüberzukommen sucht.

Frau von Debonal bat mit jener bekannten feinen französischen Tournure um Markbrand's Arm, und der arme Verlegene war auf diese Weise nicht nur aus seiner Verlegenheit gezogen, sondern auch gegen eine Dreistigkeit geschützt, deren Erfolg nicht berechnet werden konnte. Es war noch nicht erlaubt, daß er eine der beiden jungen Damen um eine Gunst hätte bitten dürfen. Frau von Debonal, diese Frau, die er so schön, so reizend, so ihm imponirend in ihrer Wehmuth gefunden hatte, that jetzt heiter, und er war glücklich und stolz an ihrer Seite. So blieb denn den Schwestern keine andere Wahl, als sich scherzend je einen der beiden Junker an den Arm zu nehmen. Diese gingen mit vieler Artigkeit auf diesen Scherz ein, und da sie ihre Schwestern mit einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit liebten, so waren auch sie recht stolz und froh an deren Armen. Der kleine Zug machte sich allerliebst. Emilie d'Acremont und Fritz Markbrand gleichsam in die Mitte der freiherrlichen Familie genommen, stachen nicht ab und schienen vollkommen dazu zu gehören. Man hätte sie dreist für die nächsten Verwandten des Hauses nehmen können.

Einige Stufen, breit und bequem genug, führten aus der hintern Ausgangspforte in den Zwinger hinab. Dieser mochte früher in einer Breite von ungefähr sechs bis acht Ruthen um das ganze alterthümliche Schloß herumgelaufen sein. Jetzt deckte er nur noch die westliche Hauptfront und den südlichen Seitenflügel. Nach Norden hin war er durch ein herausspringendes Gebäude des Wirthschaftshofes abgelöst, und seinen Ostflügel hatte man abgebrochen, um das Hauptportal des

Schlosses freizumachen. Der innere, länglich schmale Raum des Zwingers bestand der Hauptsache nach aus wohlerhaltenen Rasenspiegeln und aus ebenfalls gut gepflegten Kieswegen, die den Rasen in verschiedenen Krümmungen durchzogen. Hier und da in malerischer Gruppirung fanden sich einige interessante Bäume, entweder freiliegend, oder mit einigem Gesträuch umgeben. Die Bäume paßten in diese Einfassung von hohen Giebeln auf der einen, und von starken, mit reichen Zinnen, Rondeln, Warten und Ausfällen versehenen Mauern auf der andern Seite. Es waren großarmige Nußbäume, Maulbeerbäume, Ebenbäume und Eschen. In der Zwingermauer waren die in derselben befindlichen weiten runden Thürme mit ihren untern Theilen zu Grotten und Nischen ausgearbeitet, und boten manchen angenehmen und erfrischenden Ruhesitz dar. Der Blick auf das ernst herniederschauende Schloß war von dem einen und dem andern dieser Sitze zu Träumen über die Vergangenheit einladend, wenn man einsam war. Die Mauern waren sehr reich mit allerlei Schlingpflanzen bedeckt und machten einen malerischen Eindruck, der zur Wehmuth stimmen kann. Mehr als ein Aufgang mochte auf die Mauer hinaufführen, die außer den Zinnen, die nach außen hinlagen und meistens in Brusthöhe eines Mannes Schießscharten in den verschiedensten, aber gleichwol heraldischen Formen enthielten, noch einen Lauf- oder Vertheidigungsring hatten, der breit genug war, daß sehr bequem zwei bis drei Personen nebeneinander hingehen konnten. Auch dieser Gang war insofern den modernen Bedürfnissen der jetzigen Bewohnerschaft des

Schlosses angepaßt, daß er auch zu einem reizenden Spaziergange eingerichtet war. Er war an den Rändern reichlich mit Orangeriegewächsen besetzt, in der Mitte lief ein gelber Weg mit goldgelbem glänzenden Sande bestreut; in gewissen Entfernungen, wo sich auch hier in kleinern Thurmnischen eine Ruhebank hatte einrichten lassen, war der um diese Stelle sich herumziehende Raum mit verschiedenfarbigen Steinen in guten Mustern, also mosaikartig ausgelegt; eine ziemlich lange Strecke dieses reizenden Wegs war auch mit einem wasserdichten Zeltdache bedeckt, auf dem mehr als ein fröhliches Wimpel wehete: eine Einrichtung, die auch während des Regens einen Spaziergang im Freien erlaubte.

Die kleine Procession hatte kaum den Zwinger betreten, als den Junkern die Erinnerung an das ihnen in Aussicht gestellte Turnen ankam. Es half nun nichts, der Vater mußte seine Einwilligung zur Herstellung eines Turnplatzes geben, was denn auch ganz bereitwillig geschah. Die geeignetste Stelle war bald ausgewählt; was ihnen nun aber die Hauptsache war: sie verlangten einen sichtbaren Begriff von der Sache zu bekommen. Ein einladender Nußbaum winkte. „Darf ich?“ bat Markbrand, und da der Baron mit Vergnügen nickte, so hatte Markbrand im schnellsten feurigen Jugendmuthe sich seines Rockes entledigt, und er stand da, der prächtig gebaute und gegliederte Jüngling, und mit einer Feinheit und Sauberkeit des untern Anzugs, daß man ihm diese reizende Uebereilung gern verzieh. Wie ein junger Löwe, der zum ersten mal auf seine Beute stürzt, stürzte er auf den Baum. Er stieg nicht, er kletterte

nicht, er flog hinan bis zu den beiden ausersehenen Zweigen, die eine bequeme Gabel bildeten. Und nun dies leichte, graziöse Schwingen und Recken. Wie schwollen seine Arme, die sich von selbst aufstreiften, wie rötheten sich seine Wangen, wie blitzten seine Augen! Welch ein Zuschauerkreis aber umstand ihn, beklatschte ihn! Dann bis zur gefährlichsten Höhe hinan. Mehr als ein ängstlicher Ruf; dann die gewagtesten Stellungen und Biegungen. Und ihm schien nichts zu gefährlich zu sein, nichts über seine Kraft zu gehen. Er athmete nicht erschöpft. Er lächelte, und dann, wie ein Wassertropfen aus hoher Dachrinne herniederfällt, dann glitt er durch die Zweige, und mit einem gewaltigen Todessprunge stand er auf ebener Erde, als wäre nichts geschehen. Das war die Probe eines schönen, starken Jünglings. Das nur konnte ein Kraftmensch wie dieser. O, hätten sie es gesehen, die alten Ritter, die sonst ihre schwerfälligen Turniere in diesem Zwinger hielten, sie würden bekennen, daß in deutscher Jugend noch edle Kraft geblieben sei. Es war dies aber auch ein Markbrand. Dies sei nun ein Stückchen von dem, was sie bei dem Turnen lernen würden, bemerkte der aufgeregte, köstlich glühende Markbrand. Die Jungen, die hier fühlten, wie es ihrem Geschlechte eigen ist, jubelten laut auf und umarmten und küßten bald ihren lieben Hofmeister, bald thaten sie eine gleiche Liebkosung dem ehrwürdigen Nußbaume an. Der Baron war höchlich erfreut über diesen Mann, wie er sich kurz zu fassen suchte. Die Baronin blieb nicht hinter dem Beifall des Gemahls zurück und bedeutete den jungen Mann

nur, daß er sich nicht erkälten möchte. Fritz verstand, und das Röckchen war bald wieder, wo es sein mußte. Die jungen Mädchen aber, die zwar ihre Augen zudrückten, als Fritz in schwindelnder Höhe schwebte, hatten ihn doch gesehen in dem Augenblicke, wo er am schönsten war, und mehr als ein zündender Funke war in ihre jungfräuliche Brust gefallen. Wohl ihnen, daß sie einen Mann gesehen hatten; sie werden nun ein Maß für ihre Wünsche haben. Emilie d'Acremont weinte, aber diesmal mit sichtbarer Zufriedenheit; sie dachte an ihren seligen Charles, und dieser war dem Fritz so ähnlich, auch in diesen Kraftproductionen.

Die Gesellschaft war in bessere Laune versetzt. Fritz hielt das Thema aufrecht. Er fing einige Freiübungen mit den Junkern an. Er bat die jungen Damen Antheil zu nehmen, und da keine Unschicklichkeit zu fürchten war, gingen diese auf die Spiele ein. Dies gab zu allerlei Scherzen Veranlassung. Emilie fühlte bald ihr französisches Blut in ihren Adern schneller rollen und muthig trat sie in die muntere Schar, und diese Lust beim Springen, Laufen, Balanciren, — es reizte dies alles so sehr, daß selbst der Baron sein Theilchen davon haben mußte, und als der niedliche Schlangenlauf gemacht wurde, war auch die Baronin nicht länger auf einsamem Posten geblieben. Und als sie alle außer Athem waren, bekannten sie alle: lange, lange nicht solche vergnügte Stunde gehabt zu haben.

Und diese Stunde bildete einen Markstein zwischen Vergangenheit und Zukunft. Wir gehen als andere aus solcher Stunde heraus.

Die angenehm animirte kleine Gesellschaft promenirte einstweilen im Zwinger. Die Aufregung sollte sich ein wenig legen. Fritz errang durch Zufall einen kleinen Vortheil. Bisweilen mögen die kleinen Geister, die sich in unser Schicksal mischen, ein großes Vergnügen daran finden, uns in Verwirrung, Feuer und Flamme, und mit alledem süßen und bittern Gefühl, was damit verbunden ist, in mancherlei Pein und Noth zu versetzen. Sie sind nie recht gut die Geister, nennt sie Dämonen, wenn ihr wollt, denen ein Einfluß auf unsere irdischen Geschicke gestattet ist. Fritz bemerkte, daß eine der Damen auf dem Tummelplatz, den die Gesellschaft eben verließ, ein Taschentuch verloren hatte. Er sprang darauf zu und riß es mit Hast an sich. Es war ein feines Batisttuch, zusammengelegt und noch nicht zum Gebrauch auseinandergefaltet. Ein Blick auf das schneeweiße Oblongum zeigte ihm in einer Ecke in gothischen Charakteren die Buchstaben H. v. S. und darüber eine freiherrliche Krone. Warum flammte denn sein Auge so blitzend, als er dies köstliche Pfand in seiner Hand hielt? Warum führte er es denn so schnell zum Munde und machte er dies so verstohlen, daß es keiner sehen konnte? Warum drückte sich der Wohlgeruch dieses Tüchelchen so tief in seine Nerven, daß er ihn nie wieder vergessen und nie wieder verwechseln konnte? Warum wandte er nicht dieselbe Eile an, das Tuch seiner Eigenthümerin zu übergeben, mit der er es aufgehoben hatte? Er konnte sich so schnell nicht wieder davon trennen. Er besah es noch einmal. Er war der letzte im Zuge und die andern kehrten ihm den

Rücken zu. So konnte er sich denn noch einmal an diesem feinen Gewebe weiden. Es ward ein Gewebe von sonderbarer, geheimnißvoller Bedeutung für ihn. Es ist so schön, so etwas in Händen zu haben, es ist ja ein Theil von der Person, der es gehört. Er wollte unter die Schichten dieses Tuches sehen. Und er hob eine derselben auf. Es lagen einige frische Veilchen darin. O, wie schön! Nirgends konnten diese von jedermann geliebten Blumen schöner liegen. Dies war ein ihnen würdiger Platz. Sollte er eine entwenden? Wie viel hätte er darum gegeben, wenn dies kein Sacrilegium gewesen wäre! Ach, hätte er doch das einzig schöne, süße Tuch behalten können! Desgleichen Wünschen und Sehnen war nie durch die Brust dieses Jünglings gezogen.

„Nun, wo bleibt denn unser Herr Hofmeister?“ ließ sich die freundliche Stimme des guten Baron vernehmen, der sich im Zuge umdrehte und hinter sich nur die Frau von Debonal und die beiden jungen Mädchen sah. Seine Gattin ging an seiner Seite. Sie hing recht fest an seinem Arm, so recht innig und vertraulich. Und sie war auch umgewendet und athmete noch etwas erschöpft.

„Zu Diensten, Herr Baron, ich folge schon. Ich bin ein wenig zurückgeblieben, weil ich so glücklich war, einen sehr werthvollen Fund zu thun. Eine der Damen wird etwas vermissen.“

Die schönen Hände der Damen gingen sämmtlich in die Gegend der ewig leichtsinnigen Brochen. Dann fielen die Augen auf die Hände selbst. Brochen und

Ringe waren nicht treulos gewesen. Die beiden jungen Mädchen untersuchten in der Eile noch das Haar, und obwol wir nicht wissen, was dort verloren gehen konnte, so wissen wir doch das, daß Hand und Arm zu ihrem reizendsten Ausdruck kommen, wenn sie die Richtung nach dem Hinterkopfe suchen, und die Finger eines schönen Mädchens sind niemals schöner, als wenn sie durch die Locken voller, glänzender Haare spielen. So protestirte denn jede, sie wäre bei dem Ringlauf unbeschädigt davon gekommen. Endlich griff Helene in das Schlitzchen ihres Kleides, wo die bekannte kleine, leichte Tasche angebracht ist, und sie ward purpurroth. Warum denn? Dort hatte ihr Batisttüchelchen gesteckt — und sie suchte es nun ebenda vergebens. Er hatte es gefunden. Er hatte es in seinen Händen. Dies, was allen, die bei dieser Kleinigkeit waren, in der That nichts ist, dies war ein eigenthümlich großer und verwirrender Gedanke für das junge Mädchen. War denn beiden etwas angethan?

„Gnädiges Fräulein, ich erlaube mir Ihnen ihr Taschentuch zu überreichen."

Das war der Act. Er gab's hin — und sie nahm es, und sie dankte, und indem sie es nahm, berührten sich beider Hände ein wenig. Das war ein elektrischer Schlag bis in die tiefste Tiefe der Seele. Sie errötheten beide.

Und indem dies geschah, was wol kaum einer anders betrachtete, als es nach seinem äußern unbedeutenden Hergange erschien, küßte der Baron seine Gemahlin auf die Stirn, und hier war die vollkommenste Versöhnung

geschlossen; allein, was dort geschah, als sich die Hände der beiden jungen Leute berührten, das liegt außerhalb der menschlichen Sprache. Hätten wir einen offenen Blick in das unsern sterblichen Augen verhüllte Reich der Geister gehabt, so würden wir es gesehen haben, wie ein Schicksalsdämon lachte und ein anderer weinte.

Dasselbe Gefühl findet sich in ungetrennter Weise bei den Erdenkindern, denen ein Augenblick beschieden ward wie dieser. Helene konnte sich kaum beherrschen, dies gut und rein erzogene Kind. Sie, die weiche Seele, hätte weinen und lachen müssen — und die Neigung zum Weinen gewänn die Oberhand. Es trat in der That eine Thräne in ihr Auge. Sie war ein wenig abgewandt, und niemand konnte es wol bemerkt haben. Was hätte sie darum gegeben, wenn sie der Frau von Debonal hätte um den Hals fallen können, — nur nicht ihrer Mutter. O, warum immer die häßliche Furcht, wenn wir unserer glücklichsten Gefühle theilhaftig sind? Aber das Glück überrascht uns immer, und Gott weiß es, wenn wir uns seiner erfreuen wollen, so kommen wir uns immer als schuldig vor und fürchten uns. Warum muß der erste Anflug von gewaltiger Zuneigung zu einem des andern Geschlechts uns immer wie ein Fehltritt, wie eine unerlaubte That erscheinen? Hieran sehen wir sehr deutlich, wie uns die Unschuld des Paradieses verloren gegangen ist. Der männlichen Natur ging es anders. Er hätte auch weinen und lachen mögen in einem Zuge. Bei ihm gewann das Lachen die Oberhand, und da dies doch verhalten werden mußte, fand er keine andere Rettung, als in seiner

gewohnten Weise zu trällern. Aber diesmal war es kein Uhland'sches Lied. Er summte auch nur so die Heine'sche Romanze: „O sagt mir, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin.“ Aber es waren feine Ohren in der Gesellschaft, und Sophie hatte es gehört, was er summte. „Und, Herr Hofmeister, das Lied, der liebe Onkel, die liebe Tante, werden er schon erlauben.“ Und ehe die Erlaubniß erfolgte, sang dies Mädchen mit glockenreiner, nicht allzu umfangreicher, auch nicht allzu starker Stimme — die eben angeschlagene Melodie. Der Baron und die versöhnte Gemahlin an seinem Arme sahen so freundlich aus, und ehe man es sich da versah, sangen die fröhlichen Turner dies wirklich schöne Lied in ziemlich gutem Accompagnement zu der Oberstimme, welche Sophie behielt. Nur die beste Sängerin dieses Dilettantenchors, Helene, konnte nicht mitsingen. Es war ihr die Brust so voll. Sie wußte auch nicht, was das zu bedeuten hatte. Man hielt es für Schüchternheit, woran sie Fremden gegenüber so leicht litt. Das Liedchen war bald zu Ende. Es hatte sein schönstes Ornament in der Stimme Markbrand's gefunden. Ach, diese klangvolle, kräftige Männerstimme, wie drang sie so tief ins Herz, und wie freuten sich die alten Zwingermauern, den Resonanz zu diesen lieblichen Tönen und Accorden zu bilden, und es gab, wenn auch nur ein schwaches, aber dennoch ein Echo in dem Zwinger. Und dies machte die Sache so höchst anziehend.

Die hohen Herrschaften hatten sich wieder einmal durch die fröhliche Jugend verführen lassen. Sie hatten beide mitgesungen. Sie sangen noch immer recht hübsch.

Und wir wissen's, wer einmal singt, der kann nicht widerstehen, wenn andere so gemüthlich und herzlich anstimmen wie hier. Die Frau von Debonal, die heute nicht im entferntesten hätte daran denken können, eine Romanze zu singen, hatte doch auch mitgesungen, und die wunderschöne Frau sah so getröstet aus bei aller Wehmuth, die um ihre holden Mienen spielte. Fritz hatte zwar angefangen, aber er war doch nicht schuld, daß das Lied in Gang gekommen war. Schickt sich denn ein so keckes Hervortreten auf diesem fremden Grund und Boden? Eigentlich nicht; aber der junge Mann war so unbefangen dabei; die Baronin dachte jetzt milder, und es gab keine andere Bemerkung als die: „Das war ja allerliebst.“ Doch nun auf den Altan zum Kaffee.

Eine aus mehrern Absätzen bestehende Freitreppe führte zu dem Altan hinauf. Dieser war auf der Plateforme des mittlern, ganz nach außen hinspringenden, viereckigten Thurmes angebracht, welcher auf der Westseite der Zwingermauer die Hauptwarte und zugleich die Hauptbastion bildete. Der Raum, auf welchem der Altan mit hölzerner Dielung und mit chinesischer Zeltbedachung angebracht war, war groß genug, um eine Gesellschaft von wenigstens zwanzig Personen auf den herumstehenden bequemen Bänken und an drei länglichen Tischen aufzunehmen, und zu einem heitern geselligen Kreise zu verbinden. Eine ringsherum gezogene Barrière von getäfeltem Holzwerk hatte den doppelten Zweck, den Aufenthalt auf dieser erhabenen Stelle ebenso sicher wie zugfrei zu machen; denn da auf jeder Seite,

von welcher der Wind kommen mochte, ein Rouleau niedergelassen werden konnte, so konnte man sich hier auch stets sehr behaglich einrichten.

Die beiden Herren, da es aufwärtsging, hatten den Vortritt. Sie konnten auf der ziemlich breiten Treppe nebeneinandergehen. Der Thurm, den sie jetzt bestiegen, begann der Baron im erzählenden Tone, sei eine von den vier Hauptwarten der Burg Barkow gewesen, deren je eine nach allen vier Weltgegenden in der Zwingermauer gestanden habe. Seit 1710 ständen nur noch diese auf dem Westende, der Waldspäher genannt, und die auf dem Südende mit dem Namen der Seeluke. Sämmtliche Thürme und Festungsstücke der Burg hätten ihre besondern Namen, was auch nothwendig gewesen wäre, um unter Umständen der Besatzung die nöthige locale Anweisung geben zu können. — Sie waren oben; die Damen aber, wie dies gewöhnlich der Fall ist, waren theils noch weit zurück, theils noch nicht auf der untersten Stufe, und sie hatten wol an sechzig bis auf die Plateforme. Der Baron dies bemerkend, benutzte die Zeit besser. Ohne dem Hofmeister nur einen Augenblick Zeit zu gönnen, um in die gerechte Exclamation auszubrechen, worauf die imposante Aussicht von dem Altan Anspruch hatte, nahm er denselben bei dem Arm, zog ihn auf dem Absatze der Zwingermauer, auf dem sogenannten Ringe, mit sich fort, indem er bemerkte, daß sie beide Zeit genug hätten, den ganzen Zwinger zu durchmessen, ehe die Damen hinauf und in Ordnung wären.

„Sehen Sie, Herr Hofmeister, diese dicken Mauern,

diese starken Zinnen, diese Schießscharten für kleines und großes Geschütz, diese Ausfallspforten und die Rondels, die sie schützen, diese mächtigen und zahlreichen Thürme in der Mauer, und die unterirdischen Gänge, durch die sie entweder untereinander, oder mit dem Hauptgebäude, oder mit fernern außerhalb der Burg gelegenen Punkten in Verbindung stehen, diese tiefen und breiten, jetzt freilich verschütteten Gräben, die ebenfalls eine Hauptwehr der Burg abgaben, da sie vermittelst eines geheimgelegten Kanals vom See aus mit Wasser angefüllt werden konnten, und nehmen Sie zu dem allen die starken, vertheidigungsfähigen Hauptgebäude der alten Burg, und Sie müssen gestehen, daß dies ein kräftiger Stützpunkt in einer Zeit war, wo die Oberherren des Landes noch oftmals wechselten und die Bewohner dieser Gegenden noch nicht so sehr ineinander verschmolzen waren, daß man die einzelnen Urnationalitäten nicht mehr hätte unterscheiden können. Hugo Bark, mein Ahnherr, der, aus dem Norden verbannt, hier eine gastliche Aufnahme, einen sehr gewogenen Lehnsherrn fand, und sich auch mit der Prinzessin Hedwig von Brieg vermählte und sich dann Bark von Silberschild auf Barkow nannte — ich erzähle Ihnen wol ein anderes mal diese interessante Familiengeschichte —, Hugo von Bark war der erste Erbauer von Burg Barkow in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts. Mit ihm kam Ritterwesen, Cultur, Recht und Ordnung in diesen Landstrich. Seine Burg war nicht blos ein Schutz gegen die räuberischen Wenden unter ihren Edeln, die sich in ihren dynastischen Kämpfen

und Raubzügen endlich selbst zerrieben, sondern auch ein Hort für deutsche Gesittung und deutsches Wesen. So ein Mann kann ein Segen für seine Zeit und sein Land werden. Die Markgrafen, seine Lehnsherren, haben dies wohl erkannt. Sie erweiterten seine Gebiete und seine Gerechtsame, gaben ihm die Schirmvoigtei über einzelne Städte und Klöster, und belohnten seine Verdienste auf jede löbliche Art und Weise. Er war einer der ersten Barone seiner Zeit. Und es ist dies alles in dem alten Wappen- und Heergefolgebuche zu lesen, welches Sie noch in der Burgbibliothek als ein Manuscript aus dem funfzehnten Jahrhundert finden werden, wahrscheinlich von einem Mönch zu Küstrin abgefaßt, wenn Sie sich gelegentlich die Mühe nehmen wollen. Dort ist der dicke St.-Stephansthurm, der den südöstlichen Winkel zu decken hatte. Nun müssen wir umkehren. Dieser Thurm ist dem heiligen Stephan geweihet; denn über seiner schmalen Eingangspforte steht der heilige Stephan in Stein gehauen, mit dem Zeichen seines Märtyrerthums in seinen Händen, nämlich mit einem großen Stein. Sonderbarerweise ist aber unter diesem Thurme die sogenannte Seufzerhöhle, ein tiefliegendes, starkbefestigtes Verlies, welches unzweifelhaft den Gefangenen zum unfreiwilligen und unheimlichen Aufenthaltsorte angewiesen wurde, bis sie sich lösten. Wenigstens lesen wir in der Hauschronik der Burg Barkow, welche die Denkwürdigkeiten der Baronie bis zum Anfange des siebzehnten Jahrhunderts enthält, daß unter Alfred Bark von Silberschild mehrere Jahre hindurch eine Rotte nachbarlicher Edelleute wendischen Bluts,

die Bützow, Sendlitz, Dankow und Brüknitz, in diesem Thurme mehrere Jahre geschmachtet, vielleicht auch geseufzt haben, weil sie, überwunden in einer mörderischen Fehde von dem Alfred Barkow und seinen drei tapfern Söhnen, sich lange sträubten, die von den Siegern verlangten hohen Sühnen zu erlegen. Außer einigen Gebietsabtretungen und Gefällen, mußten sie ein jeder einen Thurm in die Zwingermauer des weitläufigen Schlosses bauen, wodurch es zu einer solchen Stärke gedieh, daß es niemand so leicht anzutasten wagte. Das Land war damals so ziemlich herren- und bandenlos, und die Dynasten, Barone und Edelleute führten ihre Fehden ganz nach dem wildesten Faustrechte aus."

Der Stephansthurm hatte seine unheimliche Seite, ich will es gern zugeben, doch ich kenne keinen andern Grund zu der thörichten Furcht, welche die Bewohner des Schlosses in seiner Nähe empfinden, als er vielleicht eben in dem grausigen Namen Seufzerhöhle enthalten ist. Aber der Thurm hatte in der That jenes schreckhafte Ansehen, was gewisse altersgraue Gebäude an sich haben, ohne daß man sich zu erklären vermag, woher dies kommen möge. Der Thurm war ein weites vollkommenes Rondel, in dessen Bauchung die südliche und östliche Zwingermauer einliefen, von letzterer wenigstens das noch übriggebliebene Stück, welches vermittelst einer von Osten nach Westen streichenden Verbindungsmauer mit dem östlichen Flügel des Schlosses in Verbindung gebracht war. Der Thurm hatte ein düsteres Ansehen; es lag so geheimnißvoll ein tragisches Dunkel hinter dem schwermüthigen Gemäuer; sein Aussehen war

so falb, so blaßgrau; aus seiner Krone nickten ein paar Birkenbüsche, die hier eine kleine gedeihliche Stelle gefunden hatten, und eben, als der Baron noch sprach, wurde der Klang seiner Stimme so schreckhaft monoton und so hallend, daß sich einige Dohlen, die hier nisteten, aufgescheucht fühlten und mit ängstlichem Gekrächz davonflogen. Sonderbar, der schöne, duftige Mai, der da draußen lag, hörte hier auf; die starre Einsamkeit alter Gemäuer mit ihren seufzenden Geschichten weilte hier, und auch Fritz fühlte ein geheimes Beben bei dem heiligen Stephansthurme. Er wußte nicht warum? Ach, die alten Monumente vergangener Zeiten und Sitten führen oft eine sehr grauenvolle, geisterhafte Sprache.

Die Herren wendeten um bei dem Stephan. Sie schwiegen beide, wie es bei solchen Empfindungen so leicht zu gehen pflegt. Der eine schwieg, weil er in die Sagen seines Hauses versank; der andere, weil sich ein leiser Faden entspann, der ihn an diese Mauern zu knüpfen schien, und den die Phantasie seltsamerweise mit den Ketten in Vergleich brachte, die die Gefangenen der Seufzerhöhle beschwerten.

Endlich hob der Baron wieder an: „Hier sind wir am Thurme der unglücklichen Agnes Barkow. Doch diese Geschichte erzähle ich Ihnen ein andermal. Sie ist sehr traurig. Die arme Agnes endete in Geistesverirrung, weil sie ihr harter Vater zu einer ihr widerstrebenden Verbindung mit einem reichen Grafen zwingen wollte und um zu seinem Zwecke zu gelangen, wie man sagt, ihren Geliebten schänden, seiner Mannesehre berauben ließ. Sie ward mit zerstörten Sinnen

in diesen Thurm gebracht, und daselbst lebte sie bei Wasser und Brot, weil sie nichts anderes nahm, und beschäftigte sich mit weiter nichts, als daß sie ihre langen Haare, die ihr bis auf die Fersen reichten, zusammenflocht und wieder auflöste. Diese Haare hatte ihr Geliebter, weil sie so selten schön waren, so oft geküßt. Dann fand man sie eines Tags erdrosselt von ihrem eigenen Haar. Sie liegt in einem Gewölbe des Thurms begraben. Der Agnetenthurm ist daher auch kein Liebling der Familie. Allein, wo haben Sie alte Geschlechter, durch deren Geschichte sich nicht auch ein blutrother Faden zieht? Und es hat ziemlich lange gedauert, bis es Licht wurde in den Sitten und Gewohnheiten des alten ritterlichen Adels. Er neigt sich abwärts. Von den Bedientenrollen an den Höfen bis zu den Industriellen: es ist eine sehr schiefe Ebene. Wir werden bald unten sein mit den Würden, Rechten und Pflichten unsers Standes. Die Ritter der „Neuen Preußischen", die Verfechter des Feudalismus im Herrenhause werden die Sache nicht aufhalten. Sie schiebt sich mit merklicher Progression. — Doch dies ist der «lustige Heinrich», auch der «schmale Heinrich» genannt."

Eben drohte eine neue Geschichte, wenn auch eine heitere; da aber kam das liebenswürdige Reh mit den wirklichen Gazellenaugen herbeigeflogen und nöthigte mit ihrem ganzen scherzhaften, liebenswürdigen Wesen die Herren zum Kaffee, der schon eingeschenkt sei, und der gewiß verdampfen würde, wenn man sich länger dem kostbaren Genusse entziehen wolle. Sie möchten nur wissen, daß sie heute die Bedienung

auf dem Altan führe, und daß es seit langer Zeit dort nicht so schön und anmuthig gewesen wäre wie heute. Sie möchten nur gleich kommen, die ungalanten Herren, und sich nicht der lebenden Frauengesellschaft entziehen, da sie den Abgeschiedenen ein andermal ihre ganze Aufmerksamkeit zuwenden könnten. Und sie sah so schalkhaft nach dem Agnetenthurm und dann auf den Baron. Munter aber griff sie dem lieben Onkel unter den Arm, und mit einem freundlichen: „Herr Markbrand, Sie folgen, damit der Herr Baron nicht wieder rückwärts in die Alterthümer flieht", führte sie ihre Beute auf den harrenden Altan. Allenthalben begegneten sich fröhliche Gesichter. Auch Helene paßte als schönstes Kind dieser Erde in dies Bild vom lachenden Mai.

Wie saß es sich doch so schön auf dieser künstlichen Höhe! Ja, in einer Ebene gewinnt auch schon eine mäßige Erhebung über die Fläche an Bedeutung. Der Graben, der dicht an der äußern Zwingermauer sich hingezogen hatte und jetzt etwa zur Hälfte mit Erdreich ausgefüllt sein mochte, trug wesentlich dazu bei, dem Schlosse eine höhere Lage anzudichten, als es sie wirklich hatte. Die Landschaft strich aber auch vom Schlosse nach dem See zu sanft ab, und daher kam es, daß man mit Hülfe des Thurms eine sehr bedeutende Fernsicht gewann! Wie saß es sich doch daher so schön auf dieser künstlichen Höhe! Die Landschaft lag offen und ausgebreitet da bis zu dem dunkelgrünen Forste, der den Abschnitt des Horizonts, den man von hieraus beherrschte, bis zu der blauduftigsten Ferne begrenzte, wo Himmel und Erde miteinander verschwimmen und das

Auge keine scharfen Grenzen mehr zu unterscheiden vermag. Zwischen dem Walde und dem Schlosse, in demjenigen Kreisausschnitte, den die Vista des Altans gestattete, lag ein Stück jener fruchtbaren, gut und wirthschaftlich angebauten Gegend, die wir kennen. Das westlichste Ende des Sees, eine kleine Bucht, war noch zu sehen. Daran lag das kleine Dörfchen Strachnitz, wovon auf dieser Seite der See den Namen Strachnitzer See führte; so waren vielleicht noch fünf bis sechs andere Dörfer von hieraus zu sehen, sämmtlich von einigem Gehölz und jedes auf seine Weise entweder von hellen Wiesen, oder schmucken Gemüseländereien, oder sogleich von Feld umgeben und geschmückt. Näher dem Schlosse zu bemerkte man die zu demselben gehörigen weitgedehnten und besonders gut cultivirten Ackerflächen; auch drängten sich verschiedene wirthschaftliche einzeln gelegene Etablissements auf. Freilich sah man von hieraus nur einen Streifen des köstlichsten Schmucks, nämlich das Wiesenland, welches durch eine Wasserhebemaschine aus dem See überrieselt wurde und deshalb den üppigsten und nahrhaftesten Graswuchs erzeugte. Die eine der großen zum Hauptgute gehörenden Holländereien konnte man sehen, und auch einen Theil des tüchtigen Viehes, das innerhalb der Hürden weidete. Dicht unter der Zwingermauer lag der eigentliche Schloßpark, doch nicht so weit heran, daß er die Aussicht von hieraus hätte hindern können, und wo sich zu hohe Bäume diesem Vergnügen der Menschen widersetzt hätten, da wußte man sie bis zu einer bescheidenen Höhe hinabzubeugen.

Der Maitag war schön und funkelte gleichsam.

Nicht zu heiß war er, aber überaus mild, mit jener feuchten und aromatischen Luft ausgestattet, die diesen Monat der Blüten zu einem Wonnemonat zu machen im Stande ist. Ja, da dehnt sich nicht nur die Brust, und das Sehnen greift weiter hinaus; die Gefühle selbst werden milder und sanfter, weil die Glieder aus allen heimlichen Fesseln sich lösen. Der Himmel war so veilchenblau, nicht tiefer, aber nicht ganz wolkenlos, wodurch er nur gewann und die Landschaft ein reicheres Farbenspiel entfalten konnte. Es zogen keine aufgehäuften Dünste durch die Atmosphäre, kein Staub, kein zahlloses Insektengeschmeiß, wie es in heißen Tagen so lästig werden kann, und doch sumste und brauste es, als wenn viele ungesehene Dinge sich regten. Der Park war nicht stumm; wie traurig, melancholisch und geisterhaft kann so ein stummer, stimmenleerer Park mit seinen vornehmen Anlagen sein. Obwol es noch nicht die Stunde war, wo die Vögel noch einmal concertiren, ehe der Tag sich neigt, so konnten es doch viele der gefiederten Sänger nicht lassen ihre Weibchen zu locken, oder ihnen bei Ausübung ihrer nestlichen Pflichten die Zeit durch ihren Naturgesang zu vertreiben. Die Wachtel aus dem Weizenfelde von weit her schlug herüber den eigenthümlichen Schlag, bei dem einem nur immer das Herz aufgeht; denn man möchte immer fragen, worin der Zauber dieser drei Töne stecke. Ach, wie frisch und lebensvoll liegt die schöne Schöpfung zu unsern Füßen, daß wir über sie hintanzen möchten, um zuletzt in ihre trauten Arme zu sinken! Wie trocken und lebensmüde sind doch alle diese eingemauerten Herrlichkeiten gegen

die schöne Wiese dort, auf der man spielen und bunte Blumen suchen möchte! Wie lockt er so innig, der liebe dunkle Wald, und ruft uns in seine dichten Gehege, in seine schönen offenen Heiden! Man möchte ein Vogel sein und fortfliegen aus dieser alten Burg mit ihren grauen Thürmen und alten Geschichten! Es konnte von niemand anders diese Stimme, dieses frohe und sehnsüchtige Aufjauchzen kommen, als von dem Mädchen mit den Gazellenaugen. Man war dies schon von ihr gewohnt, und man kannte den neckenden ironischen Ton, den sie so gern gegen ihren liebenswürdigen Oheim annahm und mit dem sie ihn herausforderte. „So flieg doch hin, unzufriedenes Vögelchen, und laß uns hier in Ruhe unsern Kaffee trinken. Wenn dir das Schloß hier zuwider ist, oder zu enge wird, siehe da, dort gibt es Hütten genug, in denen du dich idyllisch einrichten kannst. Es wird sich machen lassen — Fräulein von Hochstetten.“ Wenn der Onkel „Fräulein von Hochstetten“ zum Schlusse seiner Rede hinzusetzte, dann wußte Sophie, daß es am besten war, mit dem Onkel Frieden zu halten. Der Mann hatte ebenso tief in der Geschichte seines Hauses gesteckt, daß ihm ein Scherz aus entgegengesetzter Richtung nicht gelegen kommen konnte. Sophie beeilte sich deshalb, dem lieben Onkel, der sich aufs traulichste bei seiner Wilhelmine niedergelassen hatte, die bereits eingeschenkte Tasse auf eine so artige und verbindliche Weise zu präsentiren, daß das „Danke, danke herzlich, liebes Reh“ die vollständigste Friedensmelodie war. Helene war muthiger als vorhin. Sie nahm auch eine Tasse Kaffee und — präsentirte sie

Fritz Markbrand mit einem Blicke, der dem jungen Manne sehr deutlich verrieth, wie gern, ach wie gern sie dies that. Und als er ebenfalls verbindlichst dankte, da wurde er ein wenig roth, und auch das Mädchen merkte, daß dieser Jüngling gern, sehr gern von ihr diese Gefälligkeit annahm. Sie waren beide so schön. Der Mai hat keine schönern Exemplare der wunderbaren Naturbildung aufzuweisen, als diese beiden jungen Leute. So war denn auch gewiß nichts Unerlaubtes dabei, wenn sich diese beiden Repräsentanten ihres Geschlechts und ihres Alters und der Gefühle, wie sie beiden eigen sind, so gern in die Augen schauten; beide Augenpaare so blau und so glänzend wie der Maihimmel, und dennoch wie schade, daß dieser Blick von momentaner Freude so kurz sein mußte; denn der schönste Maihimmel darf nicht ganz frei von Wolken sein. Sonderbar, dies gegenseitige Ansehen wiederholte sich kaum zum dritten mal, und doch kam es beiden so vor, als wäre es schon viel tausendmal so geschehen. Ja, sonderbar, wie junge Leute, die aneinander etwas finden, was andere gerade nicht sehen und bemerken, mit einem Blick und mit einem Wort sich mehr sagen, als wenn Personen kühler Beziehungen jahrelang miteinander umgehen und verkehren. Diese kommen nie zu einem vollen Verständniß ihres Charakters, ihres Willens, ihrer Neigungen und ihres Geschmacks; jene würden sich verstehen, auch wenn sie beide so entlegene Sprachen redeten, die auch nicht die geringste Aehnlichkeit miteinander hätten. Wenn dies denn ein nothwendiges Spiel, oder eine ernstliche Einrichtung der Schöpfung

ist, die ihre wichtigsten Hebel in der Sympathie und Antipathie zur Erreichung ihrer physischen und moralischen Zwecke hat, so lasse man doch diese jungen Leute sich ansehen; denn sicherlich wird ihre Seele dabei mehr gewinnen als verlieren. Aber was ein Advocat der natürlichen Ordnung für seine Clienten in Anspruch nehmen würde, das bestreitet der Advocat des historischen und positiven Rechts, und er legt Protest ein gegen das Uebergreifen über die Linie der socialen Verhältnisse. Es gehört mit zu den Gemüthlichkeiten einer solchen glücklichen Gruppe, die, über die niedern Erdensorgen erhaben, empfänglich ist für des Augenblicks reine Genüsse, wenn den Herren erlaubt wird eine Cigarre zu rauchen. Und sie ward, diese Unentbehrliche, den Herren sogar entgegengebracht, und mit jener Freundlichkeit aufgenöthigt, der man am wenigsten dasjenige abschlägt, wonach man schon längst in der Stille geschmachtet. Sehet doch, wie verbindlich die Herren werden, da sie ein Bedürfniß befriedigen können, welches ihnen durch die Aufregung, die es unterhält, so angenehm geworden ist. Sehet, wie froh die Gesichter aussehen, wie behaglich ihnen zu Muthe wird, wie sie von dem besten Humor beseelt werden. Nun sitzt es sich hier noch einmal so schön, nun gewinnt der Platz an Reiz und Anziehung, nun wird selbst der Blick in die prächtige Landschaft freier und entzückter. Die Männer werden immer erst ganz fertig, wenn sie die Gewisse angezündet haben. Sie denken dann freier, fühlen dann lebhafter, reden geläufiger; sie werden mit einem Worte genießbarer für die andern. Es bleibt etwas Mattes,

etwas Schales um einen Mann, der nicht einmal diese Leidenschaft hat. Er muß anscheinend wenigstens eine kräftige Beschäftigung haben und die Macht der Gewohnheit beherrschen können. Und wenn wir zwischen einem Geruche wählen sollen: nur nicht nach Parfums, lieber nach Taback. Es ist dies Geschmackssache, über die wir die Damen entscheiden lassen wollen. Unsere Damen, von denen die eine oder die andere vielleicht gegen den Tabacksrauch im Zimmer protestiren würde, fanden es so hübsch, daß geraucht wurde, obwol noch keine Gnitten und Schnaken zu vertreiben waren; sie fanden es aber so hübsch, weil es den Männern so sehr gefiel, und weil sie wünschten, daß es den Männern länger bei ihnen gefallen möchte. Sie werden oft so leicht unruhig in Damengesellschaft. Es gibt ja Naturen, denen ein müßiges Umhersitzen unmöglich ist. Für sie gibt es vielleicht noch eine Fessel: das Spiel; aber sie bringen angstvolle, schweißtriefende Opfer, wenn sie sich bei langen Naturbetrachtungen, flachen schöngeistigen Gesprächen, unnützen moralischen Discussionen, oder gar bei einer diplomatischen Durchblätterung gewisser Personalacten aufhalten sollen. Es muß etwas da sein, eine höhere Potenz der Leidenschaft, was die Herren fesselt.

Der Baron saß hier so gern. Er saß hier gleichsam wie auf einem olympischen Throne über seiner Herrschaft. Sie lag in ihrem werthvollen Glanze zu seinen Füßen. Ach ja, es mag wol mit zu den unverächtlichen Vorzügen dieses Lebens gehören: sich über etwas einen Herrn nennen zu können, das in die Augen lacht und auf einer solchen soliden Grundlage ruht, daß es

die Winde nicht so leicht aufheben und davontragen können. Dies war die Erde, der Stolz, die Kraft, die Ehre der Väter. Dies ist das geheiligte Erbe, das auf die spätern Enkel kommt. Ach ja, es mag wol ein wohlthuendes und befriedigendes Gefühl sein: Grundherr einer theuern Herrschaft zu sein. Der Baron saß deshalb in diesem Gefühle hier so gern. Hier gewann er auch manchen guten Gedanken; hier reifte mancher schöne Plan; hier stellte er so leicht Vergleiche an, die ihn zur Zufriedenheit zwangen und ihm die beneidenswerthe Stellung seines Lebens deutlich machten.

Wie er auf dem Gange des Zwingers den Eigenthümer und den Ciceronen in einer Person gespielt hatte, so ließ er es sich auch jetzt nicht nehmen, den neuen Einwohner der Herrschaft Groß-Barkow in derselben heimisch zu machen. Es ging dies so ziemlich nach einem stereotypen Plane, deswegen dauerte auch die Sache nicht allzu lange. Die Damen wußten dies. Dies Kapitel mußte erst herunter, deshalb fügten sie sich in diese Nothwendigkeit. So redselig, so unerschöpflich aber der Baron bei der Erklärung seines Schlosses und dessen einzelner merkwürdigen Punkte war, so knapp waren seine Angaben über die Territorien, die zu seiner Besitzung gehörten. Die Burg war und blieb das Centrum seiner innersten Gefühle. Das Außengelände gab ihm bei jedem Blicke darauf etwas zu verarbeiten und zu schaffen. Hier war die ewige Aenderung, die ihn gewissermaßen quälte. Dort war die stille Beharrlichkeit und Abgeschlossenheit, die ihm vermöge seiner historischen Natur besser zusagte. Und er sah doch gern

auf sein Gebiet und die Beschreibung im Umriß gerieth immer.

Fritz saß hier auch so gern. Zwar war es das erste mal, daß er auf dieser frohen und luftigen Stelle weilte; aber er fühlte, daß hier der Athemzug viel freier war, als unten in den engen Zimmern trotz ihrer stattlichen Größe. Sein Auge hing sich so freudig an die weite Ferne. Das Nahe machte ihn so sehr beklommen. Er wußte nicht, warum. Aber die Ferne, besäumt mit dem dunkeln Walde, war ihm ein so begütigendes Sinnbild der Zukunft. Die Jugend schaut stets weit hinaus.

Man drang in ihn, wie er die Gegend finde? Er mußte ihren sanften, erfrischenden, ja fast verständigen Reizen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Aber, als ihm ein „Aber" entschlüpfte, da bat man sich Erklärung über diese Einschränkung seiner Befriedigung aus. Als er nun aber mit merklichst sehnsüchtiger Stimme seiner lieben heimatlichen Berge Erwähnung that, da gab man ihm recht: das Unersetzliche der Berge fehle der Landschaft. Man gestand ihm zu, daß sie es seien, welche das Bild einer Landschaft mit unendlichen, immer neuen und immer anziehenden Farben und Reizen füllten. Auf- und Niedergang der Sonne, Wolkenzüge und Nebelschleier, Licht und Schatten, Luftströmungen und Wetter sind ganz anders in einer gebirgigen Landschaft, wie in einer Ebene, auch wenn letztere die Vortheile von Forsten, Weideland und Seen oder Strömen hat. Die Landschaft wird erst Landschaft durch den Hintergrund bewaldeter Höhen, durch Kuppen, um die sich

die Dünste sammeln und Wetter brauen, durch beschneiete Scheitel, die in die Wolken reichen. Die Ebene, die schön bebaute, wechselvoll benutzte, ergiebig sich darbietende Ebene kann recht verständig sein, ja geistreich angeschaut werden, wie dies in einigen Goethe'schen Schilderungen der Fall ist, aber — sie bleibt ungemüthlich und herzlos. Und doch kann es sich darin gut wohnen, und die Hütte kann sich darin finden in einem kleinen Gebüsch versteckt, oder von den wenigen Bäumen gedeckt, die die Großväter den Enkeln pflanzten, worin glückliche Menschen wohnen. Nicht das Auge ersieht sich immer das bessere Asyl des Lebens, wohin die Stürme des Lebens nicht dringen, — das Herz erprobt es.

An diese Gedanken knüpfte man andere. Man stellte den jungen Theologen zur Rede, wie er ein Freund solcher profanen Lieder sein könne, als dasjenige war, zu welchem er die Gesellschaft verführt hatte. Er rechtfertigte dies nicht blos mit dem allgemeinen menschlichen Hange, am Liede, namentlich an dem echt romantischen Liede sich zu vergnügen und zu sättigen, unbekümmert um den, der es gemacht habe. Denn einer müsse doch dichten, es möge herkommen, woher es wolle. Und es fände sich auch immer einer für jede Zeit und für jedes Geschlecht, der die dann begehrten Töne in rechter Weise anschlage. Daher auch jede Zeit ihre Dichter habe. Und wenn sie auch vorhielten, Jahrzehnte vorhielten, die Dichter einer Periode, und wenn sie auch mit dem unantastbaren Namen der Classicität getauft würden: sie veralteten doch, nicht weil sie wirk-

lich alt und schwach werden könnten, sterblich und verweslich, sondern weil die Menschen der gegenwärtigen Periode ein jüngeres Geschlecht wären, das andere Anschauungen, andere Bedürfnisse und andere Geschmacksrichtungen habe. Freilich gäbe es auch unsterbliche Lieder, die sich wol bis in die vierte und fünfte Generation zu halten vermöchten und dann die ewige Jugend in der Literaturgeschichte feierten. Was ließe sich nun dagegen sagen, wenn Heine, mitleidwerthen Andenkens, so liebliche Romanzen auf unsern Pfad gestreut habe, daß wir sie immer pflücken müssen wie ein unbewachtes Veilchen, oder eine sich anbietende Rose, um sich an ihrem Dufte zu erfreuen. Es sind ja nicht etwa die Gedanken, die Ideen solcher Lieder, die uns reizen, uns den Mund und das Herz aufthun, — nein, es ist der süße Blütenduft, um dessentwillen wir sie an unser Herz drücken. Lasset uns eine Reihe von einem der unsterblichen Goethe'schen Lieder anschlagen, ich nenne das allbekannte: „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn, im dunkeln Laub die Goldorangen glühn, ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht, die Myrte still und hoch der Lorber steht. Kennst du es wol? Dahin, dahin möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn." Weiter, weiter, scholl es von allen Seiten. Fritz sprach dies mit seiner sonoren Stimme so schön, so herzlich, so recitando anmuthig, daß aller Herzen hingerissen wurden, in diesem und jenem Auge eine helle Thräne glänzte. Die Macht dieses Liedes war wieder verbürgt. Die Baronin umschlang das schöne Italien, in welchem sie einst einen lieblichen Jugendtraum träumte. Der

Baron war, was man so sagt, still gerührt, wie dies einem Manne von Gefühl und feinen Sitten begegnen kann. Frau von Debonal legte sich keinen Zwang an, sie gab dem jungen Manne ihre schöne Hand, und ein warmer Händedruck war hier ganz frei von allem falschen Affect, und noch freier von jedem unlautern Gefühl. Helene war getroffen, man sah es: der Vortrag hatte mächtig auf ihre Seele gewirkt und die heitere Sophie bekam auch einen leisen schwärmerischen Zug, der auch diese Tochter der Erde und irdischer Gefühle beschleichen konnte. Dann sah sie aber am schönsten aus. Da der Vortrag dieses kleinen Liedes unserm jungen Freunde so wohl gelungen war, und wie hätte es auch anders sein können, auf dieser Stelle, in dieser Umgebung, bei dieser Anreizung: so dürfen wir es jetzt auch wol verrathen, daß dieser junge Mann fast zauberhaft schön dergleichen Sachen recitiren konnte. Hierzu hatte ihn die Natur besonders ausersehen.

Endlich setzte er seine Rede, die so angenehm unterbrochen war, fort, indem er auf die ihm vorhin vorgeworfene Frage nun auch zur weitern Rechtfertigung seiner Vorliebe für schöne Lieder hinzufügte, daß dies ein nothwendiges Lebensstück der Jugend sei. Er frage alle ältern Personen, ob sie nicht in ihrer Jugend ihre Lieblingslieder gehabt, die die Vertrauten, oder die Dolmetscher ihrer geheimsten Gefühle und Neigungen und Lebensgeschichten gewesen wären? Und warum solle er darben? Weil er ein Theologe wäre? Er sei kein abgerichteter katholischer Vogel; kein Wiederkäuer eines trocknen Breviers. Noch umfange ihn das Leben, und

wenn er nicht singen könne, dann möchte er lieber nicht leben. Da ist das freie Feld, der Wald, die Luft, der See, der Himmel mit seinen ziehenden Wolken: das alles fordere Gesang, sei von Gott, dem gütigen Schöpfer, der sich so köstlich mit seinem heiligen Wesen in den Psalmen geoffenbart, zum Sängersaale eingerichtet. Er singe auch geistlich, sehr gern, sehr fleißig; aber man lasse mir noch ein wenig den weltlichen Gesang. Er ist so schön, so schön! Wir wissen es schon, der Jüngling konnte noch leicht in Ekstase gerathen.

Frau von Debonal hatte schon einigemal nach ihrer kleinen goldenen Uhr, die sie an einer Haarschnur trug, gesehen. Die Schloßuhr schlug fünf. Und das war die Grenze der Kaffeestunde. Es mußte noch etwas Reelles geschafft werden. Die Gesellschaft zog von dieser Stelle, und ein jeder mit dem Refrain auf seine Weise: „Dahin, dahin laß uns, o du Geliebter ziehn!“ Dies war die Stunde, welche eine Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft in dem Leben eines jungen Menschen bildete.

Zehntes Kapitel.

Die Wohnung des Friedens.

Wir finden unsern jungen Freund auf einem Gange, der ihm sehr am Herzen lag. Er hatte drei Stunden Zeit, und sein Ziel war die Pfarre von Groß-Barkow. Er ging die uns schon bekannte Lindenallee, die Dorf und Burg Barkow verband, hinauf, um von der letztern an gerechnet die Pfarre am südöstlichen Ende des Dorfs unweit der Kirche zu finden, die mit ihrem Thurme fast überall zu sehen war. Er ging sich nichts aus dem Wege, deswegen fragte er niemand, wo und wie er am schnellsten und bequemsten zur Pfarre komme. Er lebte ohnehin in diesem Augenblicke in einer doppelten Welt, und wir müssen es ihm zugute halten, wenn er trotz eines klar ausgesprochenen Willens in seinem Innern, dennoch in ein gewisses schwankendes Träumen gerieth. Plötzlich fühlte er sich angehalten und angeredet. Es schreckte ihn auf, da er in einem wildfremden Orte war, wo ihn doch niemand kennen konnte. Der geschäftige Factor Strauß war es, dem er heute zum ersten mal

wieder begegnete, und wie freute er sich, diesen zuvorkommenden, verständigen Mann wiederzusehen. Dieser Mann war seine älteste Bekanntschaft hier, und er hatte ein großes Vertrauen zu ihm gefaßt. Auch dem Factor kam jede Frage, die er an Markbrand richtete, merklich von Herzen; denn es drückte sich in dem allen, wonach er frug, ein solches Wohlwollen aus, daß dies auch dem Herzen dessen wohlthuend sein mußte, der hier noch so wenig intimere Freundschaft besaß. Wie glücklich schien es diesen Mann von vortrefflicher Gesinnung zu machen, daß der Hofmeister im ganzen seine volle Befriedigung aussprechen konnte, und anstatt hiermit irgendeine niedrige Neugierde, oder eine gemeine Eifersucht in dem Herzen des Forschenden erweckt zu haben, wie dies so leicht unter Bediensteten geschieht, wenn neue Personen auftauchen, die der Herrschaft näher zu stehen kommen möchten, erzeugten die Mittheilungen unsers Markbrand eine ebenso reine Theilnahme wie ungeheuchelte Freude auf der andern Seite. Da der Hofmeister dem Factor sagte, daß er den Versuch machen wolle, dem Herrn Pastor Buchwart einen Besuch abzustatten, und jener diesen Vorsatz nicht blos höchlich billigte, sondern auch versicherte, daß der Herr Pastor jetzt ganz gewiß zu Hause sein werde, und sich gewiß sehr freuen würde, einen solchen lieben Gast zu empfangen, so schieden beide wie alte liebe Bekannte voneinander mit einem kräftigen Händedruck und mit einem hellen und freundlichen Blicke von Auge zu Auge.

Jetzt erst fiel es unserm Fritz auf, daß bisjetzt niemand in der freiherrlichen Familie des Pastors Er=

wähnung gethan hatte. Und doch sollten beide, Patron und Pfarrer, auf dem besten Fuße miteinander stehen, ja ein altgewohntes und freundschaftliches Attachement zueinander haben.

Markbrand ging weiter, und mit einer Biegung nach links nahm ihn eine eigentliche Dorfstraße auf. Sie ist den übrigen Dorfstraßen im ganzen ähnlich: einzelnstehende Häuser mit unregelmäßig trennenden Zwischenräumen; bald ein größeres, bald ein kleineres Gehöft, bald auch eine Hütte; abgestufte Bedachungen: Ziegeln, Schindeln und Binsen. Ueber die Gartenmauern hängten verschiedene Fruchtbäume jetzt ihre theilweise noch blühenden Zweige. Der vertrauliche Fliederbusch fehlte aber selten, und er war jetzt eben in voller Blüte. An die Wände lehnten sich verschiedene Geräthe, und nur zwei oder drei sehr alte Gestalten hatten sich auf einer Walze, oder auch auf einem absichtlich angelegten Thorsitze eine Ruhestelle gesucht, und pflegten sich in der weichen Temperatur des schönen Frühlingstages. Sie verriethen nur noch das kümmerliche Dasein der letzten vegetirenden Kraft; denn bereits spielte das zweite und dritte Geschlecht zu ihren Füßen die einfachen und meistens staubigen Spiele, die den von ihren Aeltern am Tage über verlassenen Kindern beschieden sind. Die Alten sollten wahrscheinlich die Hüter spielen, aber sie waren bereits auch wieder an der Grenze der Kindheit. Sie schienen gar wenig Bekümmerniß umeinander zu haben. Die Kinder waren im ganzen sehr wenig belästigt von Kleidung, und was sie trugen, das litt auch keine Einbuße von der Arbeit, die namentlich ein Trupp

mit großer Emsigkeit unternahm. Es rann ein sehr kleiner Quell durch diese Straße. Er mußte wol werthvoll für die Bewohner sein, denn es war ihm ein ziemlich gutes Rinnsal von zusammengelesenen Steinen erbauet. In einigen Entfernungen speiste er eine Art von Bassin, welches gelegentlich den Enten zum Teiche diente, und es war ganz gemüthlich mit anzusehen, wie gerade jetzt die junge Brut in diesem ihren Elemente sich so gütlich that. Dies mochten auch die Wasserschöpfestellen für diejenigen sein, die keinen eigenen Brunnen auf dem Hofe hatten. In der Mitte zwischen zweien dieser Bassins etwa waren wol zehn bis zwölf Dorfkinder in dem noch arbeitsunfähigen Alter an dem Quellchen mit einer Abdämmung desselben beschäftigt, wobei es ebenso viel Arbeit wie Schmuz abwarf. Sie förderten wenig diese Kinder mit den flächsenen Köpfen, dicken und verbrannten und stark beschmuzten Gesichtern, baustigen Händen und baren Füßen, deren Haut man leicht für Leder nehmen konnte, das zuweilen mit einer gewissen Schwärze überzogen wird. Sie waren friedlich, diese Kinder, denn die Leidenschaften erwachen bei dieser Jugend später, und ein Genie, welches sich die Oberherrschaft erzwingt, thut sich selten hervor. Das Geschäft, das kaum einen Zweck verrieth, nahm sie ganz hin. Andere Kinder saßen für sich allein herum und waren jenem traurigen Hinbrüten überlassen, aus welchem kein Geist geboren wird. Ihre Beschäftigung war nur thierischer Art und erstreckte sich nur auf ihren Leib, indem sie sich in irgendeiner Weise eine behagliche Empfindung bereiteten. Ein Dorf in der Sommer-

zeit ist um diese Stunde in der Regel noch still, und so kam es, daß Fritz der Kirche am Ende dieser wahrscheinlich längsten Straße des Dorfs nahe herankam, ohne daß er auf irgendeinen erwachsenen Menschen gestoßen wäre. Nur schlugen im Tempo die Hunde an, wenn er von einer Thür zur andern kam. Vortheilhaft aber zeichnete sich doch diese Straße durch die in ihr herrschende Reinlichkeit aus. Es lagen keine Scherben, keine Lappen, keine unbesohlten Schuhe, keine todten Thiere, keine alten Laternen und vor allen Dingen keine Misthaufen inmitten des Wegs, und wodurch ein Dorf oft schreckhaft für den werden kann, der an die Ordnung und Reinlichkeit der Stadt gewöhnt ist. Der vorherrschende Sandboden auf der Dorflage mochte sehr viel zu der Ansehnlichkeit des Wegs beitragen. Es waren die einfachsten Anschauungen und Betrachtungen, unter denen Fritz bis zur Pfarre gelangte, und denen er sich hingab, weil ihm die Gegenstände noch neu waren, die ihn jetzt umgaben. Die Pfarre lag auf dem sogenannten Kirchplane, einem weiten ziemlich viereckigen Platze, der auf der einen Seite von der Kirchhofsmauer, auf der andern von der Pfarre mit ihren ansehnlichen Nebengebäuden, auf der dieser gegenüberliegenden von der Küsterei und der neuen Schule, und auf der vierten Seite von zwei kleinern Gebäuden, welche den Ausgang aus der Dorfstraße zwischen sich durch vermittelten, begrenzt ward. Diese letztern Gebäude schienen öffentlichen Zwecken gewidmet zu sein, denn längs dem einen, unter einem besondern hölzern Wetterdache, lagen die Feuerleitern und Feuerhaken, auch

standen ein paar rothangestrichene Sturmfässer in der Nähe. Im Innern des Schuppens, denn das Gebäude hatte nur Luken statt der Fenster, standen gewiß die übrigen Löschapparate, deren sich diese Gemeinde erfreute; deren Anwendung wir ihr aber unter Gottes Behütung nicht wünschen wollen. Das andere kleinere Haus, mit einem etwas kümmerlichen Aussehen, war das Armenhaus der Gemeinde, wie eine fromme Inschrift über der Thür verrieth, und es sah auch aus dem niedrigen Schiebefenster des Gemachs im untern Geschoß ein sehr altes Mütterchen, welches ganz und gar dem Spitteltypus an sich trug und der sich überall gleichbleibt, weil diese Leute in der Regel auf eine Diät gesetzt sind, die sie nie vollwangig und dickbäuchig werden läßt, aber sehr alt, sehr alt. Die Spittel beweisen, was eine magere Kost, eine sorgenfreie Lage und eine dürftige ärztliche Behandlung vermögen. Das alte Mütterchen mit den gläsernen Augen, mit den braunen starken Hautfalten und den zitternden Händen, wies auf das stattlichste Haus, als Fritz nach der Pfarre fragte. Der Kirchplatz hatte einen malerischen Anstrich. Die neue Schule war ein einstöckiges Gebäude, aus Backsteinen in einem guten Stil und ganz in Angemessenheit seiner Zwecke erbaut. Es war dem Bewohner erlaubt worden, weil er keinen Garten hinter dem Hause hatte, sich vor der Thür ein kleines Blumengärtchen mit einer Staketumfriedigung anlegen zu dürfen. Auch die alte Schule, ein zweistöckiges Gebäude von Fachwerk mit mäßigen Oekonomiegebäuden versehen, war ansehnlich, und lag im Schatten zweier ziemlich alten Birnbäume, die eben

noch blüheten. In der Mitte des ganzen Platzes, der, die betretenen Pfade abgerechnet, die ihn nach den verschiedensten Richtungen hin durchkreuzten, in auffallend kräftiger Weise beraset war, stand die ehrwürdige Dorflinde, ein Baum der Hunderte von Jahren zählte und die verschiedensten geschichtlichen Phasen des Dorfs erlebt hatte. Er diente noch jetzt, wo die Things und öffentlichen Schiedsgerichte längst ins Dunkel verkommener guter alter Sitten und Rechte hinabgesunken sind, zum Sammelpunkte bei den verschiedensten Veranlassungen. An diesem mächtigen Zeugen der Vorzeit hatte der ganze Kirchplatz seinen Halt. Die Krone der Linde wetteiferte entschieden mit dem Knopfe des Thurms an Höhe, und die reichen herabhängenden vollen Zweige mit dem feinen Blatte, gaben einen weiten, weiten Schatten. Die Kirchhofsmauer war massiv und gut erhalten, ein ziemlich seltener Fall, aber um so angenehmer auffallend, da die Kirchhöfe der Dörfer in der Regel von sehr miserabeln Umfriedigungen umschlossen werden. Die Mauer wurde in zwei gleiche Hälften durch einen oben offenen und mit einem Staketthor zugehaltenen Thorweg getheilt. Rechts und links an der Mauer entlang standen auf jeder Seite etwa zehn Maulbeerbäume, doch nicht mehr in voller Regelmäßigkeit, da die ausgegangenen durch Akazienbäume ersetzt waren. Durch das Gitterthor hatte man den vollen Blick auf die Kirche, die in der Quer davorlag, in einer Entfernung von ungefähr sechzig bis achtzig Schritt von dem Eingange, der gerade auf die südliche Eingangshalle der Kirche führte. An die Kirchhofsmauer grenzte eine andere, etwas niedrige, ebenfalls

massive Mauer, mit jener einen rechten Winkel bildend und mit dem andern Ende an das Pfarrhaus sich anschließend. Dahinter war der Pfarrgarten. Das Pfarrhaus selbst lag nur mit dem Giebel nach der Straße, hatte vor den Fenstern ein Staket mit dahinter gepflegten Blumen und einem Weinstocke, der sich bis in das zweite Stock hinanzog. Zwischen dem Wohnhause und dem großen Wirthschaftsgebäude, das mit demselben in paralleler Richtung hinlief, lag hart an dem Giebel die Zugangspforte in einer ziemlich hohen Mauer, und in einiger Entfernung davon der große Thorweg. Rechts und links von der Pforte standen auch zwei Lindenbäume, die aber fächerförmig gezogen und über der Pforte so ineinandergeflochten waren, daß sie mit Hülfe eines unterstützenden Spaliers gleichsam einen grünen Triumphbogen bildeten. Ueber der Pforte war eine kleine Blende angebracht, in welcher ein steinernes Mannsbildchen stand mit einem Reisesack auf dem Rücken und mit einem Stabe in der Hand. Die Figur war mit der Rundschrift umgeben: „Der Herr behüte deinen Ausgang und deinen Eingang.“ Ehe sich Fritz Eingang durch die Pforte vermittelst des daranhängenden Klöppels verschaffte, fühlte er sich versucht über die Gartenmauer zu blicken, ob er nicht den Herrn Pastor unter seinen Blumen fände, und es war ein Mann unter den Blumen des Frühlings zu sehen, der unzweifelhaft der Pfleger dieser stillen Zeugen seiner Freuden und seines Grams, der unzweifelhaft Pastor Buchwart war.

„Wenn es einem fremden Verehrer der schönen Blumen verstattet sein könnte, Herr Pastor, so möchte ich wol

um die Erlaubniß nachsuchen, Ihre Lieblinge auf einige Minuten mit verdienter Bewunderung ansehen zu dürfen."

Auf diese sehr passende Anrede faßte der Pastor den Sprecher über die Wand ins Auge, und „Kommen Sie! Kommen Sie!" war die herzliche Gegenrede. „Ich vermuthe schon, wen zu sehen und aufs freundlichste zu begrüßen, ich das Vergnügen habe." Und mit diesen Worten war der Pastor mit seinen herzlichen und auf der Stelle Vertrauen erweckenden Worten an der Wand, reichte seine Hand hinüber, und an einem aufrichtigen Händedrucke ergötzten sich beide Männer. „Sie sind Herr Candidat Markbrand. Man hat Sie längst erwartet. Gestern sind Sie angekommen. Ich bin schon etwas ungeduldig geworden, um so mehr, da mir vor nicht einer halben Stunde der Factor Strauß von Ihnen so viel Gutes und Liebes erzählt hat; um so herzlicher begrüße ich Sie nun, und wie freue ich mich, in Ihnen fortan einen jungen Freund zur Seite zu haben, an welchem sich der alternde theologische Geist mitunter erfrischen kann. Aber entschuldigen Sie nur, daß ich hier in meiner Freude so viele Worte mache, bemühen Sie sich nur an die Pforte und ich werde Sie sogleich über die gastliche Schwelle meines bescheidenen Hauses führen", und damit zog sich der liebenswürdige Geistliche mit einer muntern Hastigkeit von der Mauer zurück, um in eigener Person den Pförtner seines stillen Hauses zu machen.

Markbrand war gerührt über dieses herzliche Entgegenkommen. Wie schön, wenn sich die Genossen eines so heiligen Standes so freundlich begrüßen und so liebevoll aufnehmen! Wie schön, wenn der Aeltere dem

Jüngern ein so edles Beispiel der aufrichtigen brüderlichen Liebe gibt! Nur einige Minuten, und das wol kaum hatte diese flüchtige Begegnung gedauert, und doch hatte dieser würdige Seelenhirt auf den jungen Mann einen solchen Eindruck gewinnender Leutseligkeit gemacht, daß dieser der weitern Bekanntschaft jenes mit ehrerbietigen Schritten entgegenging. Der Pastor war ein schlanker Mann von mittler Größe; sein Gesicht trug beides an sich, was so leicht Vertrauen erweckt: Freundlichkeit der Mienen und heitere Ruhe des Blicks aus hellen blauen Augen. Sein Haar war nicht überreich und stark gebleicht, aber ein seidenes Käppchen hob die schöne hohe Stirn nur mehr heraus und stach ganz vortheilhaft gegen die jugendliche Farbe des Gesichts ab. Seine Zähne, die beim Sprechen etwas merklich sichtbar wurden, weil der Mund durch eine ziemlich kleine Oberlippe nicht ganz geschlossen wurde, waren noch vollständig und von gesundem Schmelz. Die bekannte weiße Binde war sauber und sorgfältig umgelegt; sonst schloß sich sein schwarzer, anständiger Rock bis an den Hals, eine Art soldatischer Gewohnheit, die dem Pastor von seinem Gouverneurleben geblieben war, ihm aber das hübsche Ansehen eines adretten Mannes gab. Die Bewegungen des gereiften Mannes waren sehr lebhaft, und da er die Mitte der Funfzig erreicht hatte, so mußte man ihm im ganzen eine jugendliche Frische zuschreiben.

Diese kurze Betrachtung war kaum möglich gewesen; denn fast in demselben Augenblick, wo Fritz die Pforte erreichte, wurde dieselbe auch von innen geöffnet, und der liebe Wirth empfing den lieben Gast und Fremdling mit dem Segenswunsche, der über die Thür ge-

schrieben stand. Es ist in dem geistlichen Stande üblich geblieben, den Bruder mit dem Bruderkusse zu begrüßen, und — so geschah es auch hier. Und nun war das Fremde abgestreift, und die Liebe fing an ihr stilles Walten. Fritz wollte nun im Tone der Welt noch mit einer Entschuldigung wegen der ungewöhnlichen Besuchszeit kommen und sonst wol noch etwas Verbindliches hinzusetzen, aber dies alles wurde durch den freundlichen Pastor abgeschnitten, indem er von diesem allen nichts hören wollte. Der Pfarrhof war geräumig, mit gutgehaltenen Wirthschaftsgebäuden umsetzt, hatte auch ein wirthschaftliches Ansehen, denn unzähliges Federvieh kam auf die Stimme des Pastors herbeigelaufen und herbeigeflogen; die klugen Hofhunde verhielten sich den empfangenen Winken gemäß ruhig, und nur ein etwas grämlicher brauner Dachshund — der den Wächter der Hausthür zu spielen schien und zur Gesellschaft einen ziemlich großen Kolkraben neben sich hatte, der mit ziemlich tiefer und rauher Stimme fragte: Wer ist da? — schien einige Umstände zu machen, den Unbekannten so ohne weiteres einzulassen. Sie traten in einen ziemlich geräumigen Flur, der von den beiden Fenstern rechts und links von der Thür sein Licht erhielt und auf den die verschiedenen Thüren und auch die große, breite, dunkelbraune Treppe auslief, die ins zweite Stock führte. Der Flur war mit rothen Backsteinen gepflastert und nicht übel gemustert, indem die Fliesen über Eck gelegt waren. Die Wände waren nur weiß getüncht, aber mit allerlei Schmuck behangen, der hierhin recht wohl paßte. Dahin war eine Reihe von alten, aber noch ziemlich gut er-

haltenen Oelgemälden zu rechnen, die von den frühern Inhabern der Pfarre irgendwo aufgekauft oder angesammelt, und dann derselben zum Inventar überlassen waren. Es waren meistens alte Kurfürstenbildnisse, Feldherren, Domherren, Geistliche von altem Ansehen und dergleichen. Die Nachfolger fuhren fort, den Hausflur auf ähnliche Weise auszuschmücken. Einer hatte auf einem zu diesem Zwecke angebrachten Gesimse alte Todtenurnen, riesige Humpen und dergleichen aufgestellt. Ein anderer hatte das eigenthümliche Cabinet mit ausgestopften Thieren versehen, und unser gegenwärtiger liebe Besitzer hatte an der Decke alle Erntekränze aufhängen lassen, die seit seinem Anzuge in der Pfarre eingebracht waren. Seine Lage brachte es mit sich, daß er Oekonomie treiben mußte; allein seit einigen Jahren hatte er dieselbe bis auf das geringste, nothwendige Maß eingeschränkt, da er ruhiger leben wollte und der Pfarracker auch jetzt eher seine zahlungsfähigen und erkenntlichen Abnehmer fand als früher. Das Haus hatte nichts Belästigendes durch diese seltsame Ausstaffirung bekommen, es lag vielmehr etwas Gemüthliches in dieser Sonderbarkeit und bewies den anhänglichen Sinn seiner Bewohner an diesen Sitz des geistlichen Hirtenamts.

„Da sich meine alte, liebe, gute Mutter ebenso herzlich über Ihren Besuch freuen wird, lieber Herr Candidat, wie ich, so erlauben Sie wol, daß ich Sie an meiner Studirstube vorbei in unser Familienzimmer führe.“ Damit nöthigte der Pastor unsern jungen Freund auf einen um zwei Stufen höhergelegenen Theil der Hausflur, auf den zwei Thüren mündeten. Die Thüre rechts

ward von ihm geöffnet, und Fritz trat nun in ein ziemlich geräumiges Zimmer, das seine wunderschöne Lage nach dem Garten hinaus hatte und deswegen einen überaus freundlichen Eindruck machte. Man konnte dieses Zimmer mit der einfachsten bürgerlichen Ausstattung, aber mit der entschiedensten Ordnung und Reinlichkeit nicht anders betreten, als mit der fast immer lauten Bemerkung derer, die es bewunderten: Ach, wie freundlich!

In einem ziemlich großen und bequemen Armstuhl am Fensterplatze, der durch die Sorgfalt des zärtlichen Sohnes zu einer immerwährenden Laube von gutgezogenem feinblätterigen Epheu für die liebe, alte Mutter eingerichtet war, saß die hochbetagte Matrone in der noch ganz frischen Fülle eines sogenannten gottbewahrten schönen Alters. Daß dies die Mutter dieses freundlichen Mannes war, sah man sogleich, denn auch sie reichte mit herzlichster Weise dem Eintretenden die Hand, hinzufügend, daß keine Vorstellung weiter nöthig sei; denn sie habe am offenen Fenster schon gehört, welchen lieben Gast ihr guter Sohn hereinbringen werde. Hier war also auch alles Ceremoniell abgeschnitten, und im Nu war der trauliche Kreis gebildet — drei Generationen in auf- oder in absteigender Linie, wie man will. Die Frau Professorin, so nannte man die alte ehrwürdige Dame allgemein, nahm nun ganz nach der Weise der lieben Mütterchen das Wort, das ihr auch ehrfurchtsvoll gestattet wurde, und sie richtete, wie es sich auch wol gebührte, eine reichliche Anzahl von Fragen an den jungen Mann, die aber aus ihrem Munde bei weitem mehr von wohlwollender Besorglichkeit, als aufdringlicher Neu-

gierde zeugten. Fritz befriedigte, soweit er konnte, durch bescheidene Antworten, und manches Stadium guter Bekanntschaft wurde zurückgelegt. Nachdem sich das liebe alte Mütterchen durch allerlei Kreuz- und Querfragen so ziemlich eingehend über Markbrand's Verhältnisse, und namentlich über seine gegenwärtige Lage, unterrichtet hatte, gewährte sie nun auch ihrem geduldigen Sohne die nöthige Zeit, das Feld der Bekanntschaft mit dem lieben Candidaten zu bebauen. Wir können es uns wol denken, daß sich einige Fragen sondirend um die theologische Stellung bemühten, die beide Männer von Fach einnahmen. Da beide offene Seelen waren und auch keinen Grund hatten, ihr System zu verstecken und ihre Ueberzeugungen zu bemänteln, so wußten sie in kurzem, wie sie zueinander standen. Sie waren beide nicht von extremer Richtung; der ältere war, wie es seine Zeit, in welcher er seine Hauptstudien machte, mit sich brachte, ein gemäßigter Rationalist mit gemüthlicher Färbung und nicht ohne alle positive Basis seiner dogmatischen Anschauungen, — die ganze Milde, die ganze Toleranz seines Systems fand in ihm den vollen Vertreter; nichts von zelotischem Eifer, nichts von fanatischer Unduldsamkeit sprach sich in seinem Wesen aus; die moralische Auffassung des Christenthums, als dessen wichtigste Seite, war in seine Natur und in seinen Charakter übergegangen und machte aus diesem Mann einen Geistlichen, einen Seelsorger, der die Seelen an sich zog und auch zu stärken und zu trösten verstand. Jetzt würde man dies „halbe Wesen" nicht accordiren; jetzt würde man diesen toleranten Sinn für

18*

Indifferenz verschreien und dieses Dringen auf Moralität ohne entschiedene Gläubigkeit für einen verkappten Pharisäismus halten. — Der jüngere, in anderer Schule gereift, für eine andere Zeit und für andere Bedürfnisse gebildet, war ein durchaus positiver Theolog, der ebenso wol die Autorität der Schrift in Bezug auf die wunderbarsten und geheimnißvollsten göttlichen Dinge, als auch die Autorität der Bekenntnißschriften seiner Kirche in allen Richtungen der kirchlichen Lehre mit völligster Unterwerfung seiner endlichen und irrigen Vernunft anerkannte; aber die Vielseitigkeit seiner Bildung, und namentlich auch die gemüthliche, ästhetische Anlage seines Wesens machten auch ihn zu einem billig denkenden Mann, der die geistigen Rechte anderer ebenso gut anerkennt, wie er sich die seinigen nicht schmälern zu lassen gesonnen ist. — Sie waren beide von jener humanen Bildung durchdrungen, die den Menschen, der seine geistigen Kräfte fühlt und auch seine wissenschaftliche Ehre für etwas Hohes ansieht, doch vor eitler Starrsinnigkeit und prahlendem Hochmuthe bewahrt. Die Männer fühlten es sich gar bald ab, daß sie auf verschiedenen Standpunkten der Wissenschaft und des Lebens standen; aber sie fühlten es auch ebenso sicher, daß sie vielfache gemeinsame Berührungen haben würden, und daß, da wo die geistigen Sphären auseinandergehen, die herzlichen um so schneller und inniger ineinanderlaufen würden. Auch maßen sie recht gut den Unterschied ihrer Lebens- und Studienjahre ab, und da der eine ebenso gut die Zeit kannte, die für ihn eine neue Zeit war, wie der andere d i e Zeit kannte, die für ihn eine ältere

wissenschaftliche Periode war, so waren sie auch beide vor ungeeigneten Zumuthungen gesichert, die der eine oder der andere bei Unkenntniß oder Nichtbeachtung dieses Punktes an den andern hätte machen können. Ein jüngerer und ein älterer Theolog aus verschiedenen Schulen und mit verschiedenen Systemen, aber mit allem wackern Rüstzeug einer bessern humanen Bildung, und namentlich mit vorherrschender gemüthlicher Richtung des ganzen Wesens werden, wenn wir nicht irren, recht bald in eine herzliche und vertrauliche Beziehung zueinander treten, eine glückliche Fügung, die dem jungen Mann, der noch mancherlei Lebenserfahrungen zu machen hat, sehr zugute kommen wird und für den ältern eine Erfrischung und Anregung bewirkt, die ihm bei seiner Zurückgezogenheit von der Welt, und auch von dem Tummelplatze der parteilichen Leidenschaften, sehr zu wünschen ist.

Man muß eben die Neigungen, Gewohnheiten und Manieren der Theologen kennen, um einen Gedanken- und Meinungsaustausch, wie der vorhin bezeichnete, nicht unter die gewöhnlichen, sondern unter die feststehenden Dinge einer ersten Begegnung zu rechnen. Wenn dies bei Männern einer andern Wissenschaft fast indiscret erscheinen könnte, so ist dies bei Theologen kaum zu umgehen, da sie in der That wissen müssen, wie sie zueinander stehen, um für die Folge in eine nähere oder entferntere Beziehung zueinander zu treten.

Nachdem dieser, wie sollen wir sagen, geschäftliche oder zünftige Gruß unter den Männern ausgewechselt war, ging das Gespräch in allerlei Richtungen über,

die wol mehr das äußerliche Leben, oder das Herz mit seinen innern Bedürfnissen betrafen. Jede Frage, die sich Markbrand seinerseits erlaubte, wurde ihm auf eine Weise beantwortet, die es ihm nicht leidthun konnte, sie aufgeworfen zu haben. So erfuhr er von seiner Principalität nur Gutes und Vortreffliches. Der Pastor bestätigte, daß er keinen edlern und zuverlässigern Freund habe als den Baron, und daß er aus diesem Verhältniß unendliche Vortheile und Erleichterungen für seine amtliche Stellung und Wirksamkeit gewinne. Die Gemeinde Barkow ist eine ziemlich ansehnliche Landgemeinde von nahezu an tausend Seelen. Die Einwohner des Orts sind in allen ihren Abstufungen insofern ein glückliches Landvolk zu nennen, weil sie, nach Befreiung von frühern Lästigkeiten und Hemmungen, und bei einem dankbaren fruchtbaren Boden, zu Wohlstand und mit Hülfe guter Schulen zu besserer Bildung gelangt sind. Das Gemeindewesen wird durch verständige Männer gut verwaltet und ist in der besten Ordnung. Die Leute sind kirchlich und hängen mit Zähigkeit an ihren alten Sitten, die man ihnen billigerweise läßt, weil sie vor manchen thörichten Nachäffereien des raffinirten modernen Wesens bewahren. Sie sind im ganzen gute Patrioten, treue Anhänger des Königs, und ihre Orts- und Familiengeschichte greift so innig und lebendig in die Geschichte ihres Landes und ihrer Fürsten ein, daß sie begreiflicherweise für die Neuerungen des politischen und socialen Staatslebens keine große Vorliebe haben, und zu den sogenannten getheilten Gewalten gar kein Vertrauen fassen. Dem Landmanne, wie er durch die Macht der

Verhältnisse an die Scholle gebunden ist, die ihn nährt, kann weder die ewige Aufregung, noch der stete Wechsel der neuen Staatsform zusagen. Er ist nur für das Stabile und das überkommene historische Recht, ist ihm die einzig zusagende Garantie für das, dessen er im ruhigen Besitze froh sein will. Der Prediger dieser Gemeinde, der mit ihr nun schon frohe und heitere Tage getheilt hat, die Kinder derer tauft, die er confirmirt hat und den größten Theil der Ehen eingesegnet hat, die die gegenwärtigen Familien bilden, besitzt das Vertrauen seiner Pfarrkinder, und er kann nicht anders als es mit innigstem Danke gegen Gott bekennen, daß er hier in einer glücklichen Arbeit im Weinberge des Herrn stehe, und keine aufrichtigere Bitte zu Gott habe, als daß er allezeit des Postens würdig befunden werden möge, auf den ihn der Herr so gnädig gestellt, auf dem er ihn so reichlich gesegnet hat.

Wie ging dies reine, würdige Bekenntniß dem jungen Manne zu Herzen, der sich eine ähnliche Laufbahn wünschte. Wie andächtig ward er gestimmt bei der Rede eines Mannes, der von solcher Dankbarkeit und Demuth im Andenken an Gottes Vorsehung durchdrungen war. Wie gar herrlich dünkte ihm der hohe Beruf eines Geistlichen, der solche Zeugnisse ablegen konnte!

Und dennoch war eine Rührung an dem lieben Geistlichen bemerkbar, die er vergeblich in Schranken zu halten suchte; und dennoch glänzte eine Zähre in seinem Auge, die von einem geheimen Schmerze zeugte! Fritz sah ihn fragend an, aber mit einem so reinen theilnehmenden Blicke, daß der Geistliche ihn vollkommen

verstand, wie nichts erforscht werden sollte, sondern wie man gern, ach so gern einen Tropfen Balsam auf eine aufgesprungene Herzenswunde träufen möchte. Es entstand eine kleine Pause. Darauf wandte sich der Geistliche ein wenig nach der Seite des Zimmers, der er bisjetzt halb abgekehrt gesessen hatte. Es hingen mehrere Porträts an der Wand, unzweifelhaft Familiengemälde. Zwischen den Bildnissen zweier ältlicher Männer hing das Porträt einer Madonna sehr schön in Pastell und mit einem frischen Blumenkranze umkränzt. Wir sagen Madonna in Bezug auf das Gesicht und die Figur, wenngleich wir diesen Ausdruck in Bezug auf das Costüm nicht rechtfertigen können. Mit einer weicher werdenden Stimme sagte dann der Geistliche, daß dieser Engel, den der Candidat hier sehe, seine geliebte, verklärte Eleonore sei, die ihn nur den einzigen, aber auch ewigen Schmerz auf dieser Erde bei ihrem zu frühen, ach nur zu frühen Abschiede bereitet habe; sonst aber habe er nur Ein Andenken, das unvergängliche um ihre vollkommene Liebe, Reinheit und Tugend. Nun aber weinte der Mann voll Glaubens an Gottes heilige Vorsehung ohne Rückhalt, und die Sympathie riß auch die beiden andern hin. Die liebe alte Mutter betheuerte auch unter hellen Thränen, daß wol selten noch ein so edles Herz über diese Erde ginge, wie es die gute Selige gehabt, und wie schön und wie liebenswürdig sie gewesen, ließe sich nun einmal mit Worten nicht wiedergeben. Heute eben sei ihr Geburtstag, darum sei ihr Bildniß frisch bekränzt, und hieraus möchte sich der liebe Gast die große Rührung erklären, die sie beide in

diesem Augenblick ergriffe. Ja, wenn sie eine leibliche Tochter gehabt hätte, unmöglich hätte sie dieselbe reiner, inniger und stärker lieben können, als die engelgute Leonore; aber auch sie hätte an diesem Wesen von so viel Gemüth und Geist eine Seele gehabt, die wieder zu sehen und in jenen heiligen Gefilden zu begrüßen gewiß der schönste Theil ihrer Seligkeit sein würde.

Der Geistliche erhob sich, ging zu seiner vortrefflichen, liebevollen Mutter, umarmte sie mit heißer Inbrunst und bedeckte sie mit den zärtlichsten Küssen.

Unserm jungen Freunde gingen die Augen über, und als es anfing etwas ruhiger und gefaßter zu werden, bat er, sich zurückziehen zu dürfen, da er sich in die heiligen Empfindungen eines solchen Tags nicht mit ungewünschter Theilnahme mischen wolle. Allein man bat ihn mit so warmen und treuherzigen Händedrücken, doch gerade um deswillen zu bleiben, da es so überaus wohlthuend sei, einen Freund um sich zu wissen, vor dem man seine innersten Gefühle nicht zu verschließen brauche. Es ward ferner von beiden behauptet, daß es ihnen fast ein dringendes Bedürfniß sei, von der Dahingeschiedenen an solchem Gedenktage zu sprechen, und der immer noch still weinende und mit zärtlichem Blicke auf das Porträt seiner verklärten Gattin hinschauende Geistliche fügte hinzu, daß er kein größeres Glück kenne, als in einer solchen stillen und feierlichen Stunde von seiner ewiggeliebten Eleonore zu sprechen. Sei es ihm doch immer, als habe er dann die Unvergeßliche an seiner Seite und genösse er die unbeschreibliche Wonne ihrer Gemeinschaft. Auf solche herz-

liche Bitte blieb denn unser junger Freund gern in einem so liebevollen Kreise und genoß das ehrende Vertrauen, daß ihm die Lebensgeschichte dieser Heimgegangenen mitgetheilt wurde, wodurch er ebenso sehr in das innerste Familienleben dieser guten Menschen, wie in ihren ganzen Tugendwerth eingeführt wurde.

Da die Lebensgeschichte der frühvollendeten Pastorin Eleonore Buchwart, geborenen Cordiani, nicht ohne einiges Interesse für unsern Leser und nicht ohne allen Zusammenhang mit unserer größern Geschichte bleiben wird, so werden wir hier dieselbe einschalten, wie sie sich aus der Erzählung des trauernden Pastors und den öftern Ergänzungen seiner Mutter, der alle Einzelheiten im treuen Gedächtniß geblieben waren, wiedergeben läßt.

Im Jahre 1833 tauchte plötzlich ein Virtuose auf der Geige in der Residenz auf, der ebenso wol durch seine Erscheinung wie durch die eigenthümliche Behandlung seines Instruments eine ungewöhnliche Sensation erregte. Der Mann im schönsten kräftigsten Mannesalter war ein Musterbild italienischer Schönheit. Der Mann hatte etwas Apartes und Vornehmes an sich, das sich im ersten Augenblick seines Auftretens zu erkennen gab und zwischen ihn und seinen Standesgenossen einen solchen wesentlichen Unterschied bildete, daß man ein hohes Interesse einer Erscheinung abgewann, die sich nicht durch die Fehler des Künstlerthums herunterdrückte, sondern durch die Tugenden, wie sie die reine Liebe zur Kunst erzeugt, bedeutend gehoben ward. Keine Eitelkeit, kein Ehrgeiz, kein Neid, keine gemeine Speculation, keine Charlatanerie, keine Habsucht und Gaunerei befleckte diesen Mann von nobler

Haltung; er trat auf, producirte seine Fertigkeit, riß hin, begeisterte, und wenn er sich in jeder Beziehung mit aller Anständigkeit seiner Verpflichtungen entledigt hatte, dann zog er sich auf das bescheidenste zurück und lebte in möglichster Stille. Zuerst war er auf geringern Stellen aufgetreten, allein da auch die Salons dritten und vierten Ranges oft in den Tiefen ihrer Gesellschaft sehr vornehme und einflußreiche Persönlichkeiten bergen, die sich aus irgendeinem Interesse in eine solche Sphäre, und zwar incognito begeben, so ward der ausgezeichnete italienische Virtuose Cordiani durch diese Zugvögel in höhere Regionen gehoben. Dieser Mann gab dem damaligen Geschmack eine neue Richtung. Das Geisterspiel, bei welchem die Seele in seltsame Verzückungen gerathen konnte, wie es ein Paganini getrieben hatte, war dennoch den Nerven zu viel geworden, um angenehme Erinnerungen davon zu behalten. Die Leistungen eines Ole Bull verstiegen sich so weit ins Fabelhafte, daß man zuletzt den Jongleur nicht mehr vom Künstler zu unterscheiden vermochte. Wer damals noch an eine Spohr'sche Geige, an eine Müller'sche, David'sche Geige gewöhnt war, der konnte sich an ein solches gewagtes Spiel, an ein solches Hazardspiel, wobei die verzweifelsten Gänge gewagt wurden, nicht gewöhnen. Cordiani spielte wieder ein neues, reines, seelenvolles Spiel. Er führte die Seele an sanfter Hand, am goldenen Leitseil eines Engels durch die schönsten Gefilde Elysiums. Es blieb dabei keiner auf der nackten, öden und rauhen Erde, es schmolzen alle Herbigkeiten, Schmerzen und Peinlichkeiten unter der sanften Glut dieser Töne. Dies

Spiel brachte Ordnung in die empörten Gefühle, besänftigte die wildesten Leidenschaften und gab dem gereizten Herzen die mildeste Versöhnlichkeit zurück. Wenn dies Spiel zur Freude weckte, so war sie kindlich, ohne alle grobsinnliche Mischung; wenn es zur Wehmuth stimmte, so hob es auch stets die süßen Thränen aus der Brust, welche sie in sanftester Weise milderten. Dieses Spiel fand in einer Zeit einen fruchtbaren Boden, wo man sich mit den gelangweiltesten Gefühlen umhertrug, da immer die Ereignisse nicht kommen wollten, die der prophetische Geist der Geschichte als nahe bevorstehend verkündigt hatte. Man mußte immer etwas Ungewöhnliches, Pikantes haben, an welchem sich der dürstende Geist letzen konnte. Mitten in der Uebertriebenheit der Kunst wünschte man auch einmal der holden Abwechselung wegen eine maßvolle Darstellung ihrer erhabenen Möglichkeiten, nur durfte in solchem Falle die Originalität nicht fehlen. Originalität und Mystik, das waren zwei Factoren, die einen bedeutenden Eindruck damals hervorzubringen vermochten. In Cordiani verknüpfte sich beides. Dies war ein origineller Künstler, und zwar mit Verwendung der einfachsten und reinsten Mittel; und daß er etwas anderes war, in jedem Falle etwas Höheres war als er schien, das ließ sich um deswillen mit Sicherheit annehmen, weil er nicht das gewöhnliche Treiben der Künstler theilte, denen ihre Kunst eine Quelle der möglichsten Vortheile sein soll. Es blieb nicht aus, Cordiani ward ans Licht gezogen. Er strahlte als Stern erster Größe bald in den obersten Sphären. Er hätte aus seiner Kunst ein Goldenes Kalb machen

können. Sein berühmter Landsmann, der damals Generalkapellmeister war, hätte ihn gern unter seinen Commandostab gestellt. Er bot ihm eine einträgliche Concertmeisterstelle an. Cordiani schlug dies alles aus: Ehren, Orden, Brillanten, Intriguen, Feten, Abenteuer. Er nahm sein gerechtes, bescheidenes Theil von seinen Concerten, während immer ein anderes überfließendes Theil irgendeinem wohlthätigen Zweck gewidmet war. Dann zog er sich auf längere Zeit in seine stillgelegene, durchaus nicht elegante Wohnung zurück, componirte wieder neue Sachen für sich und für andere, die seiner Manier huldigen wollten, unterrichtete angehende strebsame Jünglinge um ein billiges Honorar, und widmete seine übrige Zeit seiner einzigen Tochter Eleonore, deren wissenschaftliche und künstlerische Ausbildung er allein übernommen hatte. Eine Gattin hatte er nicht. Diese war ihm nach seiner kurzen und nothgedrungenen Erzählung in Rom gestorben, kurz nach dem ihm diese Tochter von ihr geboren war. Eleonore mochte bei dem ersten Auftreten ihres Vaters ein Mädchen von etwa dreizehn bis vierzehn Jahren sein; eine heranreifende Jungfrau von engelhafter Schönheit. Sie versprach eine vollkommene Römerin nach den strengsten Begriffen der Schönheit dieser Gattung zu werden. Der um seine einzige Tochter so ängstlich besorgte Vater hütete sie vor allen ungünstigen und feindseligen Einflüssen. Er hatte eine alte zuverlässige Wärterin bei diesem Kinde gehabt, ein braves, gewissenhaftes Weib, das vollkommen die ihm obliegenden Pflichten erfüllte, und aus Liebe zu dem Kinde, das sie von Kindesbeinen auferzogen hatte,

mit seltener Treue um dasselbe wachte. Cordiani wohnte nicht nur in demselben Hause, sondern auch in demselben Stock dieses Hauses mit dem Gymnasialprofessor Buchwart und dessen kleiner Familie, die zwar aus vier Personen, aus Mann und Frau und zwei Söhnen bestehend, doch meistens nnr zwei anwesende Glieder zählte, da der ältere Sohn bereits Cadettengouverneur war und in der Cadettenanstalt wohnen mußte, der jüngere Sohn aber damals als Kaufmann in Danzig conditionirte. Die nahe beieinander wohnenden Hausgenossen wurden bald miteinander befreundet. Eleonore besonders war sehr gern in der Buchwart'schen Familie gesehen, da hier keine eigene Tochter war. Das Kind hing bald an den lieben Leuten und flog in die Arme der Frau Professorin, als wäre diese ihre Mutter gewesen. Der Professor hatte der lieben Eleonore immer etwas mitzubringen, und als es endlich Cordiani wagte, den Professor Buchwart um einigen wissenschaftlichen Unterricht für seine Tochter zu bitten, so war dies die größeste Freude, die dem Ehrenmanne bereitet werden konnte. Eleonore war in den besten Händen, wenn der Vater, was alljährlich geschah, auf einige Monate eine Kunstreise unternahm und das Kind für diese Zeit in der Obhut und in der Pflege der lieben Buchwarts blieb. Die Tochter nahm er nie auf diese Reisen mit. Ein Punkt blieb verborgen. Welcher Confession gehörte Cordiani an, in welcher Kirche sollte seine Tochter eingesegnet werden? Doch auch dieser Punkt kam zur Entscheidung, da seine Tochter das vierzehnte Jahr überschritt. Er schickte sie in den Confirmandenunterricht des Predigers

der reformirten Kirche der französischen Colonie. Sie war also keine Katholikin, oder sollte wenigstens keine werden. Ob Cordiani jemals eine Kirche besuchte oder einer Communion beiwohnte, wußte man nicht. Als Eleonore confirmirt wurde, war er gerade sehr krank, aber ohne Verstellung, und er bat deshalb die lieben Buchwarts um älterliche Stellvertretung bei dieser wichtigen und feierlichen Handlung. Eleonore war zur Jungfrau herangereift. Ihre italienische Natur hatte ihre Entwickelung selbst unter dem nordischen Himmel befördert. Die Stadt, in der sie lebte, war groß, sehr groß; aber ob sie nicht die gefeiertste Schönheit des Tags geworden wäre, hätte sie aus ihrem Dunkel heraustreten dürfen: keinen Zweifel hätte dies erlitten. Und sie sollte heraustreten. Sonderbar war die Bestimmung, die der Vater hinsichts des künftigen Loses seiner Tochter traf, die er doch so still erzogen, die er so sorgfältig vor den Schlingen der Welt bewahrt hatte. Er selbst bildete sie zur Opernsängerin aus. Er hatte Hoffnung, daß sie eine Dame des ersten Rufes in ihrem Fache würde. Ihre Stimme war ausgezeichnet, ihr Gehör fein, ihr Talent groß, ihre äußere Erscheinung imponirend, blendend, bezaubernd. Das Mädchen hatte anfangs keine Idee von dem, was sie werden sollte. Sie ward in ein Conservatorium zur Gesangsausbildung aufgenommen. Sie zeichnete sich bald aus. Sie sang bald Solos. Sie ward bald eine Zierde der Schule. Der Vater nahm sie mit ins Theater. Sie sah, sie hörte die Opern, die damals Furore machten. Sie that alles, was der Vater wollte; aber es war unmöglich,

daß sie sich in dem Grade fürs Theater begeistert fühlte, als er es wünschte. Ein dem Vater geheim gebliebener Einfluß bildete ein Hinderniß seiner Wünsche. Wir übergehen, um zum wichtigsten Wendepunkt im Leben dieser Jungfrau zu kommen, die kleinern Zwischenfälle und Uebergangsstufen. Sie trat endlich in einem Alter von sechzehn Jahren öffentlich auf dem Theater auf in der Rolle der Julie in „Montecchi und Capuletti“ von Bellini. Vielleicht hat noch kaum eine zweite Künstlerin bei ihrem ersten Debut einen solchen Enthusiasmus erregt als Eleonore. Sie wäre fast erstickt, gestorben unter den Beifallstürmen und zugeworfenen Blumenkränzen, wenn sie nicht ein verabredeter Anblick im Theater aufrecht erhalten hätte. Die Huldigungen, die sie in den Zwischenacten erfuhr, waren glänzender, als sie eine Dame ihres Alters ertragen konnte. Herren des höchsten Ranges, fürstlichen Ranges, umgaben sie mit den gesuchtesten Schmeicheleien. Das arme Mädchen wäre lieber als ein auserſehenes Opfer für Rettung anderer in den Tod gegangen, als diese Erhebung in die Regionen einer eigenthümlich brustbeklemmenden Atmosphäre zu ertragen. Der Vater saß still, fast in sich versunken, mit wehmüthiger Miene in der kleinen Orchesterloge, als seine Tochter beim Schlusse des Stücks mit einem unerhört stürmischen Applaus gerufen und mit Blumen überschüttet wurde. Er fuhr mit seiner Tochter nach Hause, und als sie beide bleich und angegriffen im stillen Zimmer ihrer Wohnung ankamen, da fiel die Tochter ihrem Vater mit einem Strom von Thränen um den Hals und bat ihn, flehete ihn an, beschwor ihn, sie nicht

dem furchtbaren Theater zu opfern. Der Vater schwieg und behielt sich sein Urtheil bis auf weiteres vor. Als aber am andern Tage ein überaus werthvolles Geschenk von einem der königlichen Prinzen überreicht wurde und ein begleitendes Briefchen die Bitte aussprach, einen Besuch machen zu dürfen, um sich nach dem Befinden der gekrönten Sängerin nach einem so tumultuösen Abend erkundigen zu dürfen, da flammten Cordiani's Augen auf, Juwelen und Blumen und Brief wurden nicht angenommen, und den Besuch verbat man sich ein für allemal in sehr bestimmten Ausdrücken in einem zwei Reihen langen Briefe. Eleonore war vom Theater erlöst. Es war nie mehr die Rede von einem solchen oder einem ähnlichen Beruf. Eleonore segnete die Stille, die ihr wieder zum Wohle ihrer Seele verliehen war.

Es mochte ein Jahr in dieser stillen Weise verflossen sein, als Eleonorens Vater von hinnen schied. Ein tiefergehendes Brustleiden, als man es ihm bisher hatte zugestehen wollen, setzte seinem wahrscheinlich sehr bewegten Leben ein schnelles und — unvermuthetes Ziel. Was kindliche Liebe und Hingabe um einen zärtlich geliebten Vater vermochte: Eleonore bestand diese Proben der Selbstverleugnung und freudigsten Aufopferung musterhaft. Der Abschied vom Scheidenden war herzzerreißend, überwältigend. Der Schmerz um den Todten quoll aus tiefen Wunden. Die Thränen, die aus dem Auge eines Kindes flossen, das sich nur der Liebe ihres Vaters erinnerte und erfreuete, das nie eine Mutter gekannt hatte und alles einem so zärtlichen und liebevollen Vater verdankte, konnten nicht

reiner sein. Aufrichtigere und dankbarere haben nie ein Grab gesegnet. Der Trennungsschmerz für beide wäre furchtbar gewesen, wenn Gott sich nicht mit seiner Fürsorge ins Mittel gelegt und ihn für beide Theile gemildert hätte. Der sterbende Künstler hatte den Trost, daß seine heißgeliebte Leonore in der edeln Buchwart'schen Familie eine schützende Aufnahme finden würde. Es bedurfte kaum der heiligen Versprechungen, die ihm deswegen von Herrn und Frau Buchwart gegeben wurden. Wußte er doch, wie groß und wie ungeheuchelt die Liebe war, die diese edeln Menschen gegen seine liebenswürdige Tochter hegten. Wußte er doch, daß sie über ihren vollen und ungetheilten Besitz ebenso glücklich werden würden, als wenn ihnen der Himmel auf unverhoffte Weise eine Tochter geschenkt hätte. Leonore konnte auch nicht die geringste Bekümmerniß um ihre Zukunft haben, da sie, auch wenn sie eine tausendfache Wahl glänzender Aussichten gehabt hätte, doch nirgends hätte lieber sein wollen, als bei ihren lieben, lieben Buchwarts. Es bestand auch in der That schon ein anderes Band, welches sie auf die innigste und zarteste Weise mit dieser achtungswerthen, gebildeten Familie verband. Der ältere Sohn, der Gouverneur, obwol um acht Jahre älter als Eleonore, hatte eine herzliche Zuneigung zu diesem selten guten und schönen Mädchen gefaßt. Diese Liebe ward mit dem ganzen Feuer einer ersten Liebe erwidert. Leonore, allein stehend, ohne auch nur die geringste Kenntniß von ihren Verwandten zu haben, wäre ohne alle diese Umstände einer trostlosen Waisenschaft entgegengegangen. Vielleicht hätte sie

dennoch ihre Antipathie gegen die Bühne überwinden müssen; so brauchte sie es nicht, so ward sie die zärtlich geliebte Tochter einer Familie, in deren stiller Umgebung, in deren friedlichem Schutze sie sich glücklich fühlen und immer reicher entfalten konnte. Der Umgang mit dem Vater war für ihren Geist bildend, der Umgang mit der Mutter, der sie sich ganz wie eine Tochter hingab und widmete, ward für die Entwickelung ihrer weiblichen und häuslichen Tugenden ein reichlich sprudelnder, aber sanfter Quell; der Umgang mit dem Sohne, der sich noch lange in den Grenzen einer stillen und bescheiden bewahrten Liebe hielt, war ein überreicher Schatz für ihr Herz, aus welchem sie ebenso viele Freuden wie sanfte Erfahrungen nehmen konnte. Genug, die göttliche Vorsehung hatte auf das liebevollste für Leonore gesorgt, als ihr deren Wille mit dem Vater alles, was diese Erde an reinen Gütern besitzt, zu nehmen schien.

Glückliche Jahre vergingen auf diese Weise jener trauten Familie. Eleonore trauerte zwar in gebührender unvergeßlicher Weise um ihren Vater, aber da sie es schon in ihren Jahren herausgefühlt hatte, daß ihr Vater an einem schweren geheimen Kummer litt, daß er oft sehr unruhige und dann wieder sehr schwermüthige Stunden hatte, die auf voraufgegangene Leiden, Stürme und schmerzliche Erfahrungen schließen ließen: so gönnte sie ihm den Frieden seines Grabes, das sie mit treulicher Hand pflegte und in dessen Feierraume sie oft ihre kindlichen Gebete verrichtete. Hätte sie doch nur seine Lebensgeschichte gekannt! Wüßte sie doch nur, welchem herben Schicksal er auszuweichen gesucht hatte und dem

er doch endlich so früh erliegen mußte! Warum doch sprach er nie von seinem schönen Vaterlande? Warum nannte er nie den Namen ihrer Mutter? Warum erwähnte er auch nicht eines seiner Verwandten! Und er mußte doch aus sehr guten Verhältnissen sein. Seine Bildung, sein Benehmen, sein Wesen war so vornehm. So manche Dinge, die er wie Heiligthümer schätzte und verehrte, deuteten darauf hin, daß er den bessern Kreisen der Gesellschaft mußte angehört haben. Seine Hinterlassenschaft für sie bestand aus einer ansehnlichen vorhandenen Baarschaft, aus werthvollen Kunsteffecten, aus ihrem Geburtsscheine, dem der Todtenschein ihrer Mutter beigefügt war, und aus einem Medaillon, das er fortwährend auf seiner Brust trug und dessen allertreueste Bewahrung er seiner Tochter empfahl, dringend empfahl, gleichsam auf die Seele band. Es war dies seine letzte Sorge und Bitte. Dann schloß er das Auge.

Nach einem mehrjährigen Liebes- und Brautstande fand endlich die glückliche Vermählung des zum Prediger nach Groß-Barkow berufenen Herrn Heinrich Buchwart mit Eleonore Cordiani statt. Das war ein glücklicher Tag für alle, die ihn erlebten. Damals lebte der alte Herr Professor Buchwart noch, und sein reichster Segen kam auf das Haupt seiner vielgeliebten Kinder. Sein zweiter Sohn Adolf war inzwischen nach Amerika gegangen, um dort Theilnehmer an einer großen Handlung zu werden. Sein Glück, oder vielmehr sein irdischer Wohlstand, ja sein Reichthum blühte mit riesiger Schnelle empor. Er hatte eine Braut in Deutschland, es war die Tochter seines ehemaligen Principals in Danzig.

Er konnte als reicher Handelsherr um sie werben und sie in die Neue Welt abholen. Das dort ist das Bild des Vaters zur Rechten Eleonorens, das liebe, freundliche Bild, das auch jetzt so begütigend und segnend auf diese Thränen blickt. Das andere zur Linken, nahe dem Herzen seiner Tochter, ist das Bild des Vaters Eleonorens, das schöne, geistreiche und doch so schwermuthsvolle Bild. O, diese lieben Seligen, wie werden sie in heiliger, himmlischer Gemeinschaft des Himmels Wonne und Frieden genießen, wie werden sie ein jeder den Lohn ihrer Tugend und ihres Glaubens davon tragen! Ach, und auch Adolf ist nicht mehr, der gute Sohn, der liebevolle Gatte, der treue Bruder. Er ist zu früh einem allzu großen Wirkungskreise entrissen. Er ist das Opfer der thätigen Menschenliebe bei einem öffentlichen Unglück geworden. Doch seine hinterlassene brave Witwe, seine einzige Tochter, erwarten wir jeden Tag, und die liebe alte Frau in ihrem Lehnstuhle lächelte durch reiche Thränen und jauchzte doch froh auf in ihrem bittern Schmerze. Ach, wie ist ihr zu bange, sie möchte die Freude nicht erleben, diese ihre einzige Enkelin, diesen allergrößten Schatz ihres ungeheuer reichen Sohnes noch vor ihrem Tode zu sehen!

Die Scene, die sich unter diesem Gespräche entwickelt hatte, war eine der empfindungsreichsten, die es nur geben kann. So ernst, so traurig die einzelnen Züge dieser Episode auch sein mochten, ihre Darstellung geschah mit solcher Milde, Sanftmuth und Ergebung, daß man ein Gefühl haben konnte, als fände ein wirklicher Verkehr mit den theuern Verklärten statt. Man

sprang nicht mit Hast von der heiligen Stimmung ab, die durch diese Mittheilungen entstanden war. Dann endlich bemerkte Pastor Buchwart, daß er dem lieben Gaste nicht ohne eine noch besondere Absicht die Geschichte von seiner theuern Entschlafenen bis zu einem gewissen Punkte, der vor der Hand nicht überschritten werden dürfe, erzählt habe, damit er bekannt mit derselben nicht am unrechten Orte eine Neugierde, wenn auch eine ganz erlaubte, danach verriethe; namentlich müsse er es ihm zur Pflicht machen, möglichst in Gegenwart der Baronin von Italien nicht zu sprechen, und dies am allerwenigsten in Bezug auf die entschlafene Eleonore und ihren seligen Vater zu thun. Später würde er vielleicht die wichtigen Gründe zu dieser Vorsicht erfahren.

Nachdem nun noch andere Dinge in traulicher Weise besprochen waren und die Zeit heranrückte, die Markbrand als schicklich zum Abschied von dieser liebenswürdigen Familie erachtete: so schied man denn auch voneinander mit herzlichster Zutraulichkeit von beiden Seiten und mit dem Versprechen, bald, recht bald wieder eine ähnliche Stunde miteinander zu theilen. Gedankenvoll aber verließ unser junger Freund diese Wohnung des Friedens, — die auch nicht ohne Thränen war.

Elftes Kapitel.

Unsere Talente haben einen großen Antheil an unserm Schicksal.

Gedankenvoll verließ unser junger Freund die stille, ehrwürdige Pfarrwohnung. Der Kirchplatz war immer noch so ruhig und feierlich. Noch begann auf ihm das Spiel der Dorfjugend nicht. Es war noch zu hell am Tage. Am liebsten kamen die jungen Leute auf dem Dorfe in der Dämmerung aus ihren Hütten. Am liebsten spielen die Kinder an schönen Mondscheinabenden. Dies paßt besser zu ihren Phantasien. Dies dringt tiefer in ihre Gefühle ein.

Wie viel hatte doch der junge Mann, der im tiefen Nachsinnen über den weiten Kirchplatz schritt, an diesem einen Tage erfahren! Welcher Wechsel der Auschauungen war an ihm vorübergegangen! Welche Eindrücke hatte sein Herz bekommen! Dies war also die hohe Lebensschule, deren Weisheit, deren Erfahrung, deren Geschmack er sich aneignen wollte? Dies waren also die Menschen der bessern Stände, der feinern Bildung, der höhern Lebensansprüche, unter denen er sich seine Muster wählen, deren Sitten, Manieren, Gewohn-

heiten er annehmen sollte? Dies war also der höher gelegene Standpunkt, von dem aus er die Menschen und ihre Schicksale, ihre Tugenden und ihre Verirrungen, ihre Freuden und ihre Thränen beobachten konnte? Wie still, wie wenig erregend, wie frei von allen Gewaltthätigkeiten und Stürmen war sein bisheriges Leben dahingeflossen! Wie verschiedenartig waren mit einemmal die Gefühle, die Gedanken und Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen, die ihm die Menschen einflößten, die ihm in dem Raume weniger Stunden begegnet waren, und mit denen er sich wie auf einer kleinen Insel des Oceans zusammengetrieben sah, und mit denen er länger in nächster Beziehung bleiben mußte! Wie gern wäre er mit einzelnen für sein ganzes Leben auf dieser kleinen Insel in stiller Verborgenheit und ohne weitere und größere Ansprüche an die wechselvolle Welt geblieben! Und wie schrak er unwillkürlich zusammen, wenn er daran dachte, daß andere sein künftiges Schicksal in ihrer Hand und in ihrer Gewalt haben könnten!

Was denkt nicht alles ein junger Mensch nach einem solchen ersten Tage seiner Bekanntschaft mit der größern Welt! Vorzugsweise beschäftigte ihn die im ganzen wehmüthige Familiengeschichte, die man ihm mit einem seltenen Vertrauen zu seiner Jugend und zu seinem Herzen mitgetheilt hatte. Aber die Geschichte war ihm nicht in ihrer Vollendung vorgetragen. Man hatte ihm ebenso absichtsvoll den ersten Theil derselben mitgetheilt, wie man ihm ebenso absichtsvoll den zweiten verschwiegen hatte. Es blieb ein Dunkel auf dieser Geschichte. Sie

war nicht ohne Geheimnisse. Der gute Pastor, dieser gemüthvolle Mann, hatte gewiß allen Grund, auf diesen zweiten Theil seiner Geschichte einen Schleier fallen zu lassen. Wie liebte er diese beweinenswerthe Frau, die ihm noch lange das Leben hätte verschönen können, so innig, so wahr, ja so mit heiliger Leidenschaft! Der Mann war unvergleichlich liebenswürdig in seinem Schmerz. Er konnte die prahlende Welt Lügen strafen, die so oft und so frivol behauptet, daß es keine wahre und keine treue Liebe mehr gebe. Aber warum sollte er so vorsichtig der Baronin gegenüber sein und sich von dieser Sache nichts merken lassen, und besonders Italien ganz unerwähnt lassen? In welchem Zusammenhange mochte diese vornehme Frau mit jener Künstlerfamilie stehen, die aus Italien, aus diesem Lande der schönen Künste und der freiern Lebensansichten zu uns kältern Naturen unsers rauhen Nordens herübergekommen waren, wie es viele Kinder dieser schönern Zonen thun, um uns mit ihren reizenden Leistungen zu ergötzen, mögen sie selbst immerhin ihren Busen voll Sorgen und ihre schönen, brennenden Augen voll Thränen haben. Jetzt freilich mußte er sich dessen wieder erinnern, mit welchem Eifer gerade die Baronin das Goethe'sche Schwermuthslied von Italiens schönem Himmel, duftenden Blüten, goldenen Früchten, dunkeln Schluchten und marmornen Sälen, von ihm verlangt hatte; wie hingerissen sie von seinem Vortrage ward, in welches Glühen der Augen und der Wangen sie dabei gerieth, und wie tiefseufzend sie den unendlichen Reiz dieser Romanze anerkannte. Jetzt freilich mußte

es ihm auffallen, wie fast ängstlich die übrigen bei dieser Scene waren und wie die Frau von Debonal, die den Schutzgeist dieser Familie zu spielen schien, den nahen Aufbruch der Gesellschaft herbeiführte, als die Reminiscenzen dieses Liedes noch nicht ausgeklungen haben konnten. Auch der Baron war ja stiller geworden, der bis dahin so heiter und gemüthlich gewesen war. Warum waren sie alle so feierlich gestimmt, da dies doch unmöglich die Wirkung eines so ganz bekannten und wenn auch gut vorgetragenen Gedichts sein konnte? Der Aufschluß dieses Geheimnisses war ihm nicht ganz versagt. Jetzt sagte er sich, daß es eine gemeine Neugierde sein würde, wenn er mehr zu erforschen suche, als man ihm freiwillig oder zufällig davon enthüllte; jetzt sagte er sich, daß er kein Recht habe, auf irgendeinem lauernden oder diebischen Wege in die Geheimnisse zweier so achtbarer Familien zu dringen, wie die des Barons und des Pastors, die ihm so freundlich und anerkennenswerth entgegengekommen waren; jetzt sagte er sich, daß es seine heiligste Pflicht sei, die ihm gegebenen wohlmeinenden Winke in Bezug auf diese in jedem Fall sehr delicate Sache auf das gewissenhafteste und sorgfältigste zu beachten.

Mit diesen und ähnlichen Gedanken durchschritt unser junger Freund die uns bereits bekannte Dorfstraße, die jetzt insofern ihren Charakter geändert hatte, daß die Kinder bereits in dem Innern der Häuser waren, statt ihrer aber hin und wieder erwachsene Personen über die Straße schritten, um nach einem arbeitsvollen Tage die Ruhe ihrer ländlichen Hütte zu suchen. Die Linden=

allee, die zum Schlosse führt, war ganz leer und duftete anscheinend vergeblich ihre Wohlgerüche aus. Hin und wieder ging ein Summen durch die dichtbelaubten in Blüte tretenden Zweige dieser mächtigen Bäume, die mehr als ein Jahrhundert überdauert hatten, als wenn noch ein verspäteter, vielleicht wilder Bienenschwarm seine abendliche Ernte hier halten wolle. Sonst war der Abend still. Die Schatten wurden immer länger und man muß an diese Vereinsamung eines großartigen ländlichen Lustweges gewöhnt sein, um das Drückende eines solchen Aufwandes, der vergebens verschwendet zu sein scheint, nicht zu fühlen. Die Täuschung, die nicht von uns weichen will, wird geisterhaft, schreckhaft; wenn wir bei jedem Schritte auf Menschen zu stoßen glauben und wir nichts anderm begegnen als bloßen Schattenbildern, die immer riesiger werden. Wo die Natur in ihrer ungestörten und ungeschminkten Anlage blieb, wo sie rauh oder öde, romantisch oder pittoresk, still oder wild blieb, da drückt uns die Einsamkeit nicht nieder, da finden wir Unterhaltung in diesem Abschnitt des Buches Gottes, welches von seiner wunderbaren Schöpfung handelt; da können wir selbst wünschen, daß uns kein Gewühl der Menschen in unsern frommen oder erhabenen Betrachtungen störe; aber in Anlagen, die vom schaffenden Menschengeiste zeugen, an denen der Geschmack, die Kunst, die Vorliebe der Menschen sich betheiligte, die dem Nutzen, dem Vergnügen, der Bewunderung und der dankbaren Annahme bestimmt sind, in Anlagen eines großen Stils, einer imposanten Ordnung, einer guten Durchführung finden wir uns

schreckhaft vereinsamt, wenn uns in ihnen gerade die Menschen fehlen, für die sie bestimmt sind. Man eilt, aus ihnen herauszukommen. Man springt auf die Seite, um nur am Lichte und an der Luft zu sein. Und auch unser junger Freund war bald hinauf die lange, schwermüthige Allee, und es fühlte sich sein Herz erleichtert, als er, eingetreten in den Schloßhof, wieder auf Menschen traf, die er grüßen, mit denen er irgendeinige Worte wechseln konnte. Noch konnte er sich hier für alles interessiren, weil ihm hier noch alles neu war, und es war keine unangenehme Bekanntschaft für ihn, die er in dem alten Schloßwächter Martin machte, der auf einem der beiden Thorthürme seine Wohnung hatte.

Martin Zaunkind war ein hochbetagter, kurzer, gedrungener Mann mit silberweißem, aber noch ziemlich starkem Kopf- und Barthaar, kleinen muntern Augen, frischen Farben und für sein hohes Alter scharfen Sinnen und schnellen Bewegungen. Er war die lebendige Hauschronik von drei Geschlechtern her. Man sagt, er sei ein Findelkind gewesen, am Zaune gefunden, und daher Zaunkind benannt worden. Die Geschichte war lange her. Er war schon Stalljunge bei dem Großvater des jetzigen Herrn. Seine Aeltern und sonstigen Verwandten hat er allerdings nicht gekannt. Er gehörte zu den Kindern, die in diese Welt schneien und die ihrem guten Glück überlassen sind, wenn sie der Barmherzigkeit und Menschenliebe in die Hände fallen. Er war seiner Herrschaft zugewachsen wie ein fremder Baum, der aus einem Samenkorn emporsprießt, das ein Zugvogel auf seiner Wanderschaft mitgebracht und

auf einer günstigen Stelle hatte fallen lassen. Wie er denn alles wußte, was seine liebe Herrschaft anging seit Menschenaltern, so war es auch natürlich, daß er neugierig sein durfte, so oft eine Veränderung im Hauswesen stattfand. Er hatte schon einigemal durch sein schmales Schiebefenster, vor dem nach altem Gebrauche noch Eisenstangen waren, die das Durchstecken eines Menschenkopfs verhinderten, gelugt, ob er nicht den neuen Hofmeister zu Gesichte bekommen könne, um sich ein vorläufiges Urtheil über ihn bilden und für sich die Weissagung thun zu können, ob derselbe längere oder kürzere Zeit hierbleiben werde. Er hatte den Hofmeister fortgehen sehen. Sein Aeußeres gefiel ihm. Er mußte doch in jedem Falle zum Abendessen zurückkehren. Es war bereits halb acht Uhr. Seine Rückkehr stand also in jedem Augenblicke zu erwarten. Martin Zaunkind, der Schloßwächter, der sich aber bei weitem lieber Castellan nennen ließ, stand mit einem großen Bunde Schlüssel unter der Thorfahrt. Die Seiten- und Nebenthüren zum Schlosse, zum Wirthschaftshofe, zum Park u. s. w. hatte er bereits geschlossen, eine Viertelstunde früher als es sonst geschah. Nur das große Thor stand noch offen. Dies pflegte er gewöhnlich um acht Uhr abends mit dem unausbleiblichen Stöhnen über diese mühevolle Arbeit hinter Schloß und Riegel zu legen. Dann blieb nur die kleine Pforte noch neben dem großen Thore offen, bis auch diese um neun Uhr verriegelt ward. Wer nach dieser Zeit Einlaß begehrte, mußte sich dieselbe je nach seiner Stellung von dem Castellan entweder erbitten oder mit Strenge fordern. Der

Mann war streng in seinem Dienste, aber nicht unbestechlich. Drei Dinge gab es, durch die er sich in bessere Laune versetzen ließ: eine Pfeife guten Tabacks, ein Schlückchen Branntwein und eine neue Geschichte. Er raisonnirte auf alle Menschen, die seine Pflicht aus bloßer Schuldigkeit forderten; im Grunde genommen war er ein alter guter Mann, den alle gern mochten. Bei seiner Herrschaft war er gut angeschrieben. Man holte bei vielen Gelegenheiten seinen guten Rath ein, besonders in Bezug auf Witterungsveränderungen, große Reisen, wichtige Unternehmungen. Er war Orakel, Wetterprophet und Seher. „Was sagt Martin dazu?" das war eine stehende Formel, hinter der man sich stets nach Auskunft bemühete, wenn man in irgendeiner Verlegenheit oder Rathlosigkeit sich befand. Es ging ihm wie dem Kalender. Man war mit seinen Prophezeiungen zufrieden, wenn sie eintrafen, und mistraute ihnen nicht gerade, wenn sie fehlschlugen, da Martin tausend Gründe anzugeben wußte, warum eine genaue Erfüllung derselben eigentlich nicht vorauszusetzen gewesen wäre.

Martin stand unter dem großen Thorwege, und als Markbrand mit einem freundlichen Guten Abend an ihm vorüberwollte, da erlaubte sich der Castellan seiner Function gemäß den jungen Mann zu fragen, wohin er als Fremder noch zu so ungewöhnlicher Stunde wolle, da, wenn sein Besuch oder sein Geschäft im Schlosse nicht unumgänglich nothwendig wären, er ihm, dem fremden Herrn, nur rathen könne, doch morgen früh um neun Uhr wiederzukommen, da es der Herr

Baron ein für allemal nicht gern sehe, noch um diese Stunde, die er seiner Familie zu widmen pflege, gestört zu werden. Fritz bemerkte, daß er kein Fremder im Schlosse, sondern seit gestern ein Bewohner desselben sei, und daß er zur Abendtafel befohlen sei und deshalb um einen ungehinderten Eingang bitten müsse. Wahrscheinlich der Herr Hofmeister? fragte der alte Castellan mit kluger Miene, und sein großes Schlüsselbund in den einen Arm legend, langte er mit der rechten Hand seine Schnupftabacksdose aus seiner Hüftentasche im Rocke, und mit der freigewordenen linken Hand öffnete er dieselbe und offerirte nach Art der gefälligen Schnupfer unserm Hofmeister eine Herzstärkung. Dieser, um der Gefälligkeit nicht auszuweichen, nahm zum Schein eine Prise und entgegnete in guter Laune, daß er nicht wahrscheinlich, sondern wirklich der neue Hofmeister sei.

Als nun weiter der alte Zaunkind den Herrn Hofmeister recht inständig bat, ihm doch zur Besiegelung der neuen Bekanntschaft die Ehre eines kurzen Besuchs auf seinem Thurme zu erweisen, so war diese Bitte in so herzlicher Weise und so unwiderstehlich vorgetragen, daß der junge Mann ohne Zögerung auf den Wunsch des ältern einging und ihm auf dem Fuße folgte, und dieser ihn auf der schmalen dunkeln Thurmtreppe, die ihre spitzbogige Eingangsthür unter dem großen Thorwege hatte, in sein sogenanntes Revier führte. Dieses nun lag im zweiten Geschoß des Thurms, bestand aus einem Vorflur und einigen Gemächern, die einen Halbkreis bildeten. Das Ganze war von alter schwerer gothischer Structur mit Wölbungen. Die Gemächer

waren unstreitig spätere Einbaue und brachten einige Unregelmäßigkeit in das ursprünglich reine und unverbaute Rondel. Das Gemach, in welches der alte hurtige und allerlei Gutes redende Castellan seinen Besuch führte, war von mäßiger Größe und vollkommen wohnlich eingerichtet, obgleich man es für eine Gefangenzelle in irgendeiner Festungscitadelle oder einer Kasematte halten konnte. Es hatte nur ein Fenster, war aber dessenungeachtet helle genug und litt durchaus nicht an dumpfer Luft. Der Alte hielt auf freien Durchzug dieses Lebenselements und sonst auch auf große Reinlichkeit. Das Ameublement war einfach: ein ziemlich großer eichener Tisch, einige Stühle, unter denen sich der mächtige Armstuhl, ein Erbstück vom alten Herrn, wie er den seligen Vater des jetzigen Herrn Barons zu nennen pflegte, besonders hervorthat und durch seinen Standort in der Nähe eines ebenfalls mächtigen Kachelofens zur behaglichen Ruhe einlud. Dieser Sitz der Ehren wurde dem Hofmeister angeboten, aber nicht angenommen, weil eins von den beiden steinernen Bänkchen in der sehr tiefen Fensternische für diese Stunde und für den kurzen Aufenthalt angenehmer erschien, zumal da man von hieraus einen sehr freien Blick auf den Schloßhof und namentlich auf das Portal des Schlosses hatte. Fritz setzte sich auf das eine und Martin auf das andere dieser Bänkchen, auf denen zur größern Behaglichkeit geflochtene Binsenteppiche lagen. So saßen sich beide gegenüber, und die zweite Prise mußte den Uebergang zur cordialern Unterhaltung bilden. An der einen Wand hing — neben andern Curiositäten, zu denen

auch ein ziemlich großer Vogelbauer gehörte, in welchem sich die wunderlichsten Vögel zur Schau stellten, deren eigentliche Gattung sich schwer bestimmen ließ, weil es lauter Bastarde waren, noch eine Wanduhr von beträchtlicher Größe, dessen Orgelwerk und sonstige mechanische Beigaben sich zur Ansicht aufdrängten; desgleichen mußte auch ein Tressenhut, ein Halskragen, eine Offiziersschärpe, ein Paar Handschuhe, Degen und Sporen, als Armatur geordnet, bemerkt werden —, also an der einen Wand hing das sehr bekannte in Oel gemalte Bildniß Friedrich des Großen, wie man es noch jetzt auf manchem Vorsaal, Hausflur und im Trödelladen findet, aber immer dasselbe Bild, welches nie seinen Eindruck verfehlt, so sehr auch das Alter seine ursprüngliche Frische und Treue verwischt oder verletzt haben mag. Kaum richteten sich Markbrand's Augen auf dieses nie zu übersehende Bild, als der alte Martin seinen gewünschten Gegenstand hatte, an welchen er anknüpfen konnte. Dies Bild — erzählte er in einer solchen geläufigen Weise, daß man die Uebung merkte — sei auch ein Erbstück vom alten Herrn, dessen Vater es schon besessen und der es ihm verehrt habe. Es gehöre nothwendig mit zum Silberschild-Barkow'schen Hause. Er erinnere sich dieses ehrwürdigen Königs noch recht wohl, obgleich er kaum sieben oder acht Jahr alt gewesen, wo der alte Fritz dem Herrn Obersten von Barkow, dem Großvater des jetzigen Herrn, einen letzten Besuch gemacht habe, um den alten Kriegskameraden noch einmal zu sehen, ehe sie beide, die

alten Helden, zur großen Armee abgingen, wie sich Friedrich der Große recht leutselig ausgedrückt habe.

Er, nämlich Martin Zaunkind, wisse alles, was sich damals bei diesem hohen Besuche zugetragen, noch recht gut, und es stände ihm alles noch so genau vor Augen, als wenn es erst gestern geschehen sei. Der König sei von einer Revue, die er bei Pitzbuhl im Magdeburgischen abgehalten, in die Marken zurückgekehrt. Aber, da er gefühlt habe, daß es wol eine seiner letzten Revuen sein möchte, die ihn auf weitere Reisen ziehen würde, so habe er noch allerlei Inspectionen damit verbunden, und zugleich habe es ihm am Herzen gelegen, diesen oder jenen alten Kriegskameraden zu besuchen, wenn deren Schlösser nicht zu weit ab vom Wege gelegen hätten, und so sei auch der Oberst Hans von Barkow an die Reihe gekommen, der Chef eines Grenadierbataillons gewesen, aber bei Collin so viel davon getragen habe, daß er leider seinen höchst ehrenvollen Abschied habe nehmen müssen. Der König kam ohne alle Anmeldung, nur von einem sehr kleinen Gefolge begleitet, Dienstag vor Pfingsten — es war eine Frühjahrsrevue gewesen — punkt elf Uhr in Burg Barkow an. Seine Majestät stiegen vor der großen Freitreppe dort von dem leichten Kaleschwagen ab, den der damalige Landrath von Wendheim hatte liefern müssen. Sie wußten wol durch einen vorausgesandten Kundschafter, daß der Herr Oberst zu Hause waren und damals etwas stark am Podagra litten. Sie wollten daher den alten Herrn — sehen Sie, das sind dort seine Armaturstücke, da neben dem alten Fritz, die man mir als dem leben=

den Zeugen dieser Scene zur treuen Verwahrung und Verehrung übergeben hat — in seinem Armstuhle überraschen und einen derben Soldatenscherz mit ihm treiben; aber der Herr Oberst hatten den rechten Wind von der Fährte gekriegt, hatten sich in ihre Uniform gesteckt und standen kerzengerade unten an der Freitreppe als Ihre Majestät hinauf wollten. Das kam dem großen Friedrich überraschend, und: was — zum Teufel! Barkow, ich denke das linke Bein hält Ihn in seiner Stube gefangen und hat Ihn auf halbe Ration gesetzt, und da ist Er ja wie er leibt und lebt. Nun, das ist brav von einem meiner Grenadierobersten, daß Er noch marschfertig ist, doch komm Er her: ich habe ein lebhaftes Verlangen einen alten Kriegskameraden zu umarmen. Laß Er die Reverenzen und parir' Er Ordre — und damit umarmte er wirklich den Herrn Obersten auf eine herzliche Weise. Der Herr Oberst konnte seine Freudenthränen nicht zurückhalten, und auch der alte Fritz wischte sich mit der Handmanschette übers Gesicht und nahm eine derbe Prise. Das habe ich alles genau gesehen. Ich stand dicht am Wagen — und dabei vergaß denn auch Martin seine Prise nicht und auch Martin hatte eine Thräne fallen lassen. Nun, Barkow — der alte Fritz nannte den gnädigen Herrn nicht anders —, wenn ich nicht ungelegen komme: ich habe Ihm einen kleinen Besuch zugedacht. Was macht Seine Frau, Barkow, — die schöne Margarethe von Fordan? — Sie ist noch rüstig auf dem Zeuge, Ihre Majestät, und wenn sie der Schreck vor Freude nicht lähmt, so wird sie Ihrer Majestät mit dem Besten aufwarten was sie hat. — Barkow, es ist

lange her, daß ich die Jordan für die schönste Märkerin hielt. Laß Er sie nur kommen wie sie ist. — Und nun ging's mit dem Krückstocke oben hinauf. Was nun da oben geschah, während der vier Stunden, wo der König hier war und bei dem Herrn Obersten dinirte, weiß ich nun zwar nicht; aber beim Abschiede bin ich gewesen, als der König zu Wagen stieg — und der war schön, großartig. Das ganze Bauernvolk war inzwischen zusammengelaufen, der Cantor und der Pastor mit der Schuljugend waren da, und der König im Umgange mit diesen Leuten — na, so ein König kommt nicht wieder. Wär' er doch nur noch einmal da, um die Heidenraisonneurs unserer verwegenen Tage mit seinem Krückstock zur Raison zu bringen! Freilich überlebten der Herr Oberst und dero Gemahlin diese seltene Freude nicht lange mehr. — Aber Sie sehen nach der Schloßuhr, Herr Hofmeister? Es ist Schlag acht. Sie haben recht: Pünktlichkeit ist die halbe Seele. Darum will ich Sie auch heute nicht länger aufhalten. Aber wir plaudern gewiß bald einmal wieder ein halbes Stündchen miteinander. Sie sehen, ich weiß alles, was sich seit meiner Kindheit Tagen in diesem alten würdigen Schlosse, was Gott der Herr allezeit segnen möge, zugetragen hat. Und Sie werden uns hier liebgewinnen, Herr Hofmeister. Sie sehen danach brav genug aus. Aber, sagen Sie doch, wie gefällt es Ihnen hier? Wie gefallen Ihnen die Herrschaften, die Fräulein, die Junker, wir alle?! Sie müssen mir aber auch erzählen, wie Sie auf den glücklichen Gedanken gekommen sind, bei uns Hofmeister zu werden. Na, wenn Sie wieder-

kommen! Und ebenso redeselig, wie er unsern jungen Freund auf seinen Thurm gebracht hatte, brachte er ihn wieder hinunter, und mit einer Prise und einem herzlichen Händedruck von beiden Seiten schieden für heute die beiden neuen guten Bekannten.

Die freiherrliche Familie war auch heute Abend in dem kleinen Speisesalon im untern Stock versammelt. Man schien bereits auf den Hofmeister gewartet zu haben, obwol die Schloßuhr eben erst die achte Stunde gemeldet hatte. Es war dies kein ungünstiges Zeichen für ihn. Für gleichgültige Personen hat man ein solches Interesse nicht. Man ist vollkommen darüber beruhigt, wenn sie ausbleiben. Es ging nun sogleich zu Tische. Die Plätze waren ja ein für allemal bestimmt, nur die Junker durften wechseln. Wie viel ruhiger und behaglicher fühlte sich Fritz jetzt schon an diesem vornehmen Tische. Er war nicht mehr der Fremde, und man that auch vertraulicher gegen ihn. Es liegt nicht in unserm Zweck, alle Kleinigkeiten des täglichen Lebens zu berühren, also auch keinen genauen Bericht von jedem Mittag oder Abend zu geben, wo sich der uns schon hinlänglich bekannte Kreis an der Tafel vereinigte. Das diesmalige Gespräch drehte sich hauptsächlich um das Referat, das Markbrand von den Erlebnissen des ersten Tages seines Hierseins zu geben hatte. Die einfache Erzählung, mit der er seine Aufgabe löste; die lebendige Schilderung, die er von Oertlichkeiten und Personen entwarf; die geistreiche Combination, mit der er die heterogensten Gegenstände zu verknüpfen wußte: genug, sein Vortrag ward mit vielem Vergnügen, mit

großer Theilnahme, ja mit allgemeinem Beifall angehört. Es waren neue Anschauungen der Dinge mit diesem jungen Manne in die Familie gekommen. Die Lebendigkeit, die Frische, die Gewandtheit, der Witz, der Humor, die Natürlichkeit, mit der er die Sachen angriff, brachten Reiz, Wärme, Innigkeit, Frohsinn und Erhebung in die Gemüther. Der junge Mann war bereits unter dem wärmern Sonnenstrahle vertraulichern Wesens aufgethaut, und von welcher Wirkung ist nicht dies Gefühl auf die Seele, auf die geistige Begabung eines jungen Menschen, der über reiche innere Mittel zu disponiren hat. Er referirte in umgekehrter Ordnung. Seine Bekanntschaft mit Martin Zaunkind ward von ihm auf eine so humoristische Weise vorgetragen, daß er alles in die beste Fröhlichkeit versetzte. Er überging auch seinen Besuch bei dem Herrn Pastor nicht. Man fragte theilnehmend nach den lieben Leuten im Pfarrhause. Es wollte dem Hofmeister scheinen, als sollte er hier nicht ins Detail gehen, da ihm mehr als einmal wiederholt wurde, daß je länger man den Herrn Pastor kenne, man ihn um so höher achten müsse. Er sei ein so selten guter, ehrenwerther, musterhafter, liebenswürdiger Mann, daß seinesgleichen wol nicht viele mehr auf dieser immer kälter, engherziger, selbstsüchtiger werdenden Welt zu finden wären. Die liebe alte Frau Professorin wäre in der That eine rührende Erscheinung, ebenso wol durch ihr hohes Alter, wie durch die innige und zärtliche Liebe, die sie für die Ihrigen habe. Der verstorbenen Frau Pastorin wurde keiner Erwähnung gethan, und Markbrand fühlte sich seinerseits auch nicht

veranlaßt, eine vielleicht minder angenehm und heiter klingende Saite zu berühren.

Die Abendtafel dauerte nicht über eine gute halbe Stunde, und die allgemeinen Gespräche hatten damit ein Ende. Markbrand hielt es für schicklich, sich zurückzuziehen. Man bat ihn doch länger zu bleiben, wenn er nicht etwa ermüdet wäre oder eine andere Verfügung über seine noch freie Zeit getroffen habe. Die nächste Stunde sei gewöhnlich der musikalischen Unterhaltung gewidmet, und da er sich wol denken könne, wie gern man ihn in diese Unterhaltung ziehen möchte, so müsse man sein Verbleiben als ein Opfer seines freundlichen Willens fordern. Das Wort Musik übte auf unsern jungen Freund einen immer gleichen Zauber aus. Er stand wie gebannt auf seiner Stelle; sein ganzes Geberdenspiel sagte mit Freuden zu, und seine leuchtenden Augen suchten nach dem Instrument, das den reinsten Begierden des Herzens dienen sollte. Musik ist ein Genuß und erzeugt deshalb wie jeder andere Genuß Begierde, leidenschaftliches Verlangen, ja, eine lasterhafte Schwelgerei, wenn diese Verirrung ins Rohe möglich wäre. Und sie ist möglich. Es gibt Ausschweifungen auf dem Gebiete jeder Kunst. Wer kennt sie nicht aus der Geschichte der Kunst und ihrer frühen Opfer! Die Flügelthüren des anstoßenden Zimmers wurden geöffnet. Da stand der Flügel in voller Bereitschaft für den, der ihm Seele, Geist, Sprache geben wollte. Es war ein tüchtiger, kräftiger „Rosenkranz“. Diese straffe, volle, helle Sorte war unserm jungen Freunde bekannt. Darauf war Verlaß. Fritz war mit ihr vertraut und wußte

auch, was sich darauf machen ließ. Fritz brannte vor Verlangen, seine Brust, seine volle Brust in Tönen ausschütten zu können. Er hätte das heiter winkende Instrument umarmen, mit Küssen bedecken können. Er fühlte, daß ein mächtiger Freund und Alliirter ihm zur Seite stehe. Er konnte auf eine sichere Eroberung der Herzen ausgehen. Sonderbar sind die Stimmungen, unter denen man sich mit den Harmonien in Verbindung setzen will; sonderbar sind die Absichten, mit denen man sich auf die Macht der Töne stürzen, oder unter ihrem heiligen Fittich sich verbergen will. Fritz hatte aber noch so viel Herrschaft über sich selbst, daß er den Schein vermied, als wolle er imponiren mit seinen Leistungen. Zwar hatte er der ersten Anziehungskraft nachgegeben, war auf den Flügel zugeschritten und sein Auge war auf das aufgeschlagene Musikalienheft gefallen. Es war die C-moll-Symphonie von Beethoven. Dann aber wich er bescheidentlich zurück, und auf die jungen Damen sehend, wartete er deren Entscheidung ab. Diese in ihrer Weise machten die gewöhnlichen Umstände, aber da die thatkräftige Sophie dabei war, so fand man es bald in der Ordnung, daß sie, die jungen Mädchen, das Spiel, oder wie jene sich scherzhaft ausdrückte, den Wartburgskampf eröffneten. Auf Frau von Debonal's Vorschlag wählten sie die Ouverture zur „Stummen von Portici", welche jene der darin vorkommenden melancholischen Partien wegen leidenschaftlich liebte. Sie war so französisch diese Musik, so aufregend, so leidenschaftlich, so revolutionär, so siegesvoll. Die jungen Mädchen spielten gemäß ihrer physischen Kräfte die Pièce sehr

brav. Die geistigen Elemente, die sie hineinlegten, trafen den ursprünglichen Sinn des Componisten in einer Weise, daß er damit zufrieden sein konnte. Helene, welche die Oberstimme spielte, ward zuweilen zu weich und sentimental, gewann aber doch immer Feuer genug, wenn die stürmischen Partien eintraten. Sophie gab hinreichenden Nachdruck mit der Unterstimme und lenkte das ganze Stück nicht ohne schöne poetische Färbung. Fritz konnte seinen Beifall nicht versagen. Die jungen Damen hatten sich in lieblicher Weise echauffirt, und waren bescheiden genug, ihrer geliebten Lehrerin mit einem recht dankbaren Kusse zu danken.

Jetzt nun kam Markbrand an die Reihe. Er war sich wol seiner Ueberlegenheit bewußt; aber er hatte durchaus nicht das hochfahrende Wesen des Virtuosendünkels, der schon im voraus mit vornehmer Gleichgültigkeit den gebührenden Beifall des Auditoriums erwartet. Diese Menschen mit ihren stolzen, affectirten, in die Wolkenhöhe lächelnden Mienen sind unausstehlich; sie sind lächerlich, wenn sie die Bescheidenen und Naiven spielen wollen; sie sind bemitleidenswerth, wenn sie wirklich unter ihren Affecten leiden und sich entweder in einer Art Delirium oder in Hochmuthsekstase die langen Mähnen aus ihrem Gesichte streichen. Wie können nur die Frauen oft so närrisch sein und an diesen genialen Vogelscheuchen Gefallen finden! Ha, wie freuet es uns, unsern jungen Freund auch nicht im geringsten mit diesen Affectirten ähnlich zu finden! Wie ruhig, wie prunklos, wie unstudirt nahm er seinen Platz ein! Wie wollte er weder Spannung noch Bewunderung erregen!

Wie arbeitete er so gar nicht auf glänzenden Effect hin! Er hielt nichts von Bravour. Das Klopfen war nicht sein Geschmack. Er trieb keine Magie. Nicht am künstlerischen Machwerk lag es ihm, sondern an dem Geist und Willen des Componisten. Er spielte in der reinen, ruhigen, seelenvollen Hummel'schen Manier, die damals schon als veraltet angesehen werden konnte, die aber die einzig werthvolle Manier bleiben wird, weil sie sich mit keinem Charlatanismus befleckt hat. Fritz spielte ein Notturno von Weber, und sein Spiel, sein zartes, sein mildes, sein geistreiches Spiel gewann sich die Herzen. Man fühlte, daß hier mehr als bloße Kunstfertigkeit war; hier ward noch ein unbekanntes Etwas außer der Uebung geboten. Das alles war so lebendig; so redend, zum Himmel ziehend gewesen. Man dankte Markbrand mit wahrer, warmer Freude. Die Frauenaugen verriethen mehr — sie glänzten. Sie waren feucht. Sie tranken die Musik. Die durch die Kunst erzeugte Begeisterung liegt im Auge. Daher sagen wir: sie tranken die Musik. Fritz nun seinerseits in der reinsten Freude seines Herzens, eine glückliche Wahl getroffen zu haben, äußerte, daß es seine Pflicht gewesen wäre, einen deutschen Componisten dem französischen gegenüberzustellen. Man würde gewiß zugeben, daß in beiden Nationen die Kräfte wetteiferten.

Der angeschlagene Gedanke gehört zu denjenigen Punkten, die, wenn sie auch ihre Erledigung nicht finden werden, gleichwol einen angenehmen und unerschöpflichen Stoff der Unterhaltung darbieten können. Man ging über die Sache schneller hinweg, als es sonst der Fall

ist, wenn vorgefaßte Meinungen oder streitsüchtige Neigungen in der Gesellschaft vorwalten. Frau von Debonal, von den jungen Mädchen gebeten, trug eine Partie von Moscheles, eine anmuthige und doch glänzende große Polonaise, wir müssen es sagen, correct, geschmackvoll und reizend vor. Man war, wie immer, entzückt von diesem schönen Spiel. Fritz sprach seine hohe Anerkennung, seine aufrichtige Dankbarkeit aus. Diese so vielseitig und tiefgebildete Frau nahm eine immer höhere Stufe der Bewunderung in dem Herzen des jungen Mannes ein, auch wenn sie die Gediegenheit ihrer Bildung nicht durch den reinen Glanz ihrer Schönheit so bedeutend gehoben hätte. Die jetzt entstandene Pause würde länger gedauert haben, wenn nicht die muntere Sophie dazwischengetreten und der Stimmung eine andere Wendung durch den wirklich reizenden Vortrag eines melodienreichen Strauß'schen Walzers gegeben hätte. Auch diese Compositionen haben ihre Berechtigung an dem Geschmack und dem Beifall derjenigen, die einen Sinn für leichte, rythmische, wechselvolle Musik haben. Das Spiel Sophiens hatte Heiterkeit verbreitet, man schenkte ihr den verdienten Beifall. Warum auch nicht soll man seine Zufriedenheit über das Gefällige und den Jugendmuth Anregende, besonders so lange man jung ist und durch sinnliche Melodien angesprochen werden kann, zu erkennen geben? Sophie ward durch Helene abgelöst. Hochgeröthet setzte sie sich nieder. Sie wählte mit zitternden Händen eine Sonatine von Kalliwoda. Wußte sie doch, daß jemand da war, der ihr Spiel beachten würde und der es nach seinem Werthe

beurtheilen konnte. Das arme ängstliche Mädchen wünschte nicht durchzufallen. Sie nahm sich zusammen. Nachdem die ersten Passagen, die ersten Schwierigkeiten überwunden waren, wurde sie ruhiger, sicherer, energischer. Sie spielte brav; mit Geist, mit Geschmack. Sie hatte eine geistreiche Auffassung der Aufgabe, das war klar. Ihr Vortrag war seelenvoll. Er rührte, er gewann. Fritz fühlte das Spiel in der tiefsten Tiefe seiner Brust. Was ergriff ihn denn so mächtig! Es war ja doch nichts Außerordentliches, was er gehört hatte! Und doch war ihm so eigenthümlich zu Muthe. Helene konnte den Hofmeister nicht ansehen, als sie ihren Platz verließ, und doch lag ihr an seinem Beifall am meisten. Fritz machte den Beschluß. Er bat es sich aus, eine eigene freie Phantasie vortragen zu dürfen. Man gestand ihm dies gern zu. Man war um so aufmerksamer, um so theilnehmender. Wie konnte es dem jungen Manne fehlen bei diesen Anregungen, die er heute, an dem einen Tage empfangen hatte. Und er legte die Geschichte des heutigen Tags seinem Gedankengange unter. Er hob mit einem ernsten Adagio im strengen Stil an, um seine Morgenandacht zu schildern. Dann gab er in einem reizenden Allegretto seine Frühlingsempfindungen wieder. Er wurde capriciös, als er an sein Gespräch mit dem Baron dachte. Dann im Andante mit dem weichsten Thema, mit sentimentaler Ausführung: es war sein Gang zum See, sein Weilen in der Einsiedelei. — Pause. Alles war schön, reich, prächtig, eindringlich, klar bis zum Verstehen, in reinster, edelster Ordnung aufgenommen, gehalten und durch-

geführt. Man war erstaunt, gespannt, hingerissen. Wiederum ein ernster, schöner, hoher Eingang. Was nur in seinem Vermögen lag, er nahm es aus dem tiefsten Schatze seiner heiligsten Empfindungen: es war seine Zusammenkunft mit Frau von Debonal. Darauf folgte ein grandioses Marschtempo, fugirt, variirt. Wieder eine sanftere, stillere Partie — Pastorale mit den einfachsten Mitteln ausgestattet. Wir wissen, worauf diese Partien hindeuteten. Zuletzt ein Scherzando, aber mit allen Launen des künstlerischen Uebermuths, der Grazie, der Geschicklichkeit ausgestattet. Es war zum Lachen und Weinen in einem Augenblick; und dann wieder in eine stille gemessene Bahn einlenkend, schloß er mit einigen kräftigen Accorden. — Man war mit Recht erbauet von diesem Spiele. Dies hatte alle Erwartung überstiegen. Einem Virtuosen konnte kaum etwas Besseres zu Gebote stehen. Wie natürlich auch, da jeder von den Anwesenden seinen besondern Antheil an dem jungen Manne nahm, der in kurzem so viele glänzende Eigenschaften an den Tag gelegt hatte. Soviel ließ sich behaupten: Unsere Talente haben einen großen Antheil an unserm Schicksal.

Zwölftes Kapitel.

Wir suchen nicht immer die Veranlassungen, sie suchen oft uns.

Es war an der Mittagstafel des nächsten Tages, als der Baron der Familie den Vorschlag that, eine Nachmittagspartie nach der Oberförsterei zu machen, welches in der schönen Jahreszeit bei zulässigem Wetter zuweilen geschah. Dieser Vorschlag wurde von allen herzlich begrüßt, und da der Baron außerdem noch hinzufügte, daß man es doch wol dem Herrn Hofmeister schuldig sei, ihm die Annehmlichkeiten des Landlebens von der besten Seite anschaulich zu machen, so stimmten alle dieser gerechten Meinung nicht nur vollkommen bei, sondern es war auch überall ersichtlich, daß man sich großes Vergnügen von diesem Hauptzweck des Ausfluges versprach. Jetzt wurden nur noch die Ansichten und Wünsche darüber ausgetauscht, in welcher Weise diese Partie, die ungefähr eine halbe Meile und etwas darüber ausmachte, zurückgelegt werden sollte. Nach einer ziemlich lebhaften Debatte ward die Partie zu Fuß mit der Einschränkung beliebt, daß die Frau Baronin

den Weg hinwärts zu Wagen machen sollte, damit sie im Stande wäre, gegen Abend den Weg ebenfalls zu Fuß zurücklegen zu können. Bei dieser Feststellung der Sache konnte nur noch die Frage sein, wer in der Begleitung der Frau Baronin bleiben sollte; endlich ward auch dieser Punkt dahin bereinigt, daß dieser Theil dem Herrn Baron zufalle, weil die Jüngern alle lieber laufen möchten. Um drei Uhr sollte aufgebrochen werden, damit auch dort noch eine Tasse Kaffee willkommen wäre. Ein Bote ward sogleich abgefertigt, damit man dort nicht ins leere Nest falle und die Frau Oberförsterin nicht in allzu große Verlegenheit käme, obgleich bei solchen Gelegenheiten der Herrschaften wegen in keiner Weise Umstände gemacht werden durften. Es mochte sich ein jeder der Theilnehmer auf seine Weise über diese Partie freuen. Die jungen Mädchen sahen sehr erfreut aus, der junge Mann nicht minder. Die Zwillinge jubelten, und Frau von Debonal verrieth eine sehr heitere Stimmung. Das freiherrliche Ehepaar war auch sehr angenehm angeregt, denn man hatte ja längere Zeit eine solche Abwechselung des gegenwärtigen monotonen Daseins nicht gehabt.

Die Session bei Tische ging unter allerlei vergnügten Gesprächen vorüber, auch die kurze Zeit entschwand, die namentlich das weibliche Personal vollständig brauchte, um die Reisetoilette in Ordnung zu bringen. Punkt drei rückten die Fußgänger aus. Sie sollten einen kleinen Vorsprung vor den Fahrenden gewinnen. Die Jungen, welche den Vortrab bildeten, hatten zwar ihre gewöhnlichen Waffen nicht angelegt; aber sie hatten ein

jeder ein Jagdhorn und eine Botanisirtrommel umgehangen, und in den Händen hatten sie der eine ein Schmetterlings-, der andere ein Käfernetz. Sie waren jagdmäßig herausgeputzt; denn es ging auf die Oberförsterei und in den Forst, und in dem Forste auch wol in das Gatter zu den eingehegten Thieren. Das Hauptcorps führte natürlich Frau von Debonal. Sie war heiter und gütig in jeder Weise. Wie war sie doch so frisch und schön diese junge Frau an dem heutigen Tage, man hätte denken sollen, sie trage durchaus keinen Kummer auf ihrem Herzen, sie bekämpfe gar keinen Schmerz. Sie hatte ihre gewöhnliche schwarze Robe mit einem schwarzen Barrègekleide vertauscht, dessen Frisuren mit kastanienbraunem Bande eingefaßt waren. Sie trug einen runden Italiener mit einem schwarzen Sammtbande umzogen. Er stand ihr außerordentlich gut, und ihr Gesicht gewann durch den Schatten, den der Hut darauf warf; ihre Augen erschienen dadurch dunkler und leuchtender, ihre Farben tiefer, ihr Teint reiner, ihre Zähne blendender. Ihre Mantille trug sie leicht umgelegt. Sie gab ihr Schwung und Elasticität. Ihr Gang war überhaupt reizend und graziös. Sie animirte ihren Zug in fröhlicher Weise, und an den verschiedenartigen Bewegungen ihres fahlgrauen Sonnenschirms, dem sie die Bestimmung eines Commandostabes unter Umständen verlieh, bemerkte man ihre sonstige Gelassenheit nicht. Das französische Blut und die jugendliche Kraft forderten beide ihre Rechte. Die beiden jungen Mädchen waren liebliche Wallfahrerinnen. Sie trugen gleichfalls runde, weitrandige italienische

Strohhüte. Um Helenens Hut lag ein Kranz von Kornblumen, freilich von gemachten, aber so künstlich gemachten, daß man Natur und Nachahmung kaum zu unterscheiden vermochte. Um Sophiens Hut schlang sich ein Kranz von weißen Rosen in gleicher Weise. Die Bänder von beiden Hüten, hier paille, dort weiß und moirirt, hingen lang und breit über die Schultern herab. Sie trugen beide einen weißen Ueberwurf von leichtem Zeuge, und nur für die spätere Zeit oder für einen Temperaturwechsel über den Armen. Sie waren umkleidet mit hellen Kleidern von Zitz, dort hellblau, hier roth punktirt. Diese waren, wenn auch durchaus decent, doch oberhalb so weit ausgeschnitten, daß sie einen großen weißen Kragen mit schöner Stickerei, wie damals Mode war, erforderlich machten. Schmuck hatten die Damen nicht angelegt. Dies war auch nicht nöthig, denn es reichten dort die schönen braunen Flechten und Locken, die sich unter dem Hute hervordrängten, die milden, sanften blauen Augen, die feinen Züge, die strahlenden Farben, das holde Lächeln des Mundes, die sylphidische Gestalt mit dem leichten Gange, vollkommen aus. Der schöne Blumenstrauß an der Brust ersetzte alles, was sonst zur Hebung des weiblichen Liebreizes angewendet wird; hier thaten dieselben Dienste die üppigen blonden Locken, die Gazellenaugen, das dunkle Lustre des Gesichts, die herausfordernden Lippen und ein vorgestecktes noch nicht vollkommen aufgeblühtes Apfelblütensträußchen. Dies Mädchen hatte immer etwas Keckes und Apartes. Beide schwenkten niedliche Knicker in Händen, die sich sehr fein in gelben Handschuhen machten und sich aller=

liebst durch ein schwarzes Armbändchen von dem wohlgeformten Arme abgrenzten. Beide trugen staubfarbene Gamaschenstiefelchen, von denen man doch bisweilen auf der Fußtour etwas zu sehen bekam. — Fritz, als ob er es herausgefühlt hätte, daß man sich auf einer ländlichen Partie etwas luftiger und leichter kleiden dürfe, hatte ein rundes seidenes Mützchen in dunkelgrün aufgesetzt. Kein Schmuck daran; allein ein kleines Federchen von einem kleinen Raubvogel steckte dennoch fast unvermerkt an der linken Seite. Sein leichter Sommerrock war immer noch kurz genug, und immer noch von solchem Schnitt und mit solchen Brust- und Seitentaschen versehen, daß der Candidat der Theologie weniger zu erkennen war, als der ehemalige Student. Sein Chemisetthemd war höchst sauber und untadelig; die Knöpfe, die es zusammenhielten, waren einfache Goldknöpfchen, aber um so ansprechender. Statt des sonst üblichen vollständigen Halstuches war ein leichtes seidenes Umknüpftüchel leicht um den schönen kräftigen Hals geschlungen, der sich in angemessener Höhe aus dem feinen umgelegten Hemdkragen hob. Eine dunkelblaue seidene Weste auf den leichten hellgrauen Sommerbeinkleidern hob die reine und kräftige männliche Taille recht vortheilhaft ab. Er trug auch ein leichtes Fußwerk. Herrenstiefelchen von grauem Zeug mit lackirten Rändern und Spitzen, wie sie damals häufig beliebt waren. Er durfte wol ein Rohr mit einem Gemshorn in der einen Hand tragen und die andere durch die Cigarre beschäftigt erhalten, die ihm allseitig erlaubt war; doch ging er nicht mit bloßen Händen ein-

her, sondern mit schwarzen Glacéhandschuhen, auf welchen seine festgestärkten Manschetten um so glänzender abstachen. So ungefähr war unsere junge Reisegesellschaft nach ihrer äußern Erscheinung gewiß einfach, gefällig und nobel genug. Ihr Inneres verrieth jugendlichen Muth, frische Laune und helles Vergnügen. Sie hatten schöne Stunden vor sich. Die liebe schöne Natur im Maiengewande war das Gnadenbild, dem ihre Wallfahrt galt. Es schien so, als ob sie im blauen Himmel, der köstlich und fröhlich über der Landschaft sich wölbte, Station machen wollten. Der Frühling hat viel Kinder, diese gehörten gewiß zu seinen Lieblingen. Sie verstanden des Frühlings süßes Locken, volles Geben, weites Hoffen am besten. Das bekannte und doch bisjetzt noch unenträthselte „Mädchen aus der Fremde" hätte diesen jungen Leuten nichts anderes geben können als ein sanftes Maß für ihre übersprudelnde Lebenslust, damit sie ihnen nicht zu stromweis und zu rapide entrinne. Alles andere hatten sie: Gesundheit, Feuer, Geist, Hoffnung, Sehnsucht, Musik, Poesie, sproßende Empfindungen, für die man oft keine Namen hat, weil sie bald wohl, bald wehe thun.

So zogen sie hin — eine liebliche Schar. Wie war es damals noch so schön, als wir auch noch so in solcher anmuthiger und fröhlicher Gesellschaft ins Weite zogen, durch lachende, blühende Fluren, vorüber an blauen Seen, die Nixen des Sees mit allerlei Scherzen und kleinen Sottisen herausfordernd, über grüne duftige Wiesen, mit mehr als einem schönen Lagerplatze, und man konnte nicht vorüber, dort wo das Quellchen durch

die Wiese rieselt, und wo die vier schattigen Erlen stehen und so viele schöne Wiesenblumen winken, um einen duftigen Kranz zu winden — die Wahl ist schwer; doch sieh! die Hände jener Kranzwinderin entscheiden sich für die freundlich lächelnden hellblauen Wasservergißmeinnicht; aber wie sie der Quellnixe rauben? Die Stelle ist bruchig, scheint gefährlich. Ein ängstliches Mägdlein kann's nicht wagen. Da muß es schon der Jüngling thun, und wie gern thut es dieser! — Wer pflückte nicht gerade dieses Blümchen so gern für eine holde Jungfrau?! Und als er sie ihr gab, da nahm sie sie so dankbar hin und sah den Jüngling dabei so zutraulich an. Es war ja auf einer kleinen Frühlingsreise. Die steife Etikette war ja zu Hause geblieben. Frau von Debonal sah in die Ferne, und sie träumte von ähnlich schönen Auen an der Loire. Sophie war aber immer lose und declamirte laut und schauerlich das Bild der närrischen Ophelia von der Weide. Und es war doch nur eine Erle, durch die eben ein sanftes Frühlingslüftchen säuselte.

Wie bist du doch ein so böses, böses Mädchen, Sophie, daß du mich immer zu erschrecken suchst! Du weißt es doch, wie sehr ich mich vor jener unglücklichen und geisteskranken Ophelia fürchte. Was habe ich dir denn eben jetzt gethan?

Nichts, du liebes Herz, entgegnete Sophie auf diese Klage ihrer geliebten Helene, und auf sie zuspringend umarmte sie dieselbe und küßte sie herzlich. Was kann ich denn dafür, daß mir allerlei Einfälle kommen, mit denen ich nicht immer so glücklich bin, wie

ich es wünsche? Doch warte, wir wollen's gleich wieder gut machen. Bitte, Herr Hofmeister, begleiten Sie mich. Ich werde gleich ein willkommneres Liedchen anstimmen. Und sie stimmte die „Letzte Rose" an, und sie sang: „Einen Kranz hab' ich gewunden." Und wieder war ihr Gesang so verlockend, daß diesmal auch Helene mit einfiel. Frau von Debonal blieb in ihren süßen Träumen. Sie war eben auf den blumigen Gefilden ihrer frühesten Jugend und an der letzten Grenze ihrer jugendlichen Erinnerungen, wo sie einst so glücklich, ach, so glücklich war. Die Sänger waren noch nicht am Schlusse ihres Liedes, als die Junker riefen: „Der Wagen; die Mama und der Vater! Sie haben die Apfelschimmel." Und schnell setzten sie ihre kleinen Hörner an und brachten die drei möglichen Töne heraus, die auf diesen einfachen Instrumenten lagen. Die Reisegesellschaft brach schnell mit ihrem Gesange ab. Alle waren sogleich auf den Füßen. Die jungen Mädchen wehten mit ihren weißen Taschentüchern, und dieses heitere Signal des Willkommens wurde vom Wagen aus erwidert. Man näherte sich von beiden Seiten soweit es möglich war, und als man sich mit den Stimmen erreichen konnte, ohne auf eine unschickliche Weise schreien zu müssen, so rief man sich allerlei Schönes zu. Dies angenehme Begegnen dauerte indessen nur kurze Zeit. Fahrweg und Fußweg blieben nicht in der Parallele, sondern führten auf abweichenden Windungen der Oberförsterei zu. Die Aeltern im Wagen hatten sich an dem Anblick ihrer Kinder ergötzt, und unsere kleine Karavane that das Ihrige, um womöglich mit

dem Wagen zu gleicher Zeit in der Oberförsterei anzukommen. Der Fahrweg war bedeutend länger als der Fußpfad. Als man aus einer kleinen Senkung des Terrains wieder auf die Höhe kam, lag ungefähr in einer Entfernung von einer Viertelstunde das Forsthaus in voller Ansicht. Es war ein ansehnliches Gehöft zur Wirthschaft eingerichtet. Das zweistöckige Wohnhaus lag vorn heraus. Ein schmaler, mit einem Staket eingefriedigter Garten zog sich längs der Fronte hin. Er bestand aus einer Blumenrabatte und aus einigen Gemüsebeeten. Der größere Obstgarten lag auf der rechten Seite des Gehöfts; auf der linken Seite war ein angebautes Fruchtfeld. Vor dem Hause in ziemlich weitem Raume war üppiger Wiesengrund, auf welchem sechs bis acht großrassige Kühe weideten, welche die Stille durch ein abgestimmtes Glockengeläut belebten. Hart hinter der Försterei begann der dunkle Forst, der von weitem gesehen, seine weiten Flanken rechts und links von dem Forsthause ausdehnte. Das Ganze lag in stiller idyllischer Weise da und bot einen einladenden Anblick dar. Man konnte Verlangen tragen, hier auf ein Stündchen einsprechen zu dürfen. Nach wenigen Minuten sahen die Fußwanderer den Wagen heranrollen; er hielt vor der Thür, und man konnte deutlich drei Personen bemerken, welche die Besuchenden empfingen.

„Die Aeltern sind schon dort“, begann Helene.

„Ich sehe den Oberförster ganz deutlich; diese Figur ist nicht zu verkennen“, bemerkte Sophie ihrerseits.

„Und ich bin meiner lieben Frau Oberförsterin ge-

wiß. Diese liebe, brave Frau, wie freue ich mich auf sie!“ sprach Frau von Debonal.

„Und der verrückte Engländer ist auch da!“ fuhren die Jungen heraus; „und wirklich: der arme Mensch, der stille Dulder, der thörichte junge Mann“, sagten die andern. „Wie wagt er sich nur heraus, dieser Menschenscheue? Er hat gewiß einen guten Tag? Ob er auch uns wol begrüßen wird?“ waren die weitern Reden. „Thun wir nur nicht überrascht. Erscheinen wir möglichst gleichgültig. Sei jeder gütig gegen ihn. Er ist doch sehr bemitleidenswerth. So jung noch, und so reich und so vornehm, — und doch so gestört, so unglücklich! Möge er doch in der Pflege des guten Oberförsters die gewünschte Aufhülfe und Geistesstärke wiederfinden. Herr Hofmeister, Sie sind des Englischen mächtig. Versuchen Sie doch sein Vertrauen zu gewinnen. Doch wir müssen Ihnen erst sagen, wen Sie dort finden werden, damit Sie Ihr Benehmen darnach einrichten können.“

„William Blessington-Dorville ist einer jener reichen Güter- und Ehrenerben, deren England unter seinen vornehm geborenen jungen Männern, wenn sie die Erstgeborenen der Familie sind und das Misgeschick oder das traurige Glück haben, früh schon vaterlose Söhne zu werden, nicht wenige aufzuweisen hat, mit einem andern Wort: William ist Besitzer großer Güter in Wales und Lord und Pair von England. Vor etwa acht Jahren, wo er noch unter Vormundschaft stand und seine Güter durch seinen nächsten Verwandten verwaltet wurden, machte er nach der Gewohnheit seiner reichen Lands-

leute die große Tour. Seine Erziehung muß wol eine gute gewesen sein, und es ließ sich auch annehmen, daß er mit Nutzen reisen würde, da er mit guten wissenschaftlichen Kenntnissen und hinreichenden Empfehlungen und Geldmitteln versehen war. Allein, was kann einem Engländer begegnen, wenn er jung, reich, vornehm und mit der düstern Gemüthsstimmung, die so vielen dieser schwerblütigen Insulaner eigenthümlich anhaftet, ausgestattet ist?! Nach mancherlei Kreuz- und Querzügen, denen weder ein geordneter Plan noch ein ersichtlicher Zweck zum Grunde lag, befindet er sich auch, ohne daß er es eigentlich weiß wie und warum, in Marseille. Großes Aufsehen in dieser, wie nachmals in noch andern größern Städten Frankreichs, machte damals ein Circus eines gewissen Herrn Brissôt, weniger um der Leistungen der Kunstreitergesellschaft im allgemeinen willen, die, wenn auch tüchtig und selbst ausgezeichnet, dennoch nicht enorm und unübertrefflich waren, als um einer andern Ursache willen. Damals stand man auf dem Culminationspunkte dieser Productionen, die aber auch an Reinheit verloren hatten und statt dessen mehr nach Glanz und blendenden Effecten strebten. Wodurch diese Gesellschaft unter der Direction des Herrn Brissôt in ein so hohes Renommée gekommen war: das lag in dem stark vertretenen weiblichen Personale und in den großen Schaustücken, die ganz in theatralischer Weise abends bei glänzend erleuchtetem Circus aufgeführt wurden, und oft solche grotesken und pikanten Sujets darboten, daß alles diesen bis aufs äußerste geschraubten Genüssen zuströmte. Vorzugsweise war es

eine gewisse Demoiselle Adele, die mit ihren eminenten Leistungen in der höhern Reitkunst sowol wie in den Tänzen und Attituden zu Pferde alle Welt zur lautesten Bewunderung hinriß. Sie soll von blendender Schönheit gewesen sein. Man trug sich mit der Sage, sie sei keine Französin, auch keine Spanierin, für die man sie wechselsweise ausgeben mochte, um durch den Reiz des Geheimnißvollen die Theilnahme an dieser unvergleichlichen Schönheit zu erhöhen. Sie nur war das Tagesgespräch in Marseille. Sie nur gab den Modeartikeln die Namen und bewirkte ihren schnellen Absatz. Sie ward angestaunt, umworben, beschenkt, mit Blumen beworfen, vergöttert, und von denen, die die berühmte Miß Kenebel bei Loisset, oder die noch berühmtere Mathilde bei Tournière gesehen haben, weit über diese und andere Heldinnen ihres Faches gesetzt.

„William hatte sich für die Wintersaison in Marseille niedergelassen. Warum, das wußte nur er. Seine Beschäftigungen waren sehr einfacher Art: immer dieselben Spaziergänge, wo es am einfachsten war, und immer dieselben ziemlich einseitigen Café's, die er besuchte. Er speiste Table-d'hôte in dem besten Hotel der Stadt, wo er zugleich wohnte. Weil denn nun täglich von der Demoiselle die Rede war, und die alten wie die jungen Herren über diesem Thema Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel, Schiffahrt und Nationalinteressen vergaßen, so nahm er sich in der Stille, aber recht fest vor, die Demoiselle Adele nicht zu sehen, damit er sagen könne: auch diese allgemein bewunderte Erscheinung habe auf ihn gar keinen Eindruck gemacht; Marseille sei ihm

überhaupt gleichgültig gewesen, es habe ihn dorthin außerdem weiter nichts gezogen als die Marseillaise, die er von Grund seiner Seele haßte, und dort nichts weiter gehalten als die Hoffnung auf den nächsten Ausbruch einer Revolution, an welcher die Marseiller gewiß mit ihrer schlechten Marseillaise im Munde, aber ohne sonderliche Leidenschaft für ein besseres Frankreich in ihrem Herzen wieder einen auffallenden Antheil nehmen würden. Er fehlte nie in den öffentlichen politischen Versammlungen, um alle die verdammungswürdigen Grundsätze kennen zu lernen, welche die communistischen und Socialrepublikaner mit allen nur erdenklichen Mitteln, gegen die die Polizei nichts ausrichten konnte, unter die verführbare Menge zu bringen suchten. Er wollte die gegenwärtige Generation gründlich hassen lernen, wie sie es verdiente, und dazu schien ihm Frankreich und in Frankreich Marseille der ganz geeignete Boden zu sein. — Doch sollte er wider seinen Vorsatz die Demoiselle Adele sehen. Es wurde ein neues Schaustück aufgeführt. Es war ein Amazonenkampf gegen irgendein altes kriegerisches Volk. Adele war als Amazonenkönigin zugleich die Anführerin ihrer berittenen Horde. Die Amazonen werden mit Uebermacht angegriffen, zuerst mit abgerichteten Bestien, ich glaube gar mit Leoparden gehetzt, dann versprengt; der eine Theil mit ihrer Königin sucht sich in einer Schlucht zu vertheidigen. Sie halten sich mit unmenschlicher Tapferkeit. Adele macht eine Bestie nach der andern nieder. Zuletzt wird Feuer um die Schlucht angelegt. Die Königin setzt mit ihrem prachtvollen, unvergleich-

lichen Vollblut arabischer Rasse durch die Flammen, und — das ist die Bravourpartie des Stücks. Alles zittert um dieses verwegene Mädchen. Man richtet Adressen an sie, ein solches Wagstück nicht weiter zu unternehmen. Man droht dem Director ein Fiasco an, wenn er noch einmal ein so theueres Leben auf das Spiel setzen werde. Man fordert die Polizei auf, eine solche Gefahr abzuwenden, wie sie aus einem solchen feuerspeienden Stücke entspringen könne. Genug, dies eben sind die Mittel, welche den Circus stets überfüllen, die Billete um das Drei-, Vier- und Zehnfache erhöhen. Director Brissôt konnte nichts Gescheiteres thun, als sich zum Gegenstande des allgemeinsten Widerwillens machen zu lassen und dabei reich zu werden. William nimmt anfangs durchaus keine Notiz von diesem Skandal, wofür er die Sache hielt. Dann aber kam er plötzlich auf andere Gedanken. Es könne doch möglich sein, der Sprung durchs Feuer misglücke; Adele könne verbrennen oder das Genick brechen. Und diese Genugthuung ist er seinem frommen Herzen schuldig, das von solchen unchristlichen Dingen angewidert ward. Er miethet sich einen Platz in der vornehmsten Loge um theueres, sehr theueres Geld, denn anders, und erst durch die dritte und vierte Hand und nicht ohne Intriguen war ein solches nicht zu haben. Er kauft sich einen neuen und sehr exacten Operngucker, und um sich bis zu der todesgefährlichen Scene nicht zu langweilen, weil er die andern Productionen nie anders als mit dem Rücken ansehen will, versieht er sich mit Proudhon's Schriften, um sie gerade auf der Stelle zu lesen, wo eine Ironie

gegen diesen Phantasten plaidirt, wie man sie sich nicht schlagender wünschen kann. Er geht also in absichtsvoller Weise in das Pferdetheater, wo außer Pferden auch menschliche und thierische Affen, wilde Bestien und zahme Ungeheuer spielen. Er liest, bis seine Scene kommt. Was auch sonst noch vorgeht, es rührt ihn nichts. Endlich beginnt die Ouverture zur Amazonenschlacht. Endlich öffnen sich die Coulissen ihm gegenüber. Ein Vortrab sprengt ein: schöne Mädchen, kühne Reiterinnen, ausgezeichnete Costüms. Was geht das ihn an? Er will den Sprung durchs Feuer. Große Touche. Da erscheint mit dem kühnsten Sprunge, dessen der schönste Araber nur fähig ist, die Königin der Amazonen fast mitten im Circus. Wer war sie? Unter welcher Sonne war sie geboren? Zu welchem Stamme gehörte sie? «Und sie ist doch die Tochter eines Beduinenfürsten!» — «Nein, eines Kabylenhäuptlings!» — «Nein, eine Spanierin von maurischem Stamme!» so streitet man sich hinter und neben ihm um diese bezaubernde Erscheinung. Sie schickt sich an, ihre Amazonen zu ordnen und dann mit ihnen einen Ritt in der Runde zu machen, um das Publikum zu salutiren. Da werden Riesenbouquets, Riesenkränze von den schönsten Blumen überall zum Kauf angeboten. William reißt die kostbarsten an sich, um sie mit splendider Willkür zu bezahlen. Er ist der erste, der den schönsten Kranz nach dieser Königin wirft. Sie nimmt diese Huldigung mit solcher Anmuth und Grazie an, daß William außer sich geräth und fast Aufsehen erregt. Sie weiß es schon, daß dieser junge, ungeheuer reiche Lord, dieser wunderliche Mann, der

allein ihren Anlockungen bisjetzt widerstanden hat, im Theater ist. Sie kennt seinen Platz. Sie ist im Nu unter der Loge. Ihr Araber muß sich heben und kann fast mit seinen Vorderfüßen den Lord berühren, welcher sich weit, weit über die Barrière neigt. Er sieht der Adele dunkles Auge, ihr leicht gebräuntes, köstlich geformtes Gesicht, die weich gebogene feine Adlernase, den Mund, den man mit einem Sous bedecken kann, und dieser Mund lächelt und Zähne lassen sich sehen, die in reinstem Email glänzen. Und dieses Haar, so seltsam aufgeflochten, und dieser Hals, und diese Arme, und diese Figur, und dieser Sitz zu Pferde, wie nichtssagend, wie schwerfällig, wie unharmonisch ist dagegen die Amazone zu Pferde von Kiß vor dem berliner Museum! — William ist verloren, und die Amazone hatte den glänzendsten Sieg davongetragen. Morgen wird ihr der Lord den Hof machen und die brillantesten Geschenke bringen. — Der Kampf geht vor sich. Die anstürmenden geharnischten Männer werden zurückgeschlagen. Die wüthenden Bestien fallen an; sie werden verscheucht oder erlegt. Die Uebermacht siegt. Die Amazonen mit der Königin retten sich in die Schlucht. William, der erst erstarrt war, wird lebendig, wird laut, will mit in den Kampf. Das Feuer wird angelegt. Die Flammen lodern empor. Die Königin spornt den Araber. Der Todessprung wird gemacht. Der Araber stürzt, wodurch und worüber weiß man nicht. Adele fällt in die Flammen, und ehe sie von William, der über die Barrière gesprungen ist, mit eigener Lebensgefahr aus dem tückischen Feuerschwall gezogen werden kann, ist sie

von der Flamme gefaßt, auch nicht eine Stelle ihres schönen Leibes ist ohne die tiefgehendsten, tödlichsten Brandmale geblieben. Sie vollendet in William's Armen — ob mehr noch vom Schreck, oder als an einer innern Zerrüttung edler Gefäße, da ein Blutstrom aus ihrem Munde stürzt, oder an Verbrennung? Es läßt sich nicht bestimmen. Die Verwirrung, die Gefahr, das um sich greifende Feuer, der Drang, das Beschädigen und Schreien vieler Menschen, das Durcheinander der aufgescheuchten und theilweise losgelassenen Thiere, — man weiß kaum, wie diese fürchterliche Katastrophe sich gestaltet hat. Adele war hin. Der Lord weihete ihr ein prächtiges Mausoleum. Er besitzt Zeichnungen und Gemälde in großer Menge, die diese seltene Schönheit porträtiren. Er versank in noch tiefere Schwermuth. Er hält sich für die Ursache ihres jähen, fürchterlichen Todes. — Doch ein andermal mehr von dieser Geschichte. Wir sind zu nahe heran, und wir dürfen es uns nicht merken lassen, daß wir von ihm und von Adele gesprochen haben, sonst hat der arme Mensch einen schrecklichen Tag."

Die Begegnung der Familie vor der Oberförsterei war einer jener an sich unbedeutenden Vorgänge auf diesem großen Theater wechselnder Erscheinungen und Ereignisse, daß nur das Auge eines unverdorbenen Freundes oder Kenners der Natur dazu geschickt und würdig ist, das Liebliche und Erhabene, Reine und Ergötzliche solcher lebensvollen Scenen aufzufassen und für gleich empfindende Herzen darzustellen. Es hat weder eine verhängnißvolle, noch monate- und jahre-

lange Trennung der Seelen statttgefunden, die sich hier wiederfanden, und doch flogen die jungen Mädchen an der Aeltern Herz, und die Aeltern fingen ihre Kinder in ihren Armen auf und küßten ihnen die hellen Freudenzähren von den Wangen. Denselben Antheil empfingen sie von den Jungen, nur daß diese kürzer und rapider mit ihrem Freudenrausche waren. Frau von Debonal gehörte so eng zu dieser achtungswerthen Familie, daß wir uns niemals darüber wundern dürfen, wenn sie stets in die zärlichen Umarmungen ihrer Vertrauten hineingezogen wurde. Auch Fritz stand nicht mehr als Fremdling und als bloßer Zuschauer zur Seite: sein Theil waren herzliche Händedrücke und freundliche Blicke. Der Oberförster Wohldag, seine Gattin und der scheue Engländer betrachteten diese Scene eines so fröhlichen Zusammentreffens mit wahrer Rührung. Ach, wie einfach sind doch die besten Augenblicke im Leben von der führenden Hand Gottes angelegt, und wie unaussprechlich selig wirken sie auf das Herz um dieser Einfachheit willen! Der Maientag war so schön, der Himmel über den glücklichen Erdenkindern so weich gefärbt und leicht gewölbt; jene sanften, unerklärlich süßen Lüftchen wehten kosend hernieder, die uns immer in eine gehobene Stimmung versetzen; die Matten, auf denen diese Frühlingsgäste standen und ihre Umarmungen und Küsse austauschten, waren so elastisch und kräftigend; vom Walde quollen jene mächtigen aromatischen Ströme heran, daß jede Brust vor süßer Trunkenheit jauchzen mochte; die Welt war hier ihrem Staube, ihrem Geräusch, ihrem Neide, ihrer Sorge und ihrem Uebel

entflohen, hier war sie ganz sie selbst wieder: reich, schön, anmuthig, freigebig, offen, theilnahmevoll, beglückend alles, was an ihren mütterlichen, liebevollen Busen fliehen wollte. Wer solche Tage in seinem Leben und vorzugsweise in seiner Jugend gezählt hat, der weiß was sie bedeuten, welchen Lichtstrahl sie auf dem Gefilde der Erinnerung bilden, wenn die dunkeln Schatten trauriger Erfahrungen darüber hinziehen. Sie bleiben und sind die einzigen Gewißheiten, an denen wir unser Dasein angeheftet fühlen.

Es war nothwendig, daß die Unbekannten miteinander bekannt gemacht wurden. „Mein lieber guter Oberförster, Frau Oberförsterin, Herr von Dorville, wir haben die Ehre Ihnen unsern Herrn Hofmeister Markbrand vorzustellen und Ihrer Güte und Wohlgewogenheit zu empfehlen.“ Ohne jedwede Zögerung griff der Oberförster in guter Weidmannsmanier nach der Hand des Vorgestellten und erlaubte sich dieselbe mit herzlichem Willkommen recht derb zu drücken und zu schütteln. Das sah prächtig aus. Das sieht immer gut aus, wenn sich zwei Männer in deutscher Weise die Hand zum Willkommen geben. Solche gute Sitte sollte nie abkommen. Ein Händedruck ist oft sehr beredt. Wer sich nur einigermaßen darauf versteht, der kann hierbei recht gut die Täuschung von der Wahrheit unterscheiden. Aber wir sind sehr aus der Uebung damit. Und es gibt jetzt auffallend viel schwächliche, kalte und unangenehme feuchte Hände. Feigheit, Falschheit, Unmännlichkeit haben diese edle Tugend des echten deutschen Händedrucks sehr beeinträchtigt. Die Frau Oberförsterin, diese volle, reinliche und schmucke Frau,

folgte dem biedern Beispiele ihres lieben Gatten, und man merkte es unserm jungen Freunde an, wie wohl ihm dieser Act der Begrüßung that. Es standen ja seine Aeltern vor ihm, die es bei ähnlichen Gelegenheiten gerade so machten, und wenn er gedurft hätte, so hätte er diese Frau im Namen seiner Mutter geküßt, und reiner und heiliger wäre wol keine That einer schönen Aufwallung gewesen. Der Engländer stand da, so schlank, so kräftig, so edel an äußerer Form, und doch so scheu und verlegen und mit ängstlich suchenden Augen. Wir wissen genug von ihm, um ihn wegen seiner unglücklichen körperlichen Disposition zu bedauern, wegen seiner traurigen Erinnerung an die schrecklich untergegangene strahlende Adele mit jedem scharfen Urtheil zu schonen. Die Herrschaften kannten ihn und zwangen ihm weder eine Artigkeit auf, noch erwarteten sie eine solche von ihm. Kaum, daß er gegrüßt ward. Mehr auch durfte nicht geschehen, sonst wäre er geflohen. Er wäre auch gern der neuen Erscheinung ausgewichen, denn sie wirkte unangenehm auf ihn und vermehrte seine Herzbeklemmung; Markbrand sah so jugendlich, frisch und wohlgemuth aus, und ein solcher Anblick war dem Manne von tiefster Melancholie kaum erträglich, er wäre gern der neuen, ihm unangenehmen neuen Erscheinung ausgewichen, wenn ihn nicht ein Wesen auf diese Stelle gebannt hätte, dessen Winken, dessen Blicken und erhobenem Finger er unterworfen war, wie das große Thier aus der Wüste seinem Bändiger, der geheime Werkzeuge hat die ungebändigte Kraft des mächtigen Thiers in eine vollkommene Willenlosigkeit erschlaffen

und zittern zu machen. Diese geheimnißvolle Gewalt über William Blessington besaß Emilie. Ihren Winken gehorchte er. Was sie wollte, fühlte er bis auf die letzten Nerven seiner Seele. Was sie ihm durch leises Zeichengeben zu verstehen gab, das war ihm ein unverbrüchlicher Befehl; — nein, es war die einzige Freude, die er noch auf dieser Erde hatte, der einzige Anhalt in seinen unruhigen Träumen. Diese Frau war sein Trost, sein Engel, seine Religion. Er wäre längst schon wo anders. Wer weiß, in welchen fernen Wüsten oder auf welchen öden Meeren umhertreibend, wenn er sie, diese einzige, die er tief verehrte, die er anbetete, die er bewunderte, hier nicht gesehen hätte, wenn er sie hier nicht zuweilen sehen könnte, wenn er ihr nicht zuweilen sagen könnte, wie zum unauslöschlichsten Danke er ihr verpflichtet sei, wie kein höheres Glück auf dieser trugvollen Erde er mehr kenne, als ihr irgendeine — eine reine und fromme Freude machen zu dürfen. Und warum das? War es die holde Sitte, die unverfälschte Schönheit, die zarte Würde, die ihn so in den Staub vor dieser Angebeteten niederwarf, daß er ihre leichten Fußstapfen hätte mit den feurigsten Küssen bedecken, mit den reinsten Thränen benetzen mögen?! Ach nein, — er war hingerissen von den Schicksalen dieser liebenswürdigen Frau; er kannte ihre unersetzlichen Verluste, ihre tiefgehenden Wunden, ihre stille, heilige Resignation. Und diese Frau so voll von gerechter Wehmuth und Anklage eines herben Geschicks, war so fromm, so groß, so liebevoll in ihrem Leid, daß sie ihn, der doch ein eigenwilliges, herausgefordertes

Schicksal zu beklagen, zu bereuen und ein nie wieder gut zu machendes Verhängniß bitter und bis zum Tode und bis in die Ewigkeit hinüber zu büßen hatte, verstand und trug und duldete und tröstete — tröstete, wie er es nicht verdiente und so hold, wie dies nur einem himmlischen Wesen möglich ist. Frau von Debonal gab ihm zu verstehen, daß er bleibe; und er blieb.

„Herr von Dorville", redete sie ihn mit sanfter, seelenvoller Stimme an, „ich habe den Wunsch daß Sie die Bekanntschaft des Herrn Markbrand machen, da Sie dabei das Vergnügen haben werden, sich mit diesem lieben Herrn in ihrer Muttersprache unterhalten zu können, was, wie ich glaube, Ihnen sehr wohl thun wird."

„Sehr gern, gnädige Frau, werde ich mich um die Achtung dieses lieben Herrn bemühen, weil Sie es wünschen, obwol ich, wie Sie wissen, gern sehr einsam und unbekannt lebe; und ich werde auch gern mit diesem lieben Herrn englisch sprechen, weil Sie der Ansicht sind, es könne mir wohlthun, obwol ich gerade nicht das Englische liebe, weil mich vieles an dieser Sprache erschrickt. Ach, ich war ja nie glücklich in meinem Heimatlande! Sie wissen das, gnädige Frau. O, England und Frankreich sind doch traurige Erinnerungen für uns beide, Frau von Debonal!"

„Herr Markbrand, ich freue mich sehr, Ihnen durch Frau von Debonal empfohlen zu sein, und sein Sie versichert, daß es mir zur größten Pflicht und heiligsten Ehre gereichen soll, wenn ich mir ihre Zuneigung erwerben kann."

Und er reichte ihm die Hand.

Frau von Debonal segnete diesen Händedruck mit ihrem milden Lächeln, das sie so beredt und einnehmend machte. Und William Blessington schien sehr befriedigt zu sein. Sein Blick aber verrieth bald wieder Abwesenheit, und zurück sank er in sein gewohntes Schweigen. Die übrigen, als ginge sie dies wenig an, gingen unbeachtet darüber hinweg. Sie wußten, in welcher Weise hier durch Frau von Debonal stets aufs beste gehandelt ward.

Der Frau Baronin, welche das Recht der Wahl des Orts hatte, auf dem man eine angenehme Stunde in selbstgewählter, harmloser und froher Gesellschaft feiern wollte, beliebte es, den Sammelpunkt unter der „großen Eiche" zu wählen, und so begab sich denn der Zug zur Linken an der Oberförsterei hindurch, und erreichte hinter derselben und zwischen ihr und dem Forste eine prächtige, frische und üppige Lichtung, in deren Mitte die große, manches Jahrhundert zählende Eiche thronte und ihre weiten Aeste und Zweige zu einem prächtigen Schirmdach, das jeden künstlichen Baldachin beschämte, für die ausbreitete, die in solchem edeln Schutze ihres Lebens froh, oder ihres Kummers ledig sein wollten. An dem nöthigen Ameublement in sogenannter Naturarbeit für solche Fälle fehlte es nicht. Auch dem leisesten und deshalb für feinere und empfänglichere Nerven gefährlichsten Zuglüftchen konnte durch eine tragbare spanische Wand von Binsengeflecht ein Damm gesetzt werden. Man ließ sich hier in behaglichster Ruhe nieder. Die Gesellschaft war um so

bunter, da nun auch der Oberförster, dieser kräftige, muntere Sohn des Waldes, dem man wol die erprobte Gesundheit und den heitern Geistesmuth ansehen konnte, aber nicht seine funfzig Jahre, einen fröhlichen Zuwachs zu derselben abgab. Seine ihm ebenbürtige Gattin, die wir bereits als eine dralle Frau mit unternehmendem, wenn auch bequemen Wesen geschildert haben, war zu sehr in Bewegung und in der Erfüllung ihrer Pflichten so in Anspruch genommen, daß sie als Schaffnerin mehr, als Gesellschaftsgenossin gelten konnte. William Blessington war still seiner Gebieterin gefolgt, und als sie ihm das Zeichen gab, sich an ihrer Seite niederzulassen, so that er es mit so vielem Anstand und mit solch inniger Freude, daß man dem seltsamen Manne eine achtungsvolle Theilnahme nicht versagen konnte, und auch dann gab er keinem andern Gefühle nach, als er die Hand der Frau von Debonal mit der zartesten Ehrerbietung zu seinem Munde führte und — sie küßte. Ein Strahl eines heiligen Entzückens flog über sein männlich schönes Gesicht — und dann sank er wieder in sich zusammen. Ach, wie sind die Menschen, die das Schicksal mit unglücklichen Erinnerungen belastet, so selten in der Welt der Gegenwart, auch wenn sie allen Aufwand des köstlichsten Maitages an sie verschwendet. Dieser Mann mit seinen zweiunddreißig Jahren, mit seinem fürstlichen Aussehen, seinem unermeßlichen Vermögen, seinen reichen Kenntnissen, seinen glänzenden Hoffnungen auf den Gebieten der Ehre, der Liebe, des Ruhms, wenn er sie hätte haben wollen, sah immer nur das dunkelrothgefärbte Feuer im Circus von Marseille

und die kühne Adele, die er mit einem Blicke der allmächtigsten Leidenschaft auf ewig in sein eigenthümlich geformtes Herz geschlossen hatte, in dieses Feuer stürzen und in seinen Armen sterben, mit einem Blick auf ihn, der ihm mehr werth war, als alle Güter, Titel und Vortheile, die ihm sein bevorzugtes Erbrecht zuwarf. Daneben hatte er in lichten Augenblicken nur noch das eine Gefühl der Anbetung Emiliens. Diese, die ihm nun zur Seite saß, und die ein reines, edles Mitgefühl für diesen geisteskranken, bedauernswerthen jungen Mann hatte, rief ihn oftmals zu sich selbst zurück. Und jedesmal dankte er mit einem freundlichen Lächeln, dessen Untergrund aber so wehmüthig war, daß man ihm das innigste Mitgefühl nicht versagen konnte. Dieser etwas heterogene Zusatz zu der übrigen Heiterkeit, die in dem muntern Kreise um die mächtige Kaffeekanne mit allen gemüthlichen Zuthaten, die sich um diesen Centralpunkt harmlosen Beisammenseins zu scharen pflegen — Kuchen für die Frauen und Kinder, Cigarren und helles Quellwasser für die Herren —, hätte mit seinem überaus wehmüthigen Anstriche störend werden können; aber man war daran gewöhnt und wollte auch nicht die nöthigen Rücksichten der Gastfreundschaft gegen diesen vornehmen Fremden verletzen. Fritz saß diesmal in der seelenvergnügtesten Stimmung zwischen den beiden Fräulein, und das liebliche Plaudern unter den Alten und Jungen in jenem bunten Durcheinander, wobei man nicht jedes Wort auf die Goldwage zu legen braucht, gestattete ein solches Sicheinandergenießen, wie es in den abgemessenen Kreisen in jenen Augenblicken nicht

möglich ist, wo das Gespräch der vertraulichen Nachbarschaft nicht aufkommen darf und die Rede des einzelnen von dem Verstande bewacht werden muß, damit der Neid, die Eifersucht und die Schadenfreude nichts Böses daran finde. Ueberlassen wir doch noch ein Weilchen die frohe Gesellschaft ihrem selbstgewählten Genusse, und wenden wir noch einige Augenblicke an die Frage: wie war William Blessington hierher gekommen, und welche Pflicht lag den Personen, die sich seiner anzunehmen schienen, ob, diese höchst traurige Erscheinung solange mit stiller Gelassenheit zu tragen?

Nach jener unglücklichen Katastrophe durchzog der arme gepeinigte Blessington die weite Welt, um sich Ruhe und Ergebung zu erringen. Doch wohin er zog, überall verfolgte ihn das schreckliche Bild der schönen, in schrecklichen rothen Flammen untergehenden Adele. Er versuchte es auf den ödesten Stellen dieser weiten Erde; aber je einsamer, abgeschlossener und menschenleerer der Ort war, desto deutlicher hörte er den Hufschlag des Arabers, den Adele ritt, desto deutlicher hörte er sich von ihr rufen: „William, William, warum stürzest du mich mit deinen dämonischen Wünschen in die Flammen! William, William, ich hätte dich geliebt, wahrhaft und treu geliebt, und du tödtest mich so gewaltsam und so grausam! William, William, ich gehe als Heidin in die Ewigkeit und in die ewige Verdammniß, und du hättest mich bekehren, retten und beseligen können!“ Dieser letztere Gedanke war der fürchterlichste von allen, die die arme Seele des unglücklichen Lords zermalmten. Adele konnte in der That nicht den Nach-

weis liefern, daß sie eine Christin war. Sie war maurischer Abkunft. Ihre Jugend lag nur wie ein Traumbild vor ihrer Seele. Sie wußte es nicht genau, wie sie unter eine jener Gauklerbanden, die die ganze Welt durchziehen, gekommen, wie sie in Paris in eine Reitergesellschaft gekommen war. Sie hatte nie eine Erinnerung an ihre Aeltern, aber auch nie eine an ihre Zugehörigkeit zur christlichen Kirche. Ja, sie war nie in einer Kirche gewesen. Sie wußte nichts von dem, was man christliche Uebungen und christliche Tröstungen nennt. Ihr ganzer Werth bestand in ihrer Schönheit und Geschicklichkeit, das beides außerordentlich war. Sie fühlte den absonderlichen Reiz ihrer außergewöhnlichen Lage als Heidin, und da sie merkte, wie pikant sie dadurch denjenigen wurde, die nur nach ungewöhnlichen Reizen schmachteten, so bekannte sie stets mit einer gewissen Koketterie ihren ungläubigen Standpunkt, und es gewährte ihr das größte Vergnügen, wie die Christen das Heidenmädchen mit um so glänzendern Huldigungen überhäuften, weil ihr Unglaube nach jener Meinung jede Verirrung erlaubte. Niemand sündigt lieber und ist genußsüchtiger als die Christen, wenn sie glauben, sie können es ungestraft thun und auf die Rechnung eines zweifelhaft seligen Mitmenschen. Diese unglückselige Seelenlage Adelens kannte Blessington schon aus den lüsternen Erzählungen seiner Tischgenossen, und was nun seinen Schmerz erhöhete, dieselbe im heidnischen Unglauben, ohne alle Hoffnung auf Gnade, Erlösung und Beseligung untergegangen zu wissen, ohne auch jemals, wo es noch Zeit gewesen wäre, nur einen Schritt

zu ihrer Bekehrung und Errettung gethan zu haben, — das mußte die nachher gewonnene Ueberzeugung vollenden, ein edles Wesen zur Selbstzerstörung verholfen zu haben, da niemand, auch der Reichste sich nicht rühmen konnte, eine größere Gunst von ihr erlangt zu haben, als wie sie ein sehr verwöhntes kokettes Mädchen zu spenden pflegt, die eine entschiedene, ja eine brennende Neigung zur Liebe, aber nicht zum Laster hat. Solange sie nicht lieben konnte, wie sie es begehrte, fand sie ein Vergnügen, eine Genugthuung, eine Leidenschaft daran, ein loses und kostspieliges Spiel mit den Männern zu treiben. Je absonderlicher diese waren, desto lieber hatte sie dieselben. Und es war ihr stets ein Triumph, wenn ein ehrwürdiger Graukopf, ein frommer Priester, ein gebietender Staatsmann, ein weltberühmter Gelehrter zu ihren Füßen schmachtete. Aus blos jungen, reichen, vornehmen, dreisten Männern machte sie sich gar nichts. Diese Sorte war ja immer zum Ueberfließen da. William Blessington, der seltsame Mensch, der sie nicht sehen wollte, weil alle Welt sie zu sehen rannte und außer Athem kam, William Blessington mit der ruhigen Stirn, mit dem sinnigen Auge, mit der zusammengenommenen Haltung wäre ihr Mann gewesen; und ach, auch das mußte der arme Blessington noch erfahren, wie oft sie den Wunsch ausgesprochen hatte, es möchte ihr doch gelingen, auch diesen Unbeweglichen einstmals unter ihren Zuschauern erblicken zu können. Ihre äußersten Kräfte würde sie aufwenden, um ihm zu gefallen, um seine Neigung zu erwerben. Sie, die im Feuer untergehende Adele hatte mehr von ihm er-

worden. Sie hatte ihm alles genommen, was er sonst mit Stolz besaß: sein unerschütterliches Herz, seine festen Grundsätze, seine tiefverschlossene Liebe. Er war selbst am Heiligen Grabe gewesen und hatte für die gnädige Erlösung dieser Seele in jener Welt gebetet. Wäre Blessington Katholik gewesen, so hätte sich Hülfe in dieser Bedrängniß schaffen lassen. Die katholische Kirche ist sehr reich an heiligen Gnadenmitteln und Gnadenschätzen, und es gibt immer einen Preis, um den sie zu haben sind. Die katholische Kirche hätte, gut belohnt von den Reichthümern, Gebeten und Bußübungen William Blessington's, die arme, verdammte Seele Adelens im Jenseit gerettet, ja, bis dahin reicht ihre Gewalt, vermöge ihrer ausgedehnten Vollmachten, vermöge ihres heiligen Schlüsselamts; aber die reformirte Kirche kann es nicht, weil sie zu strenge Dogmen hat, und fürchterlich ist mit dem, was sie die Gnadenwahl nennt. Bis zum Katholicismus wollte sich Blessington mit echt puritanischem Eifer und Stolz nicht erniedrigen; einen falschen Handel wollte er nicht anfangen und die Seele Adelens noch ärger quälen, als sie vielleicht schon litt; aber kein Theolog seiner Confession, den er in Betreff dieser ihm so hochbenöthigten Sache anging, konnte ihm einen Trost verleihen. War Adele Heidin, und war sie im Unglauben gestorben, so war sie von der Seligkeit ausgeschlossen. Ach, selbst das Heilige Grab brachte keinen Frieden in das arme gequälte Herz. William besuchte die heiligen Stätten alle, ging selbst dahin, wo die büßende Magdalene zu des Herrn Füßen gelegen haben soll; aber kein Wort der Schrift, kein

Lehrsatz der reformirten Lehre, kein protestantischer Geistlicher konnte die Nothwendigkeit der Taufe zur ewigen Seligkeit leugnen. Es bestand alles darauf, Adelen zu verdammen. Er suchte Schutz an dem Busen der Freundschaft. Er hatte einen innigen Jugendfreund, von dem er erfuhr, daß er Attaché der englischen Gesandtschaft an unserm Hofe war. Diesen suchte er auf. Dieser nahm sich seiner im reinsten Sinne der Freundschaft an. Durch diesen ward er mit Theodor Wohldag, dem muntern, herzlichen, wackern, gescheiten Feldjäger bekannt. Theodor hatte Aehnlichkeit mit Adele, er hätte für ihren Bruder gelten können. Theodor wurde mit Liebkosungen, mit Geschenken, mit Freundschaftsversicherungen William's überhäuft. Sie wurden Freunde, der eine aus Bedürfniß, der andere aus edlem Mitgefühl, und auf Theodor's Rath und Wunsch ging William zu dessen Aeltern, und diese thaten für den Freund ihres Sohnes, was in ihren Kräften stand, und Blessington war ein ausgezeichneter, reiner, edler, frommer Mensch, und war unglücklich und damit allen guten Herzen aufgebunden.

Frau von Debonal sah sich eben jetzt genöthigt, eins ihrer elektrischen Mittel anzuwenden, um den armen Lord aus seinem schwermüthigen Hinträumen zu wecken.

„Haben Sie, Herr von Dorville, noch keinen Brief von Ihrem lieben Freunde Theodor erhalten, wonach Ihnen schon so lange und so sehnlichst verlangt hat?“

Dies war die anscheinend unbedeutende Frage, die Frau von Debonal an den Geisteskranken richtete, die aber eine eingreifende Wirkung auf seine träumende

Seele ausübte. Bei dem Namen Theodor schrak er auf. Er sammelte seine Geisteskräfte. Sie gaben, wie sie sich ordneten und schärften, seinem Auge Licht und seinem Gesichte Ausdruck. Sein ganzes Wesen faßte sich zusammen, und mit unverkennbarer Freude erwiderte er: „Gestern, gnädige Frau, war ich so glücklich von meinem unschätzbaren Freunde, dem besten aller Menschen, eine sehr erfreuliche Nachricht zu erhalten. Wie hat mich das so glücklich gemacht! Seit dem achten dieses Monats ist Theodor aus Petersburg zurück, seine Dienstgeschäfte werden ihn bis Ende Mai in der Hauptstadt und bei seinem Corps zurückhalten; dann ist ihm ein längerer Urlaub zugesagt; größere Dienstreisen als Kurier wird er nicht mehr zu machen haben; mit dem Monat November geht er als Repetent auf die Forstakademie zurück, und dann kann er jederzeit auf eine Anstellung im Forstfache rechnen; es ist ihm freigestellt worden zur Regierung zu gehen, oder die Stelle eines Repetenten zu übernehmen. Er hat das letztere vorgezogen, ihm liegt daran, ausübender Forstmann zu werden; die Verwaltungspartie sagt ihm weniger zu. Ach, wie zähle ich nun jeden Tag, jede Stunde, wo ich den herzlieben Freund wiedersehe! O, mein guter, lieber Theodor, dem ich mit Freuden mein Leben opfern würde, wenn es ihm nützlich sein könnte, wie sehnt mein armes Herz sich nach dir! Theodor, Theodor, wo bist du, kommst du?! Ach, warum mußt du so uneigennützig, so stolz, so edel sein, daß ich dir nie deine großen Opfer in solcher würdigen Weise vergelten darf, wie ich es dir schuldig bin! Aber, Theodor, wenn

ich sterbe, dann nimmst du dich meiner Kleinode an! Dann vergißt du deines treuen Freundes nicht! O, Theodor, wenn ich dich nur erst umarmen, an deinem Busen wieder weinen kann, wie glücklich, wie getröstet, wie beruhigt werde ich dann wieder sein!"

Frau von Debonal hatte den Lord nicht unterbrochen. Es war ihm heilsam, wenn er einen so glücklichen Gedanken wie diesen verfolgen konnte. Damit war er zu sich selbst zu bringen und der Geselligkeit fähig zu machen. Die laute Art und Weise, in welcher der Lord sich expectorirte, fiel der Familie Silberschild nicht auf; auch das schien nicht befremdlich, daß er zu den Acclamationen eines Selbstgesprächs überging. Der wiederholte laute Ausruf des Namens Theodor übte aber eine gewisse und den Betreffenden mehr oder minder verständliche Wirkung auf einzelne Personen der Gesellschaft aus. Die Aeltern des braven Sohnes hörten mit Entzücken den Namen ihres Sohnes, und der Ort, wo dieses theuern Namens Erwähnung geschah, und die Stimme, die ihn so sehnsuchtsvoll und so dankbar nannte, ließen sie ebenso sehr den glücklichen Besitz dieses Kindes, wie seinen Werth fühlen. Alle andern waren erfreut über die Nachricht, daß Theodor bald kommen und längere Zeit bleiben würde, denn sie hatten ihn alle lieb, diesen vortrefflichen jungen Mann. Einer nach dem andern erkundigte sich nun des Nähern nach dem muntern Feldjäger, der das Leben selber war und jeden mit Leben anhauchte, der in seiner Nähe athmete. Auch die Aeltern hatten sehr ausführliche Nachricht nach längerm Schweigen erhalten, und die Angaben des Lord

wurden nicht nur im allgemeinen bestätigt, sondern auch bis in die Details ergänzt, wobei die glückliche hoffende Mutter besonders ihre ganze mütterliche Redseligkeit entfaltete.

Ja, es war gewissermaßen ergötzlich, wie die Ehegatten bisweilen in Eifer und in Hitze geriethen, wenn sie entweder den Rang des gebührenden Vortrags, oder die Genauigkeit ihrer Angaben einander streitig machen wollten; doch wurde der Gatte stets von der Gattin besiegt, denn was sie alles von ihrem heißgeliebten Sohne zu erzählen wußte, dahin reichte weder des Gatten Gedächtniß, noch sein Scharfsinn. Es lag der guten Mutter das ganze künftige Schicksal ihres theuern Sohnes vor Augen, und sie war jetzt schon so überglücklich und selig, als wenn er mit in diesem schönen Kreise säße; vielleicht neben einem der beiden bildschönen Fräulein. Und sie sah mit ihrem gutmüthigen Auge so mütterlich die reizende Sophie an, und eine Thräne perlte aus diesem treuen Auge, in dessen sterbender Pupille gewiß das Bild ihres lieben, lieben Theodor zu sehen ist. Sophie ließ aber eben aus Unvorsichtigkeit ihre Häkelnadel fallen, und ehe es einem andern möglich war, sich ihr verbindlich zu machen, war sie schnell hinunter nach ihrer Nadel, und als sie wieder mit ihrem Köpfchen emportauchte, da war das Gesichtchen mit einer Röthe übergossen, die entweder eine gewaltige innere Erregung oder das tiefe Bücken nach der Nadel zur Ursache haben konnte. Wir lassen die Sache unentschieden, aber das müssen wir bekennen, daß Sophie auffallend schweigsam blieb, was

sonst ihre Sache nicht war, besonders wo es etwas angenehmes Neues gab. Warum trällerte sie denn diesmal nicht; denn die Scene mit dem monologisirenden Lord hatte doch was Apartes, und die Ankunft eines liebenswürdigen jungen Mannes war ja in Aussicht gestellt. Warum bewegte sie denn nicht einmal ihr ewig bewegliches Köpfchen? Sie fragten alle, die Junker, selbst Helene, die sonst so Zurückhaltende. Aber die Rollen schienen vertauscht. Helene war heiter, offen, glücklich. Sie sprach viel und unbefangen mit Markbrand, fast bis zum Auffallenden viel, und der junge Mann war unerschöpflich an ihrer Seite. So durften sie wol beieinander sitzen. — Sophie, die auf dem Wege noch lauter Lust und Leben gewesen war, hatte ein sehr stilles Wesen angenommen. Was war es nur? Hatte sie ein größeres Interesse an dem Lord genommen als sonst? Dabei schien sie ängstlich, und sie konnte diese Aengstlichkeit kaum verbergen, wenn der Lord wieder zu sprechen anhub. Aber die gute Debonal hatte recht. Sie verstand sich auf die kranke Seele ihres unglücklichen Freundes. Eine bessere Stunde war für ihn gekommen, als die Gedanken an Theodor seine sonstigen finstern Träume verscheuchten. Er ward gesellig, genießbar, ja er ward von Minute zu Minute stärker am Geiste. Seine Erinnerungen fielen auf freundlichere Bilder; seine Einbildungskraft schuf passende Vergleiche; seine Ideenassociation brachte ihn auf allerlei interessante Bemerkungen; ja, ein Anstrich von Humor schlich sich in seine Rede, und die Funken von Witz, die dann und wann aus seinen Wendungen sprüheten,

frappirten in der That. Genug, er ward der Mann von Geist, Erziehung und Bildung und Adel, der er so sehr in den Stunden seiner Ruhe und Fassung sein konnte, wie diese eine war. Und dann, wenn sich dieser in der That edle Mensch wiedergewonnen hatte, mußte man ihm das Zeugniß einer männlichen Schönheit geben. Sein Gesicht in römischer Form mit hoher Stirn und geistreich flammendem Auge und dunklem Colorit verrieth seine normannische Abkunft. Sein dunkles Haupthaar war kurz geschoren, wodurch seine edle hohe Stirn noch feiner wurde. Den Bart trug er voll auf Wangen, am Kinn und auf der Oberlippe in der Weise Karl's V., aber in geziemender Länge von der Schere gehalten. Perlenweiße Zähne stachen um so blitzender aus dieser dunkeln Umgebung. Auch seine Haltung gewann mit der Rückkehr seiner Geister. Er war stark, ohne robust zu sein, und über mittelgroß. Der Mann konnte Anspruch auf eine kräftige männliche Schönheit machen, wenn er nicht träumte und darüber in Schlaffheit sank. Wie freute sich Emilie, als sie den Kranken soweit hatte, daß er für einen Kerngesunden gelten konnte. Ach, diese Emilie, welch ein herrliches Weib ist sie!

Eins lockt das andere. Nachdem die Junker ihren Antheil an Milch und Kuchen weghatten, entsprangen sie der starkbefestigten unbeweglichen Tafel. Sie machten sich an der Schaukel zu schaffen, die ihnen nun besser zusagte. Aber sie war nicht gut durch Kindeshand in Bewegung zu setzen. Sie riefen deswegen nach Beistand. Wer jung war, machte sich auf. Die Jugend

tummelt sich so gern auf grüner, blumiger Matte, vor dunkellaubigem, frischen Walde. Zwei Paar, wie sie sein mußten. Der Lord war jetzt auch jung und heiter. Fritz und Helene halfen den Junkern an der Schaukel, ach, und das war eine Lust. Sophie ging neben dem Lord. So oft es aber ging, bückte sie sich nach einer Wiesenblume. Der Lord half zur Vollendung eines schönen Straußes. Es machte ihn dies so glücklich. Und das Gefühl des Glücks brachte ihn wieder auf Theodor, und er sprach von den schönen Stunden, die sie haben würden, wenn er erst da sein würde, der herrliche Freund. Sophie lauschte, und sie lauschte noch mehr, als der Lord erzählte, Theodor habe sich in dem Briefe nach allen lieben Personen seiner hiesigen Bekanntschaft erkundigt und dies mit besonderer Wärme von ihr gethan. Er habe gebeten von allen etwas zu berichten, und schon morgen werde er dem lieben Freunde von dem heutigen glücklichen Tage melden und ihm sagen, wie sie sich alle auf seine Ankunft freuten. Dürfe er denn auch seinem Busenfreunde schreiben, daß auch Fräulein von Hochstetten seiner mit freundlichem Wohlwollen gedacht habe? Was gäbe er darum, wenn er dem innigstgeliebten Theodor melden könne, daß dies die reine Wahrheit sei!

„Herr von Dorville“, entgegnete Sophie, wenn auch mit etwas unsicherer Stimme, „Herr von Dorville, ich möchte Sie selbst bitten, Ihren Freund Theodor ausdrücklich von mir und bestens zu grüßen, und ihm zu sagen, daß ich ihm eine baldige recht glückliche Herkunft wünschte, weil dies seine Aeltern sehr glück-

lich und Ihnen und andern eine große Freude machen würde."

Doch der Lord war schon wieder etwas abwesend und zerstreut. Sophie merkte das und ward ängstlich an seiner Seite.

„Ja, ja, das wird den guten Theodor sehr, sehr glücklich machen, wenn ich ihm dies schreiben kann. Er hat aber auch recht, vollkommen recht, Fräulein Sophie von Hochstetten ist eine so liebenswürdige Dame, und wer mag es ihm verdenken, wenn er sie innig und leidenschaftlich liebt. O, wie schön, daß ein paar so herrliche Seelen . . ." Weiter hörte Sophie von diesem verirrten Selbstgespräch des Lords nichts. Sie entglitt seiner Seite und gesellte sich zu denen an der Schaukel. Der Lord suchte mit seinen irren Augen den entflohenen Gegenstand. Emilie, die die Wandelnden mit ihren Blicken verfolgt hatte, bemerkte, daß dort etwas vorgegangen sein müsse, als Sophie so schnell den Lord verließ, und um den armen Unglücklichen nicht wieder in seine schwarze Stimmung zurücksinken zu lassen, ersetzte sie augenblicklich Sophiens Stelle an seiner Seite, ja, sie bat ihn, daß er sie führen möchte, und er nahm ihren Arm in den seinigen mit wahrem Entzücken. Sie gingen näher an den Waldessaum. Sie betrachteten durch das Gatter das hier eingehegte Wildpret. Sie plauderten glücklich miteinander: er, weil er sich in dem Schutze seines Engels fühlte, sie, weil es ihr nicht verborgen blieb, welchen heilsamen Einfluß sie auf ihn ausübte.

Es genügt für die Zwecke unserer Geschichte, hier

mit dieser ländlichen Partie abzubrechen. Die Jugend ging von einem Spiele zum andern, von einer Lust zur andern über. Da wurden Schmetterlinge und Käfer gefangen, Waldblumen gepflückt, und Vögel und Eichhörnchen belauscht. Gesprungen, gesungen, gescherzt wurde genug, bis der jugendliche Frohsinn gesättigt ward. Nur Sophie war etwas weniger elastisch als sonst. Der Engländer war wieder durch die geistige und leibliche Berührung mit Emilien flott geworden. Er sprach auch mit Markbrand englisch; doch war es bemerkbar, daß er etwas mistrauisch gegen den jungen Mann that. Er achtete mit einem unheimlichen Blicke auf jedes Wort, das dieser sprach. Wir erklären es einfach mit dem Widerwillen, den er gegen den jungen Mann hatte, weil er Theolog war; denn er stand in dem Wahne, die Theologie handle mit ihm nicht ganz redlich, da sie durchaus sich nicht dazu verstehen wollte, die Liebe Gottes auch auf die Heiden in dem Maße auszudehnen, daß diese auch dort noch einer Erlösung fähig sein könnten, wenn auch nicht ganz sicher. Die ältern Theilnehmer unserer Partie hatten des Vergnügens viel an der Beobachtung der Jugend; der Baron hatte mit dem Oberförster manches liebliche Weidmannsgespräch, und die Baronin gefiel sich sehr darin, sich von der Oberförsterin von wirthschaftlichen und häuslichen Dingen unterhalten zu lassen.

Die Stunde des Aufbruchs war gekommen — für einige zu früh. Warum eilen sie so sehr, die seligen Stunden?! Der Abend war maikühl und lud zur Fußwanderung ein, zu der sich alle entschlossen. Man zog

ab, die Bewohner der Oberförsterei gaben das Geleit bis auf die Wiese mit dem uns bekannten Quell. Am Quell war's, wo Fritz Helenen die Vergißmeinnicht zum Kranze pflückte. „Wie schön war's hier heute Nachmittag!" sagte Helene zu Markbrand, der eben an ihrer Seite ging. „Gnädiges Fräulein, ich werde diese schöne Stunde nie vergessen!" entgegnete dieser. Und wir suchen nicht immer die Veranlassungen, sie suchen oft uns.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wesdorf, Friedrich

Stand und Bildung Roman

Bd.: 1

Leipzig 1865